BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Geschichte

der

Sprach- Dicht- und Redekunst

der

Deutschen.

Von

Theodor Heinsius.

Erste Abtheilung.

Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des 17ten J. h.

Berlin,
bei Friedrich Braunes
1811.

Teut

oder

theoretisch-praktisches

Lehrbuch

des gesammten

Deutschen Sprachunterrichts.

Von

Theodor Heinsius
Professor am Berlinischen
Gymnasium.

Vierter Theil.
Erste Abtheilung.

Berlin,
bei Friedrich Braunes
1811.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die Geschichte der Litteratur eines Volks ist ein sehr umfassender Theil der historischen Wissenschaft, da wir durch ihn den Gang der wissenschaftlichen Bildung in den gesammten Geistesbestrebungen dieses Volks aus seinen schriftlichen Denkmalen erkennen wollen. Hieraus ergibt sich die Nothwendigkeit, den Begriff der Litteraturgeschichte, in so fern sie als Gegenstand des Schulunterrichts da steht, enger zu fassen, und ihn auf eine Geschichte der Sprach- Dicht- und Redekunst — als die Hauptzweige der menschlichen Erkenntniß — zu beschränken.

Solche von dem Deutschen Volke, seit dem ersten Erscheinen desselben in der Weltgeschichte bis auf die neueste Zeit herab, für Deutsche Jünglinge zu schreiben, war mein Zweck. Die Verhältnisse, in denen ich als öffentlicher Lehrer einiger hiesigen

Gymnasien stehe, in deren obern Klassen dieser Lehrgegenstand mir übertragen wurde, machten es mir schon vor vielen Jahren zur Pflicht, den ältern und neuern Quellen sorgfältig nachzuspüren, und der Ort, in dem ich lebe, gab mir Gelegenheit, die meisten und wichtigsten ältern Werke der Deutschen Sprach- und Dichtkunst durch eigene Anschauung genauer kennen zu lernen, und damit die vorhandenen neuern historischen Nachrichten zu vergleichen. Durch dieses fortgesetzte Studium ist mir auch in den neusten Forschungen noch lebende Litteratoren nnd in ihre darüber herausgegebenen Schriften nnd einzelnen Abhandlungen nicht leicht etwas Bedeutendes entgangen, wodurch ich meine früheren Hefte vervollständigen, berichtigen und nach den Bedürfnissen der reiferen Jugend erweitern konnte.

In der Feststellung der Zeiträume, deren ich sieben angenommen habe, und in den ihnen ertheilten Ueberschriften wird sich manche Abweichung von meinen Vorgängern finden, doch glaube ich, meine Eintheilung gehörig begründet zu haben. Ueberall war es mir darum zu thun, so wie in der politischen Geschichte, auch in der litterarischen, auf den innern Zusammenhang der Erscheinungen als

Ursach und Folge aufmerksam zu machen, und so auf die Nothwendigkeit in dem Gang der Geistesbildung unseres Volks hinzuführen. In der Behandlung des Stoffs habe ich mich zuerst durch das Bedürfniß der Schuljugend, und dann durch die Wichtigkeit der Gegenstände selbst bestimmen lassen. Je mehr ein Dichter und Prosaiker sein Zeitalter beherrschte, je folgenreicher sein Einfluß auf Sprache und Dichtkunst war, je länger und umständlicher mußte von ihm gesprochen werden. Von den Lebensumständen jedes Einzelnen ist überall nur das Nothwendigste gesagt, aber auf die ersten Quellen, aus denen man schöpfen kann, hingewiesen worden. Desto länger mußte ich bei den Urtheilen über den litterarischen Charakter der Schriftsteller und ihrer Werke verweilen, wobei ich die Kritik unsrer geachtetsten Litteratoren, deren Namen und Schriften unter jedem §. angeführt sind, oft wörtlich benutzt, und mit dem Meinigen verbunden habe. Eben so ist bei jedem Schriftsteller diejenige Dichtungsart besonders hervorgehoben worden, um die er sich vorzüglich verdient gemacht hat. So viel der Raum es gestattete, sind auch von den wichtigsten Schriftstellern jedes Zeitraums einige Proben mitgetheilt worden.

Der Umfang des zu bearbeitenden Stoffs machte es für den bequemen Gebrauch des Buchs wünschenswerth, das Ganze in zwei gleichförmige Abtheilungen zu bringen. Die erste schließt mit der Mitte des 17ten J. H. da, wo der edle und einfache Geschmack des Opitz durch Hoffmannswaldau und Lohenstein in einen gekünstelten und prunkvollen übergeht. Die zweite, die unter der Presse ist, und in kurzer Zeit nachfolgen soll, wird in einer gleichen Bogenzahl und auf dieselbe Art den Schluß des sechsten und den ganzen siebenten Zeitraum bis auf unsere Tage enthalten. Mit dieser Abtheilung wird auch die Inhaltsanzeige ausgegeben werden.

Berlin, im April 1811.

Der Verfasser.

Einleitung.

Die Geschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen, von dem ersten, noch vorhandenen Werke bis auf unsere Tage, faßt einen Zeitraum von etwa 1400 Jahren in sich. Um diesen gehörig übersehen zu können, theilen wir ihn in nachstehende sieben kleinere Abschnitte, die sämmtlich durch wichtige Erscheinungen begründet sind:

Erster Zeitraum. Das bardisch-gothische Zeitalter, bis auf Karl den Großen, oder bis 768 nach Chr. Geb.

Zweiter Zeitraum. Das fränkische Zeitalter. Von Karl bis zu den Schwäbischen Kaisern, oder bis 1137.

Dritter Zeitraum. Das Zeitalter der Minnesinger oder der Schwäbischen Dichter. Von den Schwäbischen Kaisern bis auf die Errichtung der ersten Deutschen Universität, oder bis 1346.

Vierter Zeitraum. Das Zeitalter der Meistersänger. Von 1346 bis 1523, oder bis zur Erscheinung der vollständigen Lutherischen Bibelübersetzung.

Fünfter Zeitraum. Das Zeitalter aufblühender Wissenschaftlichkeit. Von der Bibelübersetzung bis auf Opitz, oder bis 1625.

Sechster Zeitraum. Das Zeitalter widerstrebender Meinungen. Von Opitz bis Klopstock, oder bis 1751.

Siebenter Zeitraum. Das Zeitalter klassischer Literatur. Von Klopstock bis jetzt.

Erster Zeitraum.

Das bardisch-gothische Zeitalter.

§. 1.

Vorbemerkung.

Da die frühsten Anfänge der Sprach- und wissenschaftlichen Bildung bei jedem Volke, also auch bei den Deutschen, nur wenig Merkwürdiges darbieten, und die Geschichte von der ersten Erscheinung Deutscher Völkerschaften (113 v. Chr. Geb.) bis auf Karl den Großen, der größern Hälfte nach, in das tiefste Dunkel gehüllt ist: so müssen wir uns bei dem Mangel an klaren Thatsachen mit Muthmaßungen und Meinungen begnügen, wie sie aus einigen dunkeln Nachrichten älterer Schriftsteller hervorgehen.

§. 2.

Gangbare Meinung über den Gesang der Deutschen.

Der gangbaren Meinung nach waren die Deutschen schon in der frühsten Zeit mit der Dichtkunst bekannt. Sie hatten ihre Sänger, Barden genannt, die zu Ehren ihres Gottes Tuisko, und zur Feier des Andenkens tapferer Männer, Lieder sangen, welche, vom Vater auf den Sohn forterbend, die Geschichte und Rechtsgewohnheiten ihres Volks enthiel-

ten. Auch zogen sie selbst in den Krieg, um den Muth der Streiter zu beleben, und beim Beginnen der Schlacht wurde ein Kriegsgesang angestimmt, in welchem man den Gang der Schlacht nachahmte, und den Ton der Stimme durch Vorhalten der Schilde vor den Mund verstärkte. An Instrumental-Musik fehlte es nicht; man kannte die Trompete und Trommel, ja sogar die Harfe, die Venantius Fortunatus ihnen giebt, und die Leier, nach welcher Ammianus Marcellinus die Lieder absingen läßt.

§. 3.

Schriftsteller.

Tacitus.

Unter den Geschichtschreibern des Alterthums, die über die alten Deutschen geschrieben haben, behauptet Tacitus den ersten Rang. Im dritten Kap. seines Werks de situ, moribus et populis Germaniae findet sich eine Stelle, welche die gewöhnliche Meinung von Deutschen Barden veranlaßt hat, und wörtlich also lautet: Fuisse apud eos et Herculem memorant, primumque omnium virorum fortium ituri in proelium canunt. Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem Barritum (Barditum) vocant, accendunt animos, futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur. Terrent enim trepidantve, prout sonuit acies. Nec tamen voces illae, quam virtutis concentus videntur. Affectatur praecipue asperitas soni, et fractum murmur, objectis ad os scutis, quo plenior et gravior vox repercussu intumescat.

§. 4.

Ammianus, Vegetius ꝛc.

Eine zweite, hierher gehörige Stelle im Ammianus Marcellinus, B. 16 Kap. 30 sagt: clamorem fuisse maximum, qui ipso fervore certaminum exoriens identidem, paulatimque adolescens, ritu extollitur fluctuum cautibus illisorum; und eine dritte in demselben Schriftsteller, B. 26. Kap. 7: Pro terrifico fremitu, quem barbari dicunt barritum. Auch Vegetius B. 3 Kap. 18: clamor autem, quem quidam barritum vocant, non prius debet attolli, quam acies utraque se junxerit. Außerdem erwähnen des Gesanges Diodor (V, 31) und Strabo (IV, 197*).

Anm.*) Die Stelle in Lukanus Pharsalia B. 1 V. 447

Vos quoque, qui fortes animas, belloque peremtas
Laudibus in longum vates dimittitis aevum,
Plurima securi fudistis carmiua Bardi.

gehört nicht hierher, da hier die gallischen Barden gemeint sind, und die Gallier von den Germanen ganz verschieden waren, wie aus Tacitus Agricola B. 50 Kap. 11 erhellet.

§. 5.

Ergebniß.

Vergleicht man diese Stellen mit einander, so ergibt sich der Hauptsache nach als wahr:

1) daß Gesang und Lieder bei den alten Deutschen vorhanden gewesen*), wie denn solche überhaupt zu allen Zeiten und unter den rohesten Völkern gefunden werden;

2) daß diese Gesänge vorzüglich im Kriege zur Belebung des Muths gebraucht worden sind, — eine Sitte, die wir bei allen ungebildeten und wilden Völkern des Alterthums und der neuern Zeit wieder finden, und

3) daß man den dumpfen Ton dieser Kriegs- und Schlachtgesänge durch die vor den Mund gehaltene Schilde nach und nach verstärkt und furchtbarer gemacht habe.

Anm. *) Auch andere Stellen im Tacitus sprechen dafür. Dahin Annal. Lib. 1 cap. 65: Quum barbari festis epulis laeto cantu aut truci sono subjecta vallinm ac resultantis saltus complerent.

§. 6.

Barden.

Ob aber die alten Deutschen jemals Sänger gehabt, die, wie in dem benachbarten Gallien, unter dem Namen Barden *) einen besondern Stand, eine eigene Gesellschaft gebildet, deren Amt es mit sich gebracht habe, die Geschichte des Volks in Liedern aufzubewahren, und diese bei Feierlichkeiten vorzusingen: das ist sehr zweifelhaft, und kann wenigstens aus den angeführten Stellen durchaus nicht erwiesen werden. Das mehrmals vorkommende Wort Barritus **), woraus man auf das Daseyn der Barden hat schließen wollen, bezeichnet in allen obigen Stellen ganz deutlich nicht den Kriegsgesang (carmina) selbst, sondern nur den Vortrag desselben (relatum, fremitum, clamorem), also das eigentliche Kriegsgeschrei, wozu sich auch das Geheul der Weiber gesellen mochte ***).

Anm.*) Im Norden heißen sie Skalden, und waren die historischen Dichter der Nation.

Anm.**) Barritus, oder, wie Ernesti will, Barditus, trägt in seiner Endsylbe itus die deutlichste Spur Römischer Bildung, ähnlich den Wörtern hinnitus, tinnitus. Die erste Sylbe bar ist sicher deutschen Ursprungs. Festus sagt in seinem Werke: de veterum verborum significatione: Bardus gallice cantor appellatur, qui virorum fortium laudes canit, ita dictus a gente Bardorum. Im Friesischen ist noch gangbar das Wort baren d. i. schreien. Ammianus versichert, das Wort sey barbarischen Ursprungs, und Apulejus nimmt es in der Bedeutung von Elephantengeschrei. Vielleicht ist es eine Verstümmelung des alt-deutschen Worts War-Lied d. i. Kriegslied, woraus sehr leicht Barrit oder Bardiet gebildet werden konnte.

Anm.***) Ut virornm cantu, feminarum ululatu sonuit acies sagt Tacitus Hist. Lib. 4 cap. 11 als es zwischen dem Batavier Civilis und den Römern zum Treffen kam.

§. 7.

Beschaffenheit ihrer Lieder.

Eben so wenig läßt sich etwas sagen über die Beschaffenheit dieser Lieder. Die Schreibkunst kannte man zu Ariovists und Hermanns Zeiten noch nicht, und durch Ueberlieferung ist nichts auf unsere Zeit herabgekommen. Wenn man indessen den Charakter des Volks, seine Bildung und Lebensweise bedenkt, so wird unser Glaube an den innern Werth derselben, und die ohnedies vergebliche Sehnsucht nach ihrer Wiederauffindung nur schwach seyn können*). Auch scheinen ihre Gesänge auf den feiner Gebilde-

ten eben keinen vortheilhaften Eindruck gemacht zu haben, da **Julian** sie mit dem Geschrei wilder Vögel vergleicht **).

Anm. *) In **Gräters** Bragur, B. 6. Abtheil 2, S. 246 wurde ein Preis von hundert Dukaten auf die Auffindung der alten Bardenlieder gesetzt, welche Karl der Große hatte sammeln lassen. — **Klopstock**, dieser wahre Freund der Deutschheit, versuchte in seinen **drei Bardieten** (Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürsten und Hermanns Tod) jene alten Bardenlieder zu Ehren Hermanns zu ersetzen.

Anm. **) Enim vero barbaros eos, qui trans Rhenum incolunt, vidi rustica carmina, verbis facta similibus, clangorum, quos aspere clamantes aves edunt, studiose amplecti et carminibus delectari. (Julian in Misopog, S. 337.)

§. 8.

Ulphilas.

Erst um die Mitte des vierten Jahrhunderts finden wir ein Denkmal Deutscher Schriftstellerei, — das älteste und wichtigste, das uns aus diesem Zeitraum übrig geblieben ist. In dieser Zeit lebte **Ulphilas** *), der von den Jahren 360 bis 380 Bischof der christlichen Gothen in Dacien, Thracien und Mösien, also der Westgothen, war, und bei seinem Volke als ein frommer und gelehrter Mann in großem Ansehen stand. Er hatte seine Bildung unter den Griechen erhalten, denn sein Volk wohnte an und in den Grenzen des Griechischen Reichs, und stand mit den Griechen zu Konstantinopel in einen großen Verkehr. Diese erlangte Einsicht benutzte er zur Versittigung und Bildung seines Volks.

Anm. *) Von dem Gothischen Wulfs, der **Wolf**.

§. 9.

Seine Bibelübersetzung und Schrifterfindung.

Das wichtigste Verdienst seines Lebens ist seine Uebersetzung der Bibel in's Mösogothische. Diese Sprache wurde von den, in Mösien am schwarzen Meere wohnenden Gothen, gesprochen, die ein Suevischer Völkerstamm waren, also zu einem Hauptstamme Deutscher Völker gehörten, und ist daher als Schwester der übrigen Deutschen Mundarten zu betrachten. Er übersetzte, wie auch aus den Konstruktionen seiner Arbeit hervorgeht, aus dem Griechischen ängstlich treu und wörtlich, mußte aber bei der Armuth seiner Sprache sich selbst Wörter bilden, um Begriffe auszudrucken, welche die Gothen noch nicht kannten *). Diese Schwierigkeiten fand er auch bei den Schriftzeichen. Er legte zwar das damals bekannte Alphabet zum Grunde, half aber da nach, wo Laute in seiner Sprache waren, für die das gewöhnliche Alphabet keine Zeichen hatte. Dies und nichts anders hat man sich zu denken, wenn von Ulphilas Erfindung der Gothischen Buchstaben die Rede ist **).

Anm. *) S. über die Gothische Sprache Maskovs Geschichte der Deutschen, 2 B. Anm. S. 51 fgl. — Hickes in seiner mösogothischen Grammatik Kap. 8 hält die gothische Sprache für die Mutter der meisten nördlichen Sprachen, besonders auch der Angelsächsischen und der Fränkisch-Deutschen. Unverkennbar ist ihre Gemeinschaft mit dem Niederdeutschen.

Anm. **) Wer hätte auch den Ulphilas lesen und verstehen können, wenn er durchaus neue und unbekannte Schriftzüge erfunden hätte! Man darf indessen die Buchstaben in dieser Uebersetzung nur ein-

mal ansehen, um die auffallende Aehnlichkeit mit dem Griechischen und Lateinischen Alphabet wahrzunehmen. Auch in unsrer jetzigen Schrift, die durch müßige Mönche nach und nach immer eckiger und spitziger geworden, kann man das Lat. Alphabet, als Mutter derselben, nicht verkennen.

§. 10.

Urkunden dieser Bibelübersetzung.

Da diese Uebersetzung das schätzbarste Denkmal des germanischen Alterthums, und die Quelle aller Deutschen Sprachuntersuchungen ist: so erfordern auch die Urkunden derselben eine genauere Aufmerksamkeit. Wir haben deren zwei: den codex argenteus (silberne Handschrift) zu Upsala in Schweden, und den codex carolinus zu Wolfenbüttel.

1. Der codex argenteus befand sich zuerst im Benediktiner-Kloster Werden in der Grafschaft Mark in Westphalen. Wie er dahin gekommen, ist nicht bekannt; doch läßt sich erweisen, daß er in Italien etwa im Anfang des 6ten J. h., geschrieben worden. Von Werden kam er, wie Ihre sagt, nebst andern Schätzen des Klosters, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges nach Prag, um ihn sicher zu stellen. Als nun der Graf von Königsmark nach der glücklichen Schlacht bei Prag 1648 diese Stadt eroberte, so fiel auch dieser Kodex als Kriegsbeute in seine Hände, und wurde von ihm nach Stockholm zur Königinn Christine geschickt, die ihn der dortigen Bibliothek übergab. Hier aber blieb er nicht lange; denn 1655 verließ Isaac Vossius, Aufse-

her der Königl. Bibliothek, Stockholm, und nahm die Handschrift mit nach Holland. Hier erhielt ihn Franz Junius zu seinem Gebrauch, schrieb ihn ab, studirte ihn gründlich, und gab ihn darauf zum ersten Male im Druck heraus. Der Kodex befand sich schon damals, wie Junius in seiner Zueignungsschrift an den Schwedischen Grafen de la Gardie sagt, in schlechtem Zustande, und Junius brachte ihn erst in seine jetzige Ordnung. Sobald der genannte Graf hörte, daß der Kodex in Vossius Händen sey, kaufte er ihm denselben für 400 Rthlr. (nach einigen mehr) ab, ließ ihn ganz in Silber einbinden *), das Bild des Ulphilas darauf stechen, und schenkte ihn 1762 der Universität Upsala. Hier ist er noch, aber in einem fast gänzlich unbrauchbaren Zustande. Er ist in 4, mit Unzialbuchstaben und auf Pergament geschrieben, das sehr dünn und glatt polirt, und größtentheils purpurfarbig ist. Der vorhandenen Blätter sind nur noch 188; das Ganze bestand aus 320. Es enthält nämlich jetzt nur noch die vier Evangelien, und auch diese nicht ohne große Lücken, und einige Bruchstücke aus dem Brief an die Römer. Mehrere Buchstaben, besonders die, welche die Kapitel anfangen, sind grösser und mit Goldblech belegt.

2. Der codex carolinus in Wolfenbüttel. Ihn entdeckte daselbst 1756 in der herzoglichen Bibliothek Franz Anton Knittel, damals Archidiakonus, und zuletzt Konsistorialrath zu Wolfenbüttel. Hier befindet sich nämlich eine alte, im 8ten oder 9ten J. h n Spanien gemachte Abschrift der Orig. Isidor. Hispalens: wovon ein Theil auf Pergamentblättern geschrieben ist. Auf diesen Blättern hatte zuvor Ulphilas Ue-

bersetzung des Briefes an die Römer mit Gothischen Buchstaben und daneben eine alte Lat. Uebersetzung gestanden. Diese hatte man ausgelöscht, und die Orig. Isidor. Hisp. darüber geschrieben. Die neue Schrift aber war mehr vergangen als die alte, und so gelang es Knitteln, den Text heraus zu bringen, der einige Ueberreste des Briefes an die Römer enthält. Er ist übrigens mit den Buchstaben des codex argenteus, nur nicht so schön geschrieben, und überhaupt nicht so wichtig als dieser.

Anm.*) Nicht aber darum hat er das Beiwort argenteus. Schon früher wurde er so genannt, von den Buchstaben, mit welchen er geschrieben ist.

§. 11.

Ausgaben derselben.

Mit Uebergehung der vollständigen Titel wird hier nur das Wichtigste bemerkt.

1) Eine Ausgabe von Franciscus Junius, Dortrecht 1665, 4. 2 Vol. und 1684 zu Amsterdam. Mit Gothischen Buchstaben, einer Angelsächsischen Uebersetzung von Thomas Marrschall, und einem Glossar von Junius. Eine brauchbare und besonders korrekte Ausgabe.

2) Eine Ausgabe von Georg Stiernhielm (der sich aber nicht auf dem Titel genannt hat), Stockholm 1670 in 4. Der Gothische Text mit Lat. Buchstaben, daneben der Isländische und Schwedische Text und die Vulgata. Ist wegen vieler Druckfehler nicht recht brauchbar.

3) Eine Ausgabe von Edward Lye 1750, kl. Fol. Mit einer wörtlich Lat. Uebersetzung von Ben-

zel und mehrern Anmerk. von ihm und dem Herausgeber, auch mit einer Sprachlehre des Letztern. Eine prachtvolle, korrekt gedrückte, jetzt sehr seltene Ausgabe.

4) Eine Ausgabe der Bruchstücke aus dem Brief an die Römer nach dem codex carolinus veranstaltete F. A. Knittel, zu Braunschweig 1761, gr. 4. (5 Thlr). Enthält den Gothischen Text mit besonders dazu gegossenen Ulphilanischen Buchstaben, mit Knittels Lesung und Uebersetzung; auf der andern Seite daneben steht die im Kodex befindliche alte Lat. Uebersetzung, darunter die Vulgata, und unter derselben der Griechische Text; auch einen weitläuftigen kritischen Kommentar, dessen Schwächen Ihre berichtiget hat. Eine prachtvolle Ausgabe, die viel Fleiß verräth.

5) Eine Ausgabe von Ihre *), Upsal 1763 in 4 (16 Gr.). Ist eine korrektere Ausgabe des von Knittel aufgefundenen Textes, mit Lat.-Buchstaben und einer Lat. Uebersetzung vom Herausgeber. — Schätzenswerth wegen Ihrens Verbesserungen und Anmerkungen. — Diese Fragmente sind nachher noch mehrmals abgedruckt, besonders verdient die Ausgabe von Büsching, Berlin 1773 in 4 bemerkt zu werden.

6) Die letzte und neuste Ausgabe des codex argenteus ist von Joh. Christian Zahn, Weißenfels 1805, in gr. 4. Sie ist nach Ihrens Text, mit einer wörtlichen Lat. Interlinear-Uebersetzung, einer Sprachlehre und einem Glossar von Fulda, und mit Ihrens Lat. Uebersetzung neben dem Texte, nebst einer Kritik und erläuternden Anmerk. so wie einer historisch-kritischen Einleitung vom Herausg.

Anm. *) Der mehrmals erwähnte, und um die Ausgabe des Ulphilas hochverdiente Ihre war Prof. zu Upsal, und starb 1780.

§. 12.

Sprachprobe des Ulphilas.

Um Ulphilas Sprache einigermaßen kennen zu lernen, möge hier das Vaterunser nach der Zahnschen Ausgabe nebst Fulda's Interlinear-Version einen Platz finden:

Atta unsar thu in himinam, weihnai namo
Pater noster tu in coelis, sanctificetur nomen
thein. Quimai thiudinassus theins. wairthai wilja
tuum. Veniat regnum tuum. fiat voluntas
theins; swe in himina jah ana airthai. Hlaif
tuus. sicut in coelo et super terra. Panem
unsarana thana sinteinan gif uns himmadaga. Jah
nostrum τον *perpetuum da nobis hodie. Et*
aflet uns thatei skulans sijaima, swaswe jah weis
remitte nobis quod rei simus. sicut et nos
afletam thaim skulam unsaraim. Jah ni briggais
remittimus τοις *debitoribus nostris. Et non feras*
uns in fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin.
nos in tentationi. sed libera nos a τω *malo.*
unte theina ist thiudangardi, jah mahts, jah wul-
enim tua est regnum et potentia, et glo-
thus, in aiwins. amen. *)
ria. in aeternitates. amen

Anm. *) Atta, Vater. — Ist ein von der rohen Natur selbst gebildetes Wort. Die Sylben ab, ac, ta, pa, am, ma, bezeichnen das erste Stammeln des Kindes, daher sie auch in dem Vater- und Mutternamen ganz entlegener Völker wieder kommen.

Unsar — Die Stellung des Pronomens und Adjektivs hinter das Substantiv, die hier mehrmals vorkommt, ist wohl eine Nachahmung des Griechischen.

Thu in himinam. — Die Auslassung des der und des bist ist ganz nach dem Griechischen. — Himinam ist der Dativ Plur. von Himins, is, na, in, Plural: os, ne, nam, nans. (Das s ist eine Lieblingsendung der Gothischen Substantive und Adjecktive).

Weihnai, es werde heilig. — ist tert. pers. praes. conj., eben so quimai und wairthai, von weihan, quiman und wairthan.

Ana auf. — Präposit. an, in, auf.

Airthai, Erde. — Dativ. Singul. von Airtha, ist ein, in mehreren Sprachen gemeinschaftliches Wort, wovon das im Tacitus vorkommende Herthus.

Thana ist der Accus. Singul. des Artikels thai der.

Gif — Imperativ von giban, schon damals so irregulär als jetzt.

Himmadaga, heute. — Für hina Dag, diesen Tag, d. i. unser hint, heute.

Thatei ist dunkel. Ihre hält es für den Artikel sa, so, thata, der, die, das, mit angehängtem ei.

Skulans, der Plural von Skula, ein Schuldiger, Verbrecher.

Sijaima, pr. pers. plural. Präs. conjunct. vom Irregul. wisan, seyn, wesen. Das Präsens Indikat. lautet Im, is, ist, Plural: Sijum, sijuth, sijud; im Conjunctiv: sijan, sijais, sijai, Plural: sijaima, sijaith, sijaina.

Thaim, buchstäblich nach dem Griechischen τοῖς

Briggais, bringe. — Imperativ von briggan, nach der Griechischen Orthographie für bringan.

In Fraistubnjai, in Versuchung, von fraisan versuchen. Die Endung ubnjai scheint unser ung zu seyn.

Lausei, befreie, von lausgan, Griechisch λυσαι, und dieses von laus (los) frei.

Af, von, ab.

Wulthus, Herrlichkeit. — Im Angelsächsischen ist Wuldor Glanz, verwandt mit dem Lat. fulgor.

Aiwins, Ewigkeit, von Aiw (das alte Ewe,) aevum, Griechisch αἰών.

§. 13.

Kazungali.

Bei der Armuth dieses Zeitraumes an sichern Nachrichten und der Genügsamkeit der Ansprüche an demselben, ist noch eines geringfügigen Dichters Kazungali Erwähnung zu thun, der im 8ten oder 9ten J. h. lebte, und ein Glaubensbekenntniß und Gebet in Fränkischer Sprache schrieb. Man findet es abgedruckt mit diplomatischer Genauigkeit in der Bragur (1ste Abth. 5ter B.) nebst einer Uebersetzung von J. F. A. Kinderling. Sein poetischer Werth ist äußerst gering.

Litteratur.

Man vergleiche über diesen Zeitraum, außer den schon genannten Schriften:

Meister's, Leonhard, Beiträge zurGeschichte der teutschen Sprache und National-Literatur, Heidelberg 1780, 1ster Th. S. 1 — 25.

Koch's, E. J., Grundriß einer Geschichte de Sprache und Literatur der Deutschen, Berlin 1795, S. 17 flg.

Horn's, Franz, Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit, Berlin 1805, S. 21 und flg.

Herzog's, D. G., Versuch einer allgemeinen Geschichte der Kultur der deutschen Nation. Erfurt 1795. S. 144. flg.

An-

Anton, über Barden und Druiden der Germanen, im N. teutschen Merkur 1800, St. 12. S. 291, und dessen Geschichte der Germanen 1794, 1ster Th.

Rößig's, Karl Gottl., Alterthümer der Deutschen, Leipzig 1801. (Ein für das Studium deutscher Alterthümer überaus brauchbares, und wegen seiner sehr vollständigen Literatur höchst schätzenswerthes Buch.)

Adelung's, Joh. Christ., Aelteste Geschichte der Deutschen, ihrer Sprache und Literatur bis zur Völkerwanderung. Leipzig 1806. S. besonders den 8ten Abschn. S. 308 und flg.

Adelung's, Joh. Chr., Mithridates, Berlin 1809, 2ter Th. herausg. von Joh. Severin Vater, S. 185 flg.

Jördens, Karl Heinr., Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, 5ter B. 1810. S. Ulfilas S. 100 flg.

Zweiter Zeitraum.

Das Fränkische Zeitalter.

(bis 1137.)

§. 1.

Uebergang.

Obschon auch der Fränkische Zeitraum für die Geschichte der Rede- und Dichtkunst nur wenig Werke von Bedeutung aufzuweisen hat: so müssen wir doch seinen erfreulichen Anfang mit Dank erkennen. Schon gegen das Ende des bardisch-gothischen Zeitalters ging für Deutschland ein helleres Licht auf durch die Einführung und Verbreitung des Christenthums, das in Bonifacius (Winfried aus Wessex), dem Apostel der Deutschen, (719 bis 54) seinen eifrigsten Schützer und Beförderer fand, und bei den Deutschen einen gewissen religiösen Sinn erweckte, der auch das ihm verwandte dichterische Gefühl zu beleben schien. Mit dem Ende des 8ten J. h. aber sehen wir einen Mann auftreten, dem es heiliger Ernst war, Deutsche Bildung durch Veredelung Deutscher Sprach' und Sitte zu befördern.

§. 2.

Karl's des Großen Bemühungen um Deutsche Bildung.

Karl der Große, der 768 seine Regierung über die Franken antrat, und 800 das Kaiserthum der Römer erneuerte, gehört nicht bloß der politischen Geschichte, wegen seiner Kriege mit den Sachsen, son-

dern er gehört besonders den Wissenschaften und der Deutschheit, deren Schöpfer er genannt zu werden verdient, wie Eginhard, sein Biograph, (839) ihn den Schöpfer unsrer Sprachkunde nennt*). In dieser Beziehung ist es bemerkenswerth, daß er zur Vertreibung der Barbarei mehrere sehr schickliche Mittel wählte. So wie er selbst in den Tagen des Friedens sich am liebsten mit Einsammlung nützlicher Kenntnisse beschäftigte, und zu seiner Fertigkeit im Lateinisch Sprechen, auch noch im Alter das Erlernen der Schreibkunst fügte, so wollte er auch die Köpfe seines Volks aufhellen. Zum Lehrer seiner Söhne nahm er einen gelehrten Englischen Mönch Alkuin (804) mit nach Deutschland, stiftete Schulen für sein Volk, ließ aus Italien und Griechenland geschickte Männer kommen, und errichtete an seinem Hofe auch eine gelehrte Gesellschaft**). Mit Hülfe derselben sammelte er Handschriften und Volkslieder der alten Barden***), ließ eine Auswahl guter Predigten aus den besten Griechischen Kirchenlehrern in's Fränkische übersetzen, damit solche dem Volke von den Mönchen vorgelesen werden könnten, und erfand für mehrere fremde Wörter, besonders zur Bezeichnung der Monate und Winde, Deutsche Namen, ja er versuchte sogar selbst, die Deutsche Sprache grammatisch zu bearbeiten.

Anm. *) Eginbardi vita Caroli M. ed Joh. Herm. Schminke Traj. ad Rh. 1711. 4. Eginhard sagt von ihm in dieser Beziehung: inchoavit et Grammaticam patrii sermonis.

Anm. **) Der Begriff, den man sich von einer gelehrten Gesellschaft damaliger Zeit machen muß, darf freilich nicht nach dem Maßstab der unsrigen gemessen werden. Jedes Mitglied derselben nahm den

Namen eines verdienten Mannes an sich. Karl z. B. hieß David, Alkuin — Flaccus, Engelbert — Homer, Adälard — Augustin.

Anm. ***) Hierunter dürfen indessen wohl nicht die alten Bardenlieder zu Zeiten des Ariovist und Hermann verstanden werden, wovon, bei dem Mangel an Schreibkunst, wohl nichts vorhanden seyn konnte, wenn man nicht annehmen will, daß sie durch mündliche Ueberlieferungen auf Karls Zeiten herabgekommen siud. Vielmehr sind damit höchst wahrschein- die Lieder gemeint, welche auf seine Vorfahren, die Merovingischen Könige, gedichtet und aufgeschrieben waren. Für uns ist indessen alles dies verloren gegangen.

§. 3.

Hindernisse eines großen Erfolgs.

Obgleich diese dankenswerthen Bemühungen den Erfolg hatten, daß in mehrern Köpfen ein besserer Geist und ein wissenschaftlicher Sinn aufgeregt wurde: so waren sie doch nicht hinreichend, der begonnenen Bildung Allgemeinheit und Dauer zu geben. Denn außer dem Paul Warnefried, einem sprachkundigen Longobarden (799), und dem Rabanus Maurus*), dem Reformator des Schulwesens (834), so wie dem schon genannten Eginhard, hat die Geschichte dieser Zeit keinen denkwürdigen Mann zu nennen, der Kraft genug gehabt hätte, in dem Geiste Karl's des Großen fortzuwirken. Der langwierigen Kriege nicht zu gedenken, in denen alles verwilderte, war besonders die Einführung des Christenthums der Grund zur allgemeinen Verbreitung der Lateinischen Sprache bei den Deutschen Schriftstellern geworden,

und die Geistlichen fanden nach Karl's Tode keinen Beruf, der Herrschaft dieser Sprache zu wehren, und sich der vaterländischen beim Gottesdienst zu bedienen, da diese von den nachfolgenden Kaisern selbst wenig begünstigt wurde. Unter Heinrich dem Vogler, dem ersten der Sächsischen Könige, und dem Wiederhersteller des alten Nationalglanzes, fing zwar der Bürgerstand an, sich zu bilden, und auch seine Nachfolger vermehrten den Ruhm der Deutschen durch Anlegung von Schulen und Bisthümern; aber verachtet und ungebraucht blieb dennoch die Deutsche Sprache, und vaterländische Dicht- und Redekunst schien ein kümmerliches Leben in fremder Sprache fortschleppen zu sollen.

Anm. *) Rabanus verdient hier noch besonders wegen seines Eifers für die Ausbildung der Deutschen Sprache bemerkt zu werden. Er bewirkte nämlich auf der Kirchenversammlung zu Mainz (848) die Verordnung, daß jede Predigt entweder romanisch d. i. gallisch, oder theotisch, d. i. Deutsch gehalten werden sollte. Auch schrieb er ein Lateinisch-Deutsches Glossarium über das alte und neue Testament. Von diesem, für Litteratoren und Sprachforscher sehr wichtigen vaterländischen Denkmale, befindet sich unter andern eine vortreffliche Handschrift zu München, wohin sie aus der Bibliothek des Klosters Tegernsee gekommen ist, und mit welcher uns Bern. Jos. Docen in seinen Miscellaneen zur Geschichte der Deutschen Literatur rc., München 1807 (B. 1 S. 153 — 196) näher bekannt gemacht hat.

§. 4.

Ottfried's poetische Uebersetzung der Evangelien.

Unter diesen Umständen wird man auch selbst von dem bekannten Ottfried, einem Mönche aus dem Kloster Weissenburg, nichts Großes erwarten dürfen, obwohl seine Bemühungen nur um so dankbarer anerkennen müssen. Er war ein Schüler des Rabanus Maurus, und brachte etwa um's Jahr 870 die Evangelisten in Deutsche Verse, und zwar, wie er selbst in einer Vorrede sagt, auf Bitten einer ehrwürdigen Frau, Namens Judith, welche die unzüchtigen und ausgelassenen Verse nicht ertragen konnte. Das Ganze besteht aus fünf Büchern, und enthält im ersten die Geschichte Jesu von seiner Geburt bis zu seiner Taufe; im zweiten und dritten die Gleichnißreden, Wunder und Lehren Christi, im vierten den Tod und das Begräbniß desselben, und im fünften die Auferstehung und Himmelfahrt. Schon hieraus ergibt sich, daß Ottfried nicht eine Uebersetzung der Evangelisten geliefert hat. Er legte vielmehr diese nur zum Grunde und verfertigte daraus eine poetische Erzählung der Lebensgeschichte Jesu, die er hin und wieder mit einigen moralischen Bemerkungen ausstattete. Vorangeschickt sind drei Zueignungsschriften, die erste an den Ostfränkischen König Ludwig, die zweite an den Erzbischof von Mainz, Luitpert, die dritte an den Bischof zu Kostnitz, Salomo. Von den noch vorhandenen Handschriften dieses Evangelienbuchs sind die zu Wien und in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom die bekanntesten. Unter den gedruckten Ausgaben ist die von Flacius (Basel

1571, in 8.) nebst einem Glossarium von einem Augsburgischen Arzt, Gassar, die älteste und seltenste. Außerdem haben wir eine Ausgabe von Schilter, welche in seinem Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum, T. 1. einen Raum von 400 Folio-Seiten einnimmt.

Anm.*) Ein eigener Abschnitt ist dem Ottfried gewidmet in Jördens Lexikon d. Dichter ꝛc. B. 4. S. 145 — 153.

§. 5.

Seine Sprache.

Betrachtet man Ottfrieds Übersetzung als ein poetisches Werk, so hat es nur theilweise einen geringen Werth, und kann durchaus nicht mit den Lehrgedichten des gebildetern Alterthums der Griechen und Römer verglichen werden. Denn, wenn es gleich mitunter Züge, Bilder und kühne Wendungen enthält, die eines Dichters würdig sind, so sinkt er doch in zu vielen Stellen zu den alltäglichsten Gemeinplätzen der Mönchsphilosophie herab. Sieht man es aber als Denkmal der Sprache an, so erscheint er uns als Herr und Meister derselben, der in ihr alles leistet, was die Armuth und Unbiegsamkeit derselben, worüber er in seiner Zuschrift an Luitvert selbst klagt, nur irgend zuläßt. Denn er schrieb in einer Sprache, die, wie er sagt, sich nicht unter die Zucht der Regeln bringen lasse, und für bäurisch gehalten werde, weil noch Niemand darin geschrieben. Er nennt sie Franzisce Sprach, also Fränkische, die, wie Gassar in seinem Urtheil über dieselbe sich äußert, damals vom

Bodensee zu beiden Seiten des Rheins, bis durch den Schwarzwald und Elsaß hinab, durch Alemannien geredet wurde. Ottfried hat das Verdienst, ein unfruchtbares Feld zuerst urbar gemacht, und unter Steinen und Erdschollen einen geebneten Weg gebahnt zu haben. *)

Anm. *) Leibnitz hat in seinen Collect. etym. eine Sammlung altdeutscher Wörter nach den Glossarien eines Rabanus, Gassar &c. veranstaltet; auch Schilter in seinem Thesaur. Einige Wörter mögen zur Probe dienen: duruhsiunlich (augenscheinlich), gichtigoter (begütert, von echt, gut), notlicho (gewaltsam), unlustidet mih (es verdrießt mich), smeccarlih (schön), saliclihho (glückselig), Clauuida (Witz, Geist), Senoadra (Nerve, Sennader), Leoth (Lieder), Tatracha (Geschichte, Sage), Analichida (Bild, Aehnlichkeit), Fiantscah (Feindschaft,), gimiscemes (laßt uns vermischen), Secchia (Zank), Luitlichun (vor den Leuten, öffentlich).

§. 6.

Siegeslied über die Normannen.

Nach bloßer Nennung einiger spätern Arbeiten dieser Art von Notker, dem Abt zu St. Gallen *), (1022), der eine Fränkische Psalmen-Paraphrase schrieb, und Willeram, dem Abt zu Eberberg in Baiern, (1085), von dem wir eine Umschreibung des hohen Liedes in Fränkischer Prose besitzen, die beide nur für den Sprachforscher einigen Werth haben, wenden wir uns zu den Gedichten dieses Zeitalters. Das beste unter ihnen ist ein Hymnus auf den Sieg, welchen Ludwig III. im J. 881 an der Schelde über

die Normannen erfocht. Der Verf. ist unbekannt. Nachdem er das Ungemach beschrieben, das die Franken von den Normannen auszustehen hatten, wird Ludwig von Gott aufgefordert, sein Volk zu rächen. Der König nimmt die Aufforderung an**), wofür denn der Dichter sein Lob besingt, und mit dem Wunsch für seine lange und glückliche Regierung schließt. — Schilter hat das Lied im 2ten B. seines Thesaurus abgedruckt, und vergleicht es mit den Gedichten des Sämond, des ältesten Schwedischen Dichters. Das Sylbenmaß ist frei und gleicht dem Glykonischen; Gedanken und Ausdruck sind oft sehr dichterisch, doch ist der Ton noch sehr ungleich.

Anm.*) Zwischen Ottfried und Notker liegt ein Zeitraum von 150 Jahren. Wie sehr hat sich in dieser Zeit die Sprache geändert. Man vergleiche nur nachstehende fünf erste Bitten aus dem Vaterunser beim Ottfried mit denen beim Notker:

Fater unser thu in himilon;
uuihi si namo thiner!
biqueme uns thinaz richi;
si uuillo thin hiar nidare, so ser ist ufan himile;
thia dagalichun zuhti gib hiut uns:
sculd bilaz uns allen, so uuir ouh duan uuollen.

beim Notker so:

Uater unser, du in himile bist;
Din Namo uuerde geheiligot;
Din riche chome,
Din uuillo gescehe in erdo, also in himile
Unser tagelicha brot kip uns hiuto
Unde unsere sculde belaz uns, also ouh uuir belazen unseren sculdigen

Anm**) Diese Stelle lautet im Original wörtlich so:

Tho nam her skild indi sper
ellianlicho reit her

Vuold her uuarer rahchon
  sina uuidersahchon,
Tho ni uuas iz buro lango
  fand her thia Northmannon.
Gode Lob sageta,
  Her siht thes her gereda.
Ther kunig reit kuono
  sang lioth frano.
Joh alle saman sungun
  Kyrieleison.
Sang uuas gesungen,
  Vuig uuas bigunnen,
Bluot skein in uuangon
  Spilodunder Vrankon.
Thar raht thegeno gelih,
  Nichein so so Hluduuig,
Snel indi kuoni,
  thas uuas imo gekunni.

und in der wörtlichen Übersetzung:

Da nahm er Schild und Speer;
  Eilends ritt' er her,
Er wollte wahrlich rächen (Rache üben)
  (An) seinen Widersachern.
Da war es nicht anfangend lange (da dauerte es nicht lange)
  Fand er die Normannen.
Gott Lob! sagte er.
  Er sah, die er begehrte, (zu sehn wünschte)
Der König ritt kühn,
  Sang Lied heilig.
Und alle (zu) sammen sangen
  Kyrieleison.
Sang war gesungen,
  Gefecht war begonnen,
Blut schien in Wangen
  Spielender (wohlgemuther) Franken.

Da rächte (sich) einem Degen (Krieger) gleich
  Niemand so wie Ludwig
Schnell (tapfer, alacris) und kühn,
  Das war ihm angebohren.

§. 7.

Hroswitha.

Nicht ganz übersehen dürfen wir die Hroswitha, eine Nonne aus dem Braunschweigschen Stifte Gandersheim, von deren Lebensumständen wir nicht viel mehr wissen, als daß sie um das J. 980 blühte. Sie hat das Leben Otto I. und ein Gedicht von der Stiftung ihres Klosters geschrieben, ist aber in der Litterargeschichte besonders wegen ihrer geistlichen Schauspiele bekannt, in denen sie den Terenz nachzuahmen versuchte. Die erste Ausgabe ihrer sämmtlichen Werke besorgte Conrad Celtes, Nürnberg 1501 in Fol., die neuste Heinr. Leonh. Schurzfleisch, Wittenberg 1707 in 4. Schon Gottsched, der in seinem nöthigen Vorrath zur Geschichte der Deutschen dramatischen Dichtkunst (Leipzig 1757) den Inhalt ihrer theatralischen Stücke angibt (von S. 4 — 10) ist der Meinung, daß man von ihr nicht mehr fordern könnte, als die ganze damalige gelehrte Welt gewußt habe. Sie hatte zwar die fromme Absicht, ihren Klosterschwestern statt der leichtfertigen Lustspiele des Terenz christliche Dramen in die Hände zu geben; allein, nicht zu gedenken, daß sie in fremder Sprache schrieb, also schon darum einer Geschichte Deutscher Dichtkunst nicht eigentlich angehört, sind auch ihre Nachahmungen so klostergerecht und unfruchtbar, und zeigen überall so wenig poetischen Geist, daß man ihr

auch in dieser Hinsicht nur einen geringen Antheil an dem Fortgang der Dicht- und Redekunst zugestehen kann, wenn gleich Conrad Celtes mehrere sehr enthusiastische Lobschriften auf sie anführt.

§. 8.

Lobgesang auf den Hanno.

Weit höher steht ein Lobgesang auf den Hanno, Erzbischof von Kölln, der 1075 starb. Wir kennen den Verf. dieses Gedichts nicht, doch lebte er wahrscheinlich am Schlusse des elften Jahrhunderts. Martin Opitz fand die Handschrift in der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau, und veranstaltete davon 1639 eine, mit schätzbaren Anmerkungeu begleitete Ausgabe in einem Oktavband. Auch Schilter nahm dies Gedicht in seinen Thesaurus auf; der beste Abdruck aber steht in der Ausgabe von Opitzens Lobgedichten, Zürch 1755, in 8 von S. 155 — 350. Der neuste Abdruck, mit einer hochdeutschen Uebersetzung und Erklärung ist vom Prof. Hegewisch im deutschen Magazin Hamburg 1791, Jul. St. 10 — 75, und das bündigste Urtheil über den Werth des Gedichts hat Herder in seinen zerstreuten Blättern (Th. 5) ausgesprochen. — Das Ganze hat einen nicht geringen Umfang; denn es besteht aus 49 Strophen und nach der Abtheilung beim Opitz aus 874 Versen. Der Stoff, den der Dichter bearbeitet, ist freilich oft sehr widerstrebend, doch weiß er ihn ziemlich zu beherrschen, und mit einer gewissen Gewandheit zur Einheit zu verbinden. Er beginnt nämlich mit der Schöpfung, kommt dann auf den Sündenfall, geht

von ihm auf die Erlösung des Menschen durch Christum, und auf die Versendung der Apostel zur Verbreitung des Christenthums über. Dies ist der Inhalt der fünf ersten Strophen. Nun verkündet er das Christenthum unter mehreren Völkern auch den Franken, welches ihn auf die Verdienste des Hanno leitet, und da dieser Erzbischof zu Kölln, und Kölln eine Burg war, so nimmt er davon Gelegenheit, von der Geschichte der Burgen zu sprechen, wo er von dem Ninus und der Semiramis ausholt, dann zu den Weißagungen des Propheten Daniel, und zu den Römern und deren Eroberungen in Deutschland fortschreitet, und endlich auf die Franken und deren vorgeblichen Ursprung von den Trojanern kommt. Hier kehrt er wieder zum Cäsar zurück, und bahnt sich den Weg zur Geburt Christi unter dem August, wo er die Ausbreitung des Christenthums noch einmal berührt, und das Lob auf den Hanno aufs Neue anknüpft. Nun verweilt er bei ihm, schildert seinen Charakter, und erzählt die Verfolgungen, die er erduldet, und die Wunder, die er verrichtet hat. Diese Schilderung von Hanno's Charakter und die Beschreibung des Treffens zwischen dem Cäsar und Pompejus in Egypten (St. 27) gehören zu den gelungensten Stellen.

Dritter Zeitraum.

Das Zeitalter der Minnesinger.

(bis 1346.)

§. 1.

Sprache und Poesie im engen Zusammenhang.

Wenn wir den nothwendigen Zusammenhaug der Sprache und Poesie auch nicht aus innern Gründen darthun könnten, so würden wir schon mittelst der Geschichte überzeugend belehrt werden: daß die Poesie abhängig sey von dem Zustande der Sprache, und daß jene sich zu dieser verhalte, wie der Künstler zu seinem Stoff. Das Genie schafft und bildet. Der Tonkünstler entlockt seinem Instrumente die zarten und schmelzenden Töne, der Maler wetteifert mit den Schönheiten der Natur durch den Gebrauch seiner Farben, und der Bildhauer gibt uns den vollendet-schönen Bau einer Venus in Stein. Aber die Harmonie des Tonkünstlers, das lebendige Kolorit des Malers und der rundlich-zarte Gliederbau des Bildhauers sind durch edlen Stoff bedingt, der bildsam sich fügen muß nach dem freien Willen des Künstlers, wenn in der Form sich der Geist aussprechen soll, den ihr Schöpfer ihr einhauchte. — Wenden wir dies auf Sprache und Poesie des zweiten Zeitraums unsrer Litterargeschichte an: so haben wir den Hauptschlüssel zur Lösung der Frage gefunden, warum die Poesie auch nach Karl dem Großen sich nicht zu heben vermochte. Das Latein der Kirche, und der ganze Mönchisch-Lateinische Zustand damaliger Zeit

mußte nothwendig den sichern und raschen Fortgang der Deutschen Schriftsprache hemmen, und die eigentliche Nationalkraft lähmen. Nur gute Köpfe vermochten in schwachen Versuchen einen widerstrebenden Stoff zu bekämpfen, aber nicht über ihn, gebietend und frei, wie in einem bekannten Elemente, zu herrschen. Erst die Zeit, und die durch sie herbeigeführten günstigern Umstände konnten die Sprache allmählich veredeln, und dadurch dem gefesselten Genie seine Freiheit und der Dichtkunst einen edlern Stoff zuführen.

§. 2.

Allgemeine Ursachen eines edlern Gesanges unter den Schwäbischen Kaisern.

a) Schwäbische Mundart.

Diese bessere Zeit beginnt mit der Regierung der Schwäbischen Kaiser aus dem Stamme der Hohenstaufen, deren erster, Konrad III., im J. 1138 den Deutschen Kaiserthron bestieg. Bis zu ihm waren, von Karl dem Großen an gerechnet, mehr als dreihundert Jahre verflossen, während welcher Zeit die Sprache zwar nur langsam fortgeschritten war, aber doch, (wie §. 6 des 2ten Zeitr. an einem Beispiel gezeigt worden) an Weichheit des Ausdrucks und Geschmeidigkeit unverkennbar gewonnen hatte. Die harten und rauhen Töne, die fremden Wörter und räthselhaften Verbindungen, welche das Lesen der früheren Denkmale erschweren, hatten sich allmählig verloren, so daß Willeram und der unbekannte Sänger des Erzbischofs Hanno, an dem Schlusse des vorigen Zeitabschnittes,

schon in einer sanftern Sprache dichten konnten, und uns daher noch jetzt ohne große lexikalische Beihülfe verständlich sind. Dazu kam, daß mit der Regierung der Schwäbischen Kaiser auch die verfeinerte Schwäbische oder Alemannische Mundart die Hof- und Büchersprache des ganzen gesitteten Deutschlands wurde, in welcher Würde sie sich bis zur Kirchen-Reformation erhalten hat. Diese Mundart aber, wohlklingender und zarter als die bisher übliche Fränkische, wegen der Menge ihrer Vokale, reich an Partikeln, Vorwörtern und Ellipsen, leicht empfänglich für Ableitungen und Zusammensetzungen, eignete sich eben dadurch mehr zur poetischen Sprache, und war dem Dichter ein bildsamerer Stoff, die kindliche Unbefangenheit und zarten Gefühle seines Herzens darin abzudrucken. So finden wir in der gebildetern Sprache die erste allgemeine Ursach von dem vollkommnern Gesange dieses wahrhaft poetischen Zeitraums.

§. 3.

Fortsetzung.

b) Kreuzzüge.

Eine zweite Ursach liegt in den Kreuzzügen, die im J. 1096 ihren Anfang genommen hatten. Diese, für ein Phantom unternommenen Kriege, mußten schon durch ihre Eigenthümlichkeit den Geist eines Volks beleben, das durch die leidenschaftlichen Bewegungen seiner Nachbaren im Süden und Westen von Europa gleichsam unwillkürlich mit fortgerissen wurde. Auf diesen kriegerischen Wallfahrten mit den phantasiereichern Franzosen und Italiänern gemischt, von denen

nen die letztern durch den Reichthum der Städte Venedig, Genua und Pisa, auch eine Verfeinerung der Sitten erlangt hatten, kamen die heiligen Argonauten nach Konstantinopel, dem einzigen Zufluchtsort der alten Künste und Urbanität, und von da in jenes üppig-heilige Land, das reich an köstlichen Gaben der Natur wie an Wundern und heiligen Sagen den staunenden Deutschen eine ganze Welt neuer Erscheinungen und nie gekannter Gefühle aufschloß. So wurden diese romantischen Reisen den Deutschen eine Veranlassung, nicht nur ihre Sitten zu veredeln, ihre Kenntnisse zu erweitern, ihren Geschmack zu verfeinern, sondern besonders ihre Phantasie zu entzünden, und ihnen einen gewissen Geist der Andacht, der Schwärmerei und der Liebe einzuhauchen, welcher der Dichtkunst so vortheilhaft ist.

§. 4.

Fortsetzung.

c) Erhöhter Wohlstand der Deutschen.

Auch der in Deutschland damals blühende Wohlstand, der den Trieb zum Vergnügen, und damit die Neigung zu den schönen Künsten erweckt, darf nicht übersehen werden. Die Kreuzzüge bewirkten nämlich eine größere Prachtliebe an Höfen, indem die abendländischen Fürsten durch die Bekanntschaft mit den Sitten und Künsten des Morgenlandes gereizt wurden, ihre Residenzen mit schönen Gebäuden zu schmükken. Dies und die Verweisung des niedern Adels auf das Land, der mit seinen Räubereien und Bedrückungen die bürgerliche Freiheit beengt hatte, machten die

Städte volkreich, so, daß Künste, Manufakturen und Handlungen in ihnen aufblühten, in deren Besitz die Einwohner, durch Privilegien geschützt, ihren Reichthum sicherten und vermehrten. Viele Bürger waren auch durch den Tod der kreuzfahrenden Ritter und Güterbesitzer zu liegendem Eigenthum gelangt, und hatten oft so viel erworben, daß sie dem arm zurückkehrenden Gebieter wieder aufhelfen konnten, wodurch auch sie zu Vorrechten und Ansehen kamen. So erhob sich ein freier Bürgerstand, den die Fürsten, welche bisher von den mächtigen Vasallen viel gelitten hatten, mehr begünstigten, damit er dem Ritterstande an die Seite treten könnte, und der Handel verbreitete überall mehr Leben und Thätigkeit, besonders seit dem J. 1241, da seine Sicherheit durch die Hansa begründet wurde.

§. 5.

Besondere Ursachen.

a) Troubadours.

An diese allgemeinen Ursachen knüpfen sich noch einige besondere, welche zunächst Schwaben angehen. Das südliche Frankreich hatte nämlich schon hundert Jahre früher in seinen Troubadours oder Provenzalischen Dichtern Sänger aufgestellt, die, da sie Ritterthaten und Liebe zu Gegenständen ihres Gesanges wählten, auch bald als Muster einer freiern und edlern Dichtkunst galten. Ohne zu untersuchen, woher diese Provenzalen ihre Dichtkunst genommen, ob solche aus Spanien nach der Provence, und vorher durch die Mauren aus Afrika nach Spanien gebracht, oder besonders durch die Abentheuer der

Kreuzzüge erweckt worden: ist so viel gewiß, daß der ausgezeichnete Ruhm ihrer Muse sich in das benachbarte Schwaben, d. h. in das ehemalige Alemannien und den angrenzenden Theil der Schweiz, um so leichter verbreitete, da die Provence und das Deutsche Reich damals noch durch Lehensverbindung mit einander verknüpft waren. Was Wunder, daß dieser freundliche Gesang auch den talentvollen Deutschen entzündete, und die in ihm schlummernden Kräfte zur vollen Wirksamkeit aufregte!

§. 6.

Fortsetzung.

b) Begünstigung der Dichtkunst.

Indessen würde diese Wirkung wohl nicht so bedeutend gewesen seyn, wenn die Dichtkunst nicht ihren Schutz am Throne selbst gefunden hätte. Die Kaiser aus dem Schwäbischen Stamme waren große Gönner sowohl der Deutschen als der Provenzalischen und Toscanischen Dichtkunst. Friedrich I. zog mehrere Troubadours an seinen Hof, dichtete selbst in der Provenzalischen Sprache, und gab dadurch, so zu sagen, den Ton an. Ihr Beispiel erweckte andere Deutsche Fürsten, und die kühnen Vertheidiger der Burgen wurden zugleich Freunde und Beschützer der Musen. Man versuchte sogar, die anmuthigen Spiele an den Höfen zu Toulouse und Paris nachzuahmen, und veranstaltete poetische Wettstreite, in welchen die Sieger von den angesehensten Damen gekrönt wurden, so, daß die Dichtkunst damals als die Würze gesellschaft-

licher Unterhaltung und als herrschendes Vergnügen Deutscher Fürsten zu betrachten war.

Anm. Zu diesen Ursachen fügt Leonh. Meister in seinen Beiträgen zur Geschichte der teutschen Sprache und National-Literatur (1sten Th. S. 59) noch folgendes: „Ohne Zweifel hatte nebst den moralischen und politischen Ursachen auch die Veränderung des Klima keinen geringen Einfluß auf diese Verfeinerung der Sprache und Denkart. Welch' ein Unterschied zwischen dem teutschen Boden, den uns Tacitus beschreibt, und der Gestalt desselben in dem zwölften und folgenden Jahrhunderten! Die Moräste waren abgezapft, die Wälder abgebrannt; Luft und Sonne bekamen freiern Zugang. Hiezu kamen noch die wohlthätigen Einflüsse der wärmern, asiatischen Lüfte, welche die Teutschen auf ihren Wallfahrten keine kurze Zeit in sich gesogen, nebst der Bekanntschaft mit den geistigern Gewürzen und Früchten, die von Alexandrien über Venedig auf teutschen Heerd gebracht wurden. Die Einbildungskraft der nördlichen Völker erhielt dadurch eine Zärtlichkeit und ein Feuer, die den Voreltern bei den kalten, groben Gerichten des eigenen Bodens unbekannt blieben."

§. 7.

Minnesinger, oder Schwäbische Dichter.

Aus diesen allgemeinen und besonderen Ursachen läßt sich der Abstich dieses Zeitalters von dem vorigen und das Erscheinen jener romantischen Dichter erklären, die sich in der Litterargeschichte unter dem Namen der Minnesinger oder Schwäbischen Dichter durch den Zauber ihrer Lieder Bewunderung und Unsterblichkeit errungen haben. Der Hauptgegenstand ihrer Gesänge war nämlich die Liebe (Minne), und

die Zeit ihrer höchsten Blüthe, die Regierung der Schwäbisch-Deutschen Kaiser, daher ihre zwiefache Benennung. Indessen sangen mehrere von ihnen gar nicht von Liebe; einige dichteten Fabeln, schrieben geistliche Gesänge, erzählten Rittergeschichten, oder verfertigten Heldengedichte. Eben so waren diese Dichter nicht alle aus Schwaben; auch die andern Deutschen Provinzen, selbst das Ausland, namentlich Italien, lieferte mehrere.

§. 8.

Schöne Eigenthümlichkeit derselben.

Fragen wir, wodurch sich die Minnesinger von den Dichtern des früheren Zeitraums so vortheilhaft unterscheiden, so finden wir die Antwort in der Sitteneinfalt ihrer Zeit. Nicht durch künstlich gebaute Systeme und Theorien, sondern durch Natur und geselligen Umgang gebildet, kannten diese Dichter nur den gestirnten Himmel über sich, und das Gesetz der Freiheit in sich. Natur, Liebe und Tapferkeit waren die Welt, in der und für die sie lebten, und alle Eindrücke, die dadurch auf sie gemacht wurden, wirkten so unmittelbar auf das Gemüth, daß die Poesie ihrer Welt sich nothwendig in ihrem Geist abdrucken mußte. Wir sehen sie daher, voll von diesen heiligen und süßen Gefühlen, nur das geben, was lebendig in eigener Brust sich regt, und all' die Freuden und Schmerzen der Liebe, all' die Ahnungen und Träume ihrer kindlich-reinen Phantasie, all' ihr Sehnen und Hoffen, wie sie es empfanden und erkannten, rein und ungekünstelt, zart und lebendig wieder ausströmen.

Und diese reine Gemüthlichkeit, die sich in den meisten Liedern der Minnesinger ausspricht, ist es, die wir als wesentliche Eigenthümlichkeit derselben herausheben möchten.

§. 9.

Begränzung ihres dichterischen Werths.

Bei dieser gerechten Anerkennung ihres Verdienstes dürfen wir indessen nicht verhehlen, daß die meisten Deutschen Minnelieder Nachbildungen der Provenzalen sind, wenn man gleich in ihnen das Bestreben wahrnimmt, ihre Vorbilder zu übertreffen. Diese Nachbildung finden wir theils in größern Erzählungen und Romanen, von denen wir hier nur den Lancillot, Gamuret, Parcifal und Grave von Narbonne anführen wollen, theils in kleinern Minneliedern, deren Töne süße Nachklänge Provenzalischer Gesänge sind, wie sie z. B. der Altfranzösische Sänger Folquet de Marseille, den der Graf Rudolph von Nüwenburg fast wörtlich übertrug, und Arnaud de Merveilh, Girant de Borneil, Anselm Faidit, Arnaud Daniel und andere gedichtet haben.*) Eben so muß man bei den Minnesingern zwischen ihren epischen, dramatischen und lyrischen Gedichten wohl unterscheiden. Die letztern, und unter diesen besonders die kleinern Stücke, sind die zartesten Klänge eines unbefangnen Gemüths, in welchen die Kunstlosigkeit ihrer Sprache, die Naivetät ihrer Schilderungen, die Einfalt ihrer Sitten, die Herzlichkeit und Reinheit ihrer Gefühle ganz unverkennbar ist; wo es aber auf Erfindungskraft,

schickliche Wahl, richtige Anordnung, Studium und höhere Geschmacksbildung ankommt, da sind sie, mit wenigen Ausnahmen, nicht an ihrem Ort, daher ihre Uebersetzungen und längern Gedichte, mehr oder weniger planlos, frostig und leer, und mit seltsamen Einschaltungen überladen, nur stellenweise vergnügen, keinesweges aber, wie übertriebene Lobredner derselben uns gern bereden möchten, mit den geistvollen Werken des Griechischen und Römischen Alterthums verglichen werden können.

Anm. *) Ausführlich spricht darüber Bodmer in seinen neuen kritischen Briefen 1763, S. 87 flg.

§. 10.

Geschichte ihrer Wiederauffindung.

Erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts sind diese Minnelieder der Vergessenheit entzogen worden. Eine handschriftliche Sammlung von 140 Dichtern, die, bekannt unter dem Namen der Manessischen *) sich bis zu Anfang des 17ten J. h. in der Schweiz erhalten hatte, in der Folge nach Heidelberg, und zuletzt nach Paris gekommen war, wurde hier von Joh. Christ. v. Bartenstein 1726 entdeckt. Dieser schrieb einige Gedichte für seinen Schwager, den Professor Scherz, ab, der zwanzig Jahr später seinen Schweizerischen Freunden manches von dieser Abschrift mittheilte. Bodmer und Breitinger, zwei Zürcher Gelehrte, suchten sich die Handschrift durch den fleißigen Geschichtforscher Schöpflin zu verschaffen, und ließen bald nachher (1748) Proben der alten Schwäbischen Poesie, und endlich (1758 u. 59)

die ganze Sammlung abdrucken. Nun erst wurde die Aufmerksamkeit auf diese ungekannten Schätze der alten Litteratur rege, und gelehrte Freunde und Kenner der Dichtkunst fingen an, durch Sammlungen und einzelne Gedichte, durch biographische Nachrichten und Glossare ein gründliches Studium des Minnegesangs vorzubereiten und allgemeiner zu machen, so daß wir uns von der jetzigen Liebe für die Schwäbische Poesie noch viel Gutes für die Folge versprechen dürfen. Die meisten Verdienste um diesen Zweig der Litteratur haben sich außer Bodmer und Breitinger erworben: Lessing, Eschenburg, Müller, Anton, Adelung, Fülleborn, Herder, Gräter, v. Aretin, die Mitarbeiter an der Bragur, Tiek, und in den neusten Zeiten besonders v. d. Hagen, Büsching und Docen.

Anm. *) Rüdger von Manesse, Mitglied des Raths zu Zürch, lebte im Anfang des 14ten J. h., und war der erste, welcher mit Hülfe seines Sohnes, der Küster, und nachher Schullehrer in Zürch war, eine Sammlung der besten Minnelieder veranstaltete, wie uns solches sein Landsmann, Johann Hadloub, in einem Liede aufbewahrt hat. Diese Handschrift befand sich unter Nr. 7266 der ehemaligen Königl. Französischen Bibliothek zu Paris. Sie ist in groß Fol., von zwei verschiedenen Händen geschrieben. Die Kolumnen sind ordentlich gespalten, und die Linien nach dem Zirkelmaße eingetheilt. Die bei jedem der 140 Dichter befindlichen Zeichnungen sind schlecht, das Kolorit aber sehr lebhaft. Die Vorstellungen derselben beziehen sich selten auf den Inhalt der Gedichte, meist zielen sie auf die besondere Neigung des Dichters zum Jagen, zum Reigerbeitzen, Reiten, Turnieren rc., oder auf etwas Merkwürdiges, wodurch er sich im Felde berühmt, oder

bei den Schönen beliebt gemacht hat. Schild und Helm sind dabei nicht vergessen, und in Absicht auf Kleidung, Waffen, Kriegsrüstungen u. s. w. sind diese Figuren für Künstler und Geschichtschreiber sehr brauchbar.

§. 11.

Handschriftliche Sammlungen.

Die bis jetzt bekannt gewordenen handschriftlichen Sammlungen von Gedichten der Minnesinger sind außer der Manessischen: der Goldastische Kodex in der Rathsbibliothek zu Bremen, der eine, von Goldast genommene Abschrift verschiedener Stücke des Manessischen Kodex ist; der Jenaische auf der akademischen Bibliothek, und der des Benediktiner-Klosters zu Weingarten*). Außerdem bewahrt die herzogliche Bibliothek zu Weimar zwei Handschriften, welche Meistergesänge aus dem 14ten und 15ten J. h., und unter diesen mehrere Minnelieder enthalten; desgleichen giebt es mehrere Handschriften in der Vatikanischen Bibliothek zu Rom. Auf der Schusterzunft zu Colmar wurden 1790 über tausend Lieder von Minne- und Meistersängern des 14ten, 15ten und 16ten J. h. entdeckt**). Auch Prof. Rüdiger in Halle fand 1793 zwei handschriftliche Folianten von Minne- und Meistersängern***), und in der Bibliothek des Freiherrn Patachich v. Zajezda, Erzbischofs von Kolocza in Ungarn liegt ein reichhaltiges Manuscript von Minneliedern, dessen nähere Beschreibung und Bekanntmachung noch zu wünschen ist****).

Anm. *) Zapfs Reisen in einige Klöster Schwabens, S. 13.

Anm. **) Nähere Angaben und Proben s. in der Goth. gel. Zeit. 1790, St. 42, S. 336; Bragur, B. 1 S. 380 — 82, und B. 2. S. 329 — 332.

Anm. ***) S. Rüdiger's neuesten Zuwachs der deutschen Sprachkunde, St. 5, S. 236; vergl. Braga und Hermode, B. 3. Abth. 2. S. 152. flg.

Anm. ****) Vergl. Allg. Deutsche Bibliothek, B. 57. St. 1.

§. 12.

Gedruckte Sammlungen, Erklärungen und Uebertragungen.

Der gedruckten Sammlungen von Minnesingern besitzen wir nur wenige.

1) Den Anfang machen die §. 10. erwähnten Proben der alten schwäbischen Poesie des 13ten J. h. aus der Manessischen Sammlung, Zürch 1748 in 8. — Diese von Bodmer und Breitinger veranstaltete Sammlung enthält Proben von 81 Minnesingern, zugleich aber grammatische Anmerkungen über die Sprache der Schwäbischen Dichter, und ein Glossarium oder Erklärungen der darin vorkommenden dunkeln Wörter.

2) Zehn Jahr darauf folgte von denselben Herausgebern der vollständige Abdruck des Manessischen Kodex, unter dem Titel: Sammlung von Minnesingern aus dem Schwäbischen Zeitpunkte, CXL Dichter enthaltend; durch Ruedger Manessen, weiland des Raths der Uralten

Zyrich. Aus der Handschrift der königl. französischen Bibliothek herausgegeben. Erster Theil Zyrich 1758. Zweiter Theil 1759 in 4. Der größte und wichtigste Theil dieser Sammlung besteht aus lyrischen Gedichten, und diese sind, fast ohne Ausnahme, der Liebe geweiht. In geschichtlicher Hinsicht sind beide Sammlungen sehr empfehlenswerth, und dem Deutschen Alterthumsforscher unentbehrlich.

3) Erst nach einem Zeitraum von sechsundzwanzig Jahren erschien eine dritte Sammlung deutscher Gedichte aus dem XII. XIII und XIV. Jahrhundert. Erster, Zweiter Band. Berlin, 1784. 1785 gr. 4. Der Herausgeber derselben ist Christoph Heinrich Müller, der vormals als Prof. der Philosophie und Geschichte am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin lebte, und nachher in Zürch, seiner Vaterstadt, privatisirte. Diese, mit großer Uneigennützigkeit*) zu Stande gebrachte schätzbare Sammlung größerer Gedichte enthält indessen nur den reinen Abdruck der, von Bodmer dem Herausgeber überlassenen Abschriften einiger Schwäbischen Dichter, mit so ängstlicher Treue, daß außer der alten mangelhaften Interpunktion, selbst Schreib- und Lesefehler beibehalten sind. Die Verständlichkeit der aufgenommenen Gedichte ist nirgend durch Erklärung befördert, und eben so wenig irgend etwas über die Dichter selbst, über das Alter und den Zustand der genommenen Abschriften gesagt worden.

4) Die letzte vor zwei Jahren angefangene Sammlung hat den Titel: Deutsche Gedichte des Mittelalters. Herausgegeben von Friedr.

Heinr. v. d. Hagen, und Dr. Joh. Gustav Büsching. Erster Band mit 4 Holzschnitten. Berlin 1808 in 4. Diese Sammlung soll Gedichte vom 12ten bis 15ten Jahrhundert, also aus der Blüthezeit der Deutschen Poesie, in sich begreifen. Der erste Band enthält (bis auf ein größeres Gedicht von Salomon und Morolf) lauter noch unabgedruckte, fünf an der Zahl, aber mit mehrern grammatischen Verbesserungen und Ergänzungen und einer einfachen Interpunktion, zur Erleichterung des Verständnisses versehen. Jedem Gedichte ist eine Einleitung vorgesetzt, in welcher Nachrichten über das Alter, den Verf., die Sprache und Form des Gedichts, so wie über die dabei benutzte Handschrift gegeben werden. Vollständige Vergleichung der Handschriften, Sammlung und Prüfung der Lesarten, Sprach- und Sacherklärungen sollen kritischen Ausgaben und allgemeinen Lexikalischen Werken vorbehalten bleiben.

Zahlreicher sind die vorhandenen Erklärungen, Uebertragungen und Nachbildungen. Die wichtigsten derselben findet man: in Langens Sammlung gelehrter und freundschaftlicher Briefe, Th. 2; in Gleim's Gedichten nach den Minnesingern, Berlin 1773 (eine liebliche Nachbildung, der zugleich die Orginale beigefügt sind); im teutschen Merkur, 1774, Jan.; in der (ältern) Iris der Hrn. Jacobi, B. 4. St. 1.; in Bragur, einem litter. Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit, B. 1. Nr. 3, B. 2. Nr. 2.; in Braga und Hermode, oder neuem Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten,

B. 1. Abth. 1. und 2.; B. 2. Abth. 1. und 2. B. 3. Abth. 1., B. 4. Abth. 1. und 2.; in der Berlinischen Monatsschrift 1793, Jul. Aug. und Novbr., und 1795, März und Sept. (Lieder aus dem Manessischen Kodex, nebst einer möglichst genauen Uebertragung); im Neuen teutschen Merkur, 1798, Aug.; in Haug's Epigrammen und vermischten Gedichten Berlin 1805, B. 2.; in den Minneliedern aus dem Schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet und herausgegeben von Ludw. Tiek. Berlin 1803, in 8. (Enthält nur leichte Veränderungen, indem unverständliche Wörter weggelassen, und durch übliche ersetzt worden sind, weil der Herausgeber auch den ungelehrten Freunden der Dichtkunst einen Begriff von dem poetischen Werthe der Minnelieder geben wollte).

Anm. *) Müller kündigte sein Unternehmen im Jahr 1780 an, und wünschte die Unterstützung von 30 Freunden der altdeutschen Litteratur, von denen jeder drei Jahre hinter einander jährlich 15 Thlr. zur Bestreitung der Druckkosten beitragen sollte. Er selbst gab ein Ansehnliches dazu her, und besorgte die ganze Ausgabe nächst den mühsamen Korrekturen unentgeltlich.

§. 13.

Nachrichten von einigen der merkwürdigsten Minnesinger.

Die Zahl der uns bekannten Dichter dieses Zeitalters, unter denen sich mehrere aus kaiserlichem und fürstlichem Stamme befinden, die aber sämmtlich durch das Band der Musen vereint waren, beläuft sich

auf etwa 300. Nicht alle sind in der Litterargeschichte gleich wichtig, daher hier nur die wenigsten genannt, und nur diejenigen näher beachtet werden können, deren Lieder und größere Werke den meisten poetischen Werth haben. Die ganze Reihe beginnt mit

Heinrich v. Veldeck. Er war ein Niederdeutscher, lebte zu Ende des zwölften und zu Anfang des dreizehnten J. h., und ist Verfasser einer Schwäbischen Eneidt, [in Müllers Sammlung rc. rc.], und mehrerer anderer Gedichte, die in der Manessischen Sammlung, Th. 1. S. 18 — bis 22 abgedruckt sind.

Hartmann von Aue. Ein Ritter, vermuthlich aus Franken, blühte ums Ende des zwölften J. h. ist Verf. mehrerer Lieder von sehr ungleichem Werth in der Maneß. Samml. Th. 1. S. 178 — 183 und einer kurzen Erzählung: der arme Heinrich, in Müllers Sammlung B. 1. S. 197. Am merkwürdigsten ist er als Uebersetzer eines Französis. Ritter-Romans: Jvain (Twein) und Laudine.

Albrecht von Halberstadt. Lebte im Anfang des dreizehnten J. h. und arbeitete in der Schwäbischen Mundart den Ovid und zwei Französ. Ritter-Romane um: Gamuret und Tschionadulander.

Wolfram von Eschenbach (Eschilbach). Ein Zeitgenosse Veldeck's, und einer der fruchtbarsten Dichter dieses Zeitraums. Was ihm mit Gewißheit gehört, ist folgendes: einige Lieder in der Man. Sammlung. Th 1. S. 147 — 49; ferner der Trojanische Krieg, wovon eine Handschrift im Kloster Gottwich, und eine andere in der Königl. Bibliothek zu Berlin liegt; der Parcival, aus dem Pro-

venzalischen des Gujot, ein Gedicht, das sich in mehrern Handschriften zu St. Gallen, Dresden und der Vatikanischen Bibliothek befindet, und in Müllers Sammlung B. 1. abgedruckt ist. Außerdem wird er für den Verf. mehrerer anderer Schriften und Theilnehmer an verschiedenen Rittergeschichten gehalten. Er ist der Homer und Ariost des Schwäbischen Jahrhunderts, und verdient besonders studirt zu werden.

Heinrich von Ofterdingen. Lebte im zwölften und dreizehnten J. h., und bildete sich in Oestreich am Hofe des Herzogs Leopold VII., den er auch als seinen Gönner und Beschützer in seinen Liedern besang, In dem poetischen Wettstreit zu Wartburg spielte er eine Hauptrolle, wovon noch einige Bruchstücke übrig sind, welche die Man. Samml. Th. 2. S. 1. flg. aufbewahrt hat.

Nikolous Klingsohr. Ein Zeitgenosse des vorigen, hervorstrahlend unter den Minnesingern durch seine gelehrten Kenntnisse in der Mathematik und Astrologie, nnd sehr angesehen als Dichter. Nur wenige Poesieen von ihm sind noch übrig; sie stehen unter den Kampfliedern aus dem Kriege zu Wartburg in der Maneß. Sammlung.

Walther von der Vogelweide. Ein wandernder Sänger, der, in der ersten Hälfte des dreizehnten J. h. lebend, und von einem Hofe zum andern gehend, überall sich beliebt machte. Sein größter Gönner war Leopold von Oestreich, der Glorwürdige, von dem er auch kostbare Geschenke erhielt. Seine Lieder zeigen einen Mann von Welt, und athmen viel Vaterlandsliebe. Eine beträchtliche

Anzahl derselben steht in der Man. Samml. Th. 1. S. 101 — 142, und in Müllers Samml. B. 2.

Johann Enenkl (Jans der Enenchel, Joannes Nepos). Ein geborner Wiener, der von 1190 bis 1250 lebte. Sein bekanntestes Gedicht ist das Fürstenbuch von Oestreich und Steyer, — eine Chronick, welche zu Linz 1618 in 8 in Druck erschien, und eben das. 1740 in 12, aber fehlerhaft, wieder aufgelegt wurde. Auch ist er Verf. einer, theils in Reimen, theils in Prosa geschriebenen Universal-Chronik, die Weltgeschichte von der Schöpfung bis auf Kaiser Friedrich II. enthaltend, wovon der gelehrte Benediktiner und Kapitular P. Magnus Faus, unter dem Titel: philologischer Versuch über Joh. Enickels deutsche Universalchronick aus dem dreizehnten J. h. rc., Reichsstift Neresheim 1793, 8, eine Probe mitgetheilt hat.

Gottfried von Straßburg, um's Jahr 1232. Er trug den Tristrand, einen der ältesten Ritterromane Britannien's, in die Schwäbische Mundart über, und dichtete auch einige moralische Lieder, die in der Man. Samml. Th. 2, S. 183 — 85 abgedruckt sind. Der Tristrand und einige Erzählungen von ihm stehen im ersten B. der Müllerschen Sammlung.

Ottokar von Horneck, aus Steiermark gebürtig, lebte zwischen 1270 und 1330. Er schrieb ein histor. Werk von den Weltregenten und Kaisern bis auf Friedrich II., welches sich handschriftl. in der K. Bibl. zu Wien befindet; ferner eine gereimte

reimte Oestreichsche Chronik, von 1250 bis 1309, ebenfalls handschriftl. in Wien.

Der ältere Meißner (der alt Mîsner). Ein nach seinem wahren Namen uns unbekannter Dichter, der, aus Meißen gebürtig, in der letzten Hälfte des dreizehnten J. h. lebte. Er wird seines süßen Sanges wegen gelobt. Die Maness. und Müllersche Samml. enthalten mehreres von ihm.

Reinbot von Doren, aus der Mitte des dreizehnten J. h., ein Hofpoet des Herzogs Otto von Baiern, schrieb einen Ritterroman von dem heil. Georg, den der verstorbene Möser in Osnabrück, der die Handschrift besaß, in Gottsched's Neuem Büchersaal 1749, B. 8. St. 4. S. 365 — 376 ausführlich beschrieben, und eine Probe daraus mitgetheilt hat.

Reinmar der Aeltere, im Anfang des dreizehnten J. h., lebte am herzogl. Hofe Leopold's des VII. von Oestreich, und wohnte 1217 dem Kreuzzuge desselben nach Palästina bei. Die Man. Samml. Th. 1 S. 61 — 83 enthält von ihm mehrere wohllautende Gedichte voll zarten Gefühls. Auch er befand sich in dem Wettstreit zu Wartburg, wovon uns die Man. Sammlung Th. 2. S. 4 noch einen Theil seiner dortigen Rolle aufbewahrt. — Reinmar der Videler (d. i. Tonkünstler,) von dem sich die ersten sechs Strophen eines Gedichts in der Man. Samml. Th. 2. S. 110 befinden. — Reinmar von Zweter, wahrscheinlich ein Sohn des vorigen, hat mehrere moralische und religiöse Lieder gedichtet, von denen viele in der Man. Samml. Th. 2. S. 122 bis 155 abgedruckt sind.

Conrad von Würzburg, gehört unter die Dichter der letzten Hälfte des dreizehnten J. h., und ist einer der fruchtbarsten und merkwürdigsten des Schwäbischen Zeitpunkts. Er ist Verf. mehrerer lyrischer und epischer Gedichte, von denen ein Theil in der Man. Samml. Th. 2. S. 198 — 207 abgedruckt ist. Das wichtigste ist sein Trojanischer Krieg, wovon vier Handschriften zu St. Gallen, Straßburg, Berlin und Wien aufbehalten werden. Er wird auch von einigen für den Verfasser, von andern nur für den Herausgeber des Liedes der Nibelungen gehalten, wovon noch in der Folge die Rede seyn wird.

Unter den Kaisern, Königen und Fürsten dieses Zeitraums waren mehrere nicht bloß Dichterfreunde und Beschützer derselben, sondern selbst Minnesinger. Dahin gehören besonders: die Kaiser Heinrich VI. (1190 — 97) und Konrad IV. (1250 — 54), König Wenzel von Böhmen (1278), Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeil (1298), Markgraf Heinrich von Meißen, Herzog Heinrich von Pressala und mehrere Grafen und Freiherrn.

§. 14.

Beschreibung ihrer epischen Gedichte.

a) Der Nibelungen Lied.

Unter mehrern noch vorhandenen größern Gedichten dieses Zeitraums steht das Lied der Nibelungen oben an. Es ist ein episches Gedicht, welches in Verbindung mit zwei andern, Chriemhilden Räche und die Klage ein Ganzes bildet, für dessen Verfasser man sonst den oben genannten Con-

rad von Würzburg hielt, der aber, nach den bisherigen Untersuchungen, nur als Herausgeber desselben betrachtet werden kann, indem er ein altes Lateinisches Original aus der letzten Hälfte des zehnten J. h. umarbeitete, und in Deutsche Verse übersetzte. Der Held des Epos heißt Sifrit. Dieser, ein König von Niederland und Niebelungen, d. i. Norwegen, erhält für seine großen Dienste von Gunthar, König der Burgonden, dessen schöne Schwester Chriemhilt. Gunthars Gemahlinn aber, Brunhilt, stiftet es an, daß Sifrit durch den Hagene getödtet wird. Von dieser Zeit an sucht Chriemhilt den Tod ihres Gemahls an Hagene zu rächen, bis es ihr endlich gelingt, ihm mit dem Schwerte, das er dem Sifrit bei dem Morde genommen, den Kopf abzuschlagen. — Handschriftlich befindet sich dieses Gedicht in der Gräflichen Bibliothek zu Hohenems, zu St. Gallen und in der Jesuiterbibliothek zu München. Bodmer gab zuerst Chriemhilden's Rache und die Klage nebst Fragmenten aus den Nibelungen heraus (Zürch 1757 in 4.); vollständig aber erschien das Gedicht in der Müllerschen Sammlung. Die neuste, mit einem Glossar versehene Bearbeitung des ganzen Gedichts oder vielmehr genaue Uebertragung desselben aus der Sprache jener Zeit in die jetzt lebende, haben wir von Heinrich v. d. Hagen (Berlin 1807 in gr. 8) erhalten, der im J. 1810 eine kritische Ausgabe zu akademischen Vorlesungen gefolgt ist.

Die genannten Herausgeber dieses Epos und mit ihnen alle Kenner und Freunde alt-deutscher Litteratur sind über den vorzüglichen Werth desselben ein-

verstanden. Es ist ein glücklich gewählter vaterländischer Stoff, der nicht minder wie die Form den romantischen Geist des Dichters bekundend, und in seinen Theilen mit Kunstsinn und Genialität zur Einheit geordnet, auch reich ist an trefflich gezeichneten Charakteren und treuen Schilderungen, so, daß wir dieses Gedicht als das schätzbarste Denkmal des Deutschen Alterthums betrachten müssen.

§. 15.

Fortsetzung.

b) Das Heldenbuch.

Nicht minder merkwürdig ist das Heldenbuch, das dem Heinrich von Ofterdingen und Eschilbach gemeinschaftlich zugeschrieben wird. Es ist eine aus 4 Abschnitten bestehende Sammlung verschiedener alter Rittergeschichten in Reimen, die, wahrscheinlich aus alten Nationalsagen entstanden, sämmtlich in dem Charakter des Hauptheldes Dietrich von Bern ihren Vereinigungspunkt finden. Das Ganze ist reich an wunderbaren romantischen Dichtungen, in denen man besonders die lebhafte Phantasie und den unerschöpflichen Witz ihres Erzählers bewundert. — Handschriften davon findet man in Straßburg, Dresden und im Vatikan zu Rom. Die erste Ausgabe erschien 1509 zu Straßburg in Fol., neuere sind unter dem Druckort Frankfurt am M., 545, 60, 79 und 90, letztere in 4.

§. 16.

Fortsetzung.

c) Der König Artus und die runde Tafel.

Dieses Epos war eine Hauptquelle für die Dichter dieses Zeitpunkts. König Artus (Arthur) von Wallis soll im 6ten J. h. regiert, viele Proben der Tapferkeit gegeben, und den Ritterorden der sogenannten runden Tafel gestiftet haben. Er liebte, sagt man, seine vier und zwanzig Ritter alle mit gleicher Liebe, und wählte für sie die runde Tafel, damit kein Platz an derselben einen höhern Rang bezeichnen dürfe. Mit Gewißheit weiß man von ihm wenig oder nichts. Indessen wurden seine und seiner Ritter vorgebliche Thaten zunächst in England, und dann auch bei Franzosen und Deutschen ein allgemeiner Gegenstand romantischer Dichtkunst. Handschriften eines solchen Deutschen Gedichts liegen im Vatikan, vier in der K. Bibl. zu München, eine in Abschrift von 1464 zu Hamburg, und eine zu Dresden. Wer der Verf. sey, ist unbekannt.

§. 17.

Fortsetzung.

d) Das Buch von Floren und Blanscheflur.

Die Geschichte, welche diesem epischen Gedicht zum Grunde liegt, gehört zu den gangbarsten in den spätern Zeitaltern des Mittelalters. Sie ist alt-französischen Ursprungs, wurde aber auch spanisch bearbeitet. Größeren Umlauf aber erhielt sie in Italien durch Boccaz, der daraus einen weitläuftigen Ro-

man (il Filocolo) bildete, der mehrmals neu abgedruckt worden ist. Eine metrische Behandlung dieses Stoffs aus dem dreizehnten oder vierzehnten J. h. in Oberdeutscher Mundart, bewahrt eine Handschrift auf der K. Bibl. zu Berlin, welche Prof. Müller abgeschrieben und in den 2ten B. seiner Sammlung 2c. aufgenommen hat. Nach diesem Abdruck besteht das Gedicht aus 7885 Zeilen. Auch besitzen wir eine niederdeutsche oder plattdeutsche gereimte Erzählung, welche aus einer Handschrift der akadem. Bibl. zu Helmstädt von Paul Jak. Bruns (Berlin und Stettin 1798, in 8) herausgegeben ist. Diese ist kürzer und zusammengedrängter als die Müllersche, denn sie besteht nur aus 1577 Versen.

§. 18.

Dramatische Gedichte.

Der Krieg zu Wartburg.

Um den Geist damaliger Zeit zu charakterisiren, darf der Krieg zu Wartburg, ein poetisches Kampfspiel, das bei dem Landgrafen Hermann von Thüringen auf dessen Schloß, der sogenannten Wartburg, gehalten wurde, nicht übergangen werden, besonders, da es ein Gedicht zur Folge hatte, das man als den ersten dramatischen Versuch in Deutscher Sprache anzusehen pflegt. Dieser poetische Streit entstand im J. 1206. Die berühmtesten Dichter, Veldeck, Eschilbach, Rispach, Osterdingen, Klingsohr, Walter v. d. Vogelweide, Bieterolf und Reinmar der Aeltere hatten Theil daran. Osterdingen war die Veranlaßung

dazu, da er in alle seine Gesänge das Lob des Herzogs von Oestreich, Leopold VII., an dessen Hofe er sich aufgehalten, einmischte. Dadurch eifersüchtig gemacht, und vielleicht auch neidisch über die Vorzüge eines so kenntnißvollen und begeisterten Sängers, stellten sich jene sechs ihm entgegen, rühmend Hermanns Milde und Tapferkeit, und so entstand ein ernstlicher Wettstreit, in welchem die Kämpfer übereinkamen, daß der Besiegte aufgehängt werden sollte. Wirklich verstummten sämmtliche Gegner vor dem Osterdingen, dessen Rede in Strömen von seinen Lippen floß. Aber bestürzt gemacht durch die schöne Sophie, Landgräfin von Thüringen, die in den Versammlungssaal eintrat, wurde er besiegt. Die Meister eilten, das Urtheil an ihm zu vollziehen, als er, unter den Mantel der ihn liebenden Fürstinn sich bergend, in ihr seine Retterinn fand. Unzufrieden mit diesem unerwarteten Ausgang des Kampfes, bat Osterdingen sich den Klingsohr, den berühmtesten Dichter seiner Zeit, der damals an dem Hofe des Königs Andreas von Ungarn lebte, zum Schiedsrichter aus. Klingsohr reis'te mit ihm, und kam zu Ende des Jahres 1207 auf Wartburg an. Nach vielen poetischen Wettkämpfen, die er hier bestand in Gegenwart der landgräfl. Familie und vieler Ritter, und worin Wolfram von Eschilbach sich besonders auszeichnete, that er den Ausspruch, daß dem Osterdingen der erste Preis gebühre. Diesem gelang es nun auch, sich die erzürnten Gegner wieder zu versöhnen, und die Landgräfinn verehrte dem Klingsohr eine goldene Kette zum Lohn für seine Kunst, und für die Ehrenrettung ihres Günstlings. — Handschrift-

lich befindet sich dieses Gedicht zu Jena, und abgedruckt in der Manessischen Samml. B. 2. *)

Anm. *) Die Veranlassung und den ganzen Erfolg dieses poetischen Wettstreits erzählt Wigand Gerstenberg, der im Anfang des 16ten J. h lebte, in seiner Thüringisch-Hessischen Chronik, S. 278 und flg., abgedruckt in Schminkens Monimentis Hass. (Kassel 1747 — 1765) T. 1. — Vergl. Ueber die Minnesänger und ihren Krieg auf der Wartburg von C. Schreiber, im Freimüthigen 1804. Nr. 84 und 85.

§. 19.

Lehrgedichte.

König Tyrol von Schotten und Fridebrant, sein Sohn; der Winsbeke; die Winsbekin.

Unter diesen Titeln besitzen wir, aus dem Ende des zwölften J. h. in Schwäbischer Mundart, drei kurze moralische Gedichte, deren Verf. unbekannt ist*). Sie gehören unter die schätzbarsten Ueberbleibsel aus diesem fruchtbaren Zeitraum, und ersetzen durch ihren herzlichen und naiven Ton, was ihnen an poetischem Werth gebricht. Den ersten Abdruck veranstaltete Goldast unter dem Titel: Paraenetici veteres 1604 in 4. Zum zweiten Male erschien es im Schilterschen Thesaurus mit den verschiedenen Lesarten und Anmerkungen von Goldast und Scherz, und den neusten Abdruck findet man in der Maness. Samml. Th. 2. Eine hochdeutsche Uebersetzung des Königs Tyro von dem verstorbenen Prediger Böckh steht im 1sten B. der Bragur, und im 2ten B. das Original des Winsbek mit kurzen Erläuterungen be-

gleitet. Die Winsbekin ließ Franz Heinr. Sparre mit metrischer Uebersetzung und einigen Spracherklärungen besonders abdrucken (1760 in 4.)

Anm. *) Bodmer hielt Wolfram v. Eschenbach für den Verf.

§. 20.

Freie Nachahmungen Griechischer und Römischer Klassiker.

Auch das Griechische und Römische Alterthum blieb den Minnesingern nicht unbeachtet, wenn sie gleich die geschätzten Werke desselben wohl nicht in der Ursprache selbst lesen konnten. So war der Trojanische Krieg ein reichhaltiger und willkommner Stoff für mehrere Dichter. Wolfram von Eschenbach schrieb ein Epos unter diesem Titel, das sich noch handschriftlich zu St. Gallen, Straßburg, Berlin und, in Prosa aufgelöst, zu Wien befindet. Oberlin hat dieses Gedicht in seiner Diatribe de Conrado Herbipolita ausführlich beschrieben, und einige Stellen daraus mitgetheilt. — Eben so besitzen wir von Heinr. v. Veldeck eine freie Nachahmung der Aeneide, aus dem Französ. des, in der Mitte des zwölften J. h. lebenden chrêtien de Troyes, mit eigenen Einschaltungen. Die Geschichte wird bis auf die Vermählung des Aeneas mit der Lavinia fortgeführt. Am Ende kommt Veldek auf die Geburt Christi. Handschriftlich befindet sich dieses Gedicht zu Gotha, Wien und Eybach bei Geißlingen in Schwaben; doch sind diese Handschriften aus dem 14ten und 15ten J. h., daher man in jeder nur die Sprache ihrer Zeit findet, und also über die Sprache

des Orginals, das schon 1180 verfertigt wurde, nicht urtheilen kann. Abgedruckt ist es in der Müllerschen Samml. B. 1., unter dem Titel: die Eneidt. — Auch Ovids Metamorphosen wurden durch Albrecht von Halberstadt verdollmetscht, und von ihm bald abgekürzt, bald verlängert, bald mit moralischen Anmerkungen ausgestattet. — Alle diese Nachbildungen können indessen keine Befriedigung gewähren, wenn gleich einzelne Stellen unerwartete Schönheiten darbieten.

§. 21.

Lyrische Gedichte. — Proben davon.

Den größten Reiz behalten für uns die kleinen lyrischen Gedichte, in denen sich der romantische Sinn ihrer Verfasser am reinsten abspiegelt. Die Maneß. Sammlung hat deren viele, und diese sind fast ausschließlich der Liebe geweiht. Da sie den Charakter dieses Zeitraums am bestimmtesten bezeichnen, und zugleich als Sprachprobe desselben dienen können: so mögen nachfolgende Stücke in der Ursprache mit der dabei befindlichen Uebersetzung dazu dienen, denen, welchen die Sammlungen selbst nicht zu Gebote stehen, eine sinnliche Anschauung zu geben:

Im Winter.

Von Markgraf Otto IV. (mit dem Pfeil) von Brandenburg; regierte von 1266 — 1308.

Winter! dine trüben Stunde,
Und din kelte manigvalt,
Ob ich das erwenden kunde,

Daſ ſi wurden bas geſtalt;
Das lieſſ ich, dur die langen naht,
Und dur die vil minneklichen,
Dü mir froeiden vil hat braht.

Winter, deine trüben Stunden,
Deine Kälte mannichfach,
Wenn ich's auch verwandeln könnte,
Daß ſie würden beſſer geſtaltet!
Ließ ich's, ob der langen Nächte,
Und ob der viel Minniglichen,
Die mir viele Freuden bringt.

Ich ſach die vil minnekliche,
Vor mir ſtan in richer wat;
Zehant do wart ich froeiden riche,
Davon min muot vi hohe ſtat.
Mich gruoſte ir minneklicher munt;
Der duhte mich in ſolher röte,
Sam en fürig flamme entzunt.

Ich ſah die viel Minnigliche
Vor mir ſtehn in reichem Gewand.
Plötzlich ward ich freudenreich,
So daß mein Muth ſehr hoch nun ſteht,
Mich grüßt' ihr minniglicher Mund,
Er ſchien von ſolcher Röthe mir,
Als hätte Feuerflamme ihn entzündt.

Hey, Herre Got! durh dine güte
Ruoche der minnekliche pflegen;
Mit ſteten trüwen ſie behüte.
Und ſende ir dinen ſüſſen ſegen.
Das hat ſie verſchuldet gar
Gegen al der werlte gemeine.
Ey, Herre Got, nu nim ir war!

Ach Herre Gott! nach deiner Güte
Geruhe der Lieblichen zu pflegen;
Mit feſter Treue ſie behüte,

Und send' ihr deinen süßen Segen.
Das hat sie verdient gar sehr
Um die gesammte Welt.
Ei Herr Gott, nimm ihrer wahr!

Im Frühling.
Von demselben.

Uns kumt aber ein lichter meie,
Der machet manig herze fruot.
Er bringet bluomen mangerleye;
Wer gesach ie süsser bluot?
Vogelin döne sint manigvalt,
Wol geloubet stet der walt;
Des wirt vil trurig herze balt.

Und kömmt abermals ein heller Mai,
Der macht manches Herze froh.
Er bringt der Blumen mancherlei!
Wer sah je süßere Blüte?
Der Vögelein Töne sind mannigfach,
Schön belaubet steht der Wald;
Manch traurig Herz wird muthig drob.

Ich wil nah ihr hulde ringen
Alle mine lebenden tage,
Sol mir niht an ir gelingen,
Seht! so stirbe ich sender klage;
Sie en tröste mich zestunt.
Ir durlühtig roter munt
Hat mich uf den tot verwunt.

Ich will um ihre Huld wohl ringen
Alle meine Lebenstage.
Wird mir nichts bei ihr gelingen,
Seht! so sterb ich traurig klagend,

Sie tröste mich dann zur Stunde.
Ihr hellleuchtend rother Mund
Hat mich auf den Tod verwundt.

Lob der Liebe.
Von demselben.

Sieh, biderber man! din gemuete heret,
Swa ein wib dich minnekliche grüſſet;
Al din hoffenunge wird gemeeret.
Frowen-güte mannen-kumber büſſet.
Ane minne iſt nieman wert.
Unküſche mag geminnen niht.
Unminne die iſt dem ein wiht,
Der rehter minne gert.

Sieh, biedrer Mann! dein Muth der herrschet,
Sobald ein Weib dich lieblich grüßt.
Alle deine Hoffnungen wachsen wieder.
Frauenhuld vergütet Männerkummer.
Ohne Liebe ist Niemand werth,
Unkeuschheit vermag nicht zu lieben.
Unkeusche Liebe ist nichts für den,
Der rechter Liebe begehrt.

Wie ſol man bas geſprechen von der minne?
Niman hat niht, als rehte gutes.
Swer der pfliget, der waltet guoter ſinne.
Minne tuot dem man niht arges mutes.
Swer der Minne iſt undertan,
Si lat in manige tugende ſehen,
Als ich die wiſen höre jehen;
Si leret ſünde lan.

Wie kann man besser die Liebe preisen?
Niemand hat von ihr als lauter Gutes.

Wer ihrer pflegt, der denket richtig.
Liebe gibt dem Mann keine bösen Begierden.
Ueber wen die Liebe herrschet,
Den läßt sie manche Tugend sehen,
Wie ich die Weisen höre zeugen;
Sie lehrt die Sünde lassen.

Ia wol dem, der unminne Z'allen ſtunden
Geren ſlihet! Den mag ere geren,
Minne wart ni bi den ſünden vunden,
Si kan guoten man wol rehte leren.
Genuoge lüte ſprechent ſo,
Daſ unminne ſünde ſie.
Minne iſt aller ſünden fri;
Seht! minne machet vro.

Ja wohl dem, wer unrechte Liebe immer
Gern fliehet! Ihn hat die Ehre gern.
Liebe findet sich nie bei Sünden.
Sie kann dem Guten das Rechte lehren.
Weise Leute sagen:
Unrechte Liebe ist Sünde.
Liebe ist von allen Sünden frei.
Seht! Liebe machet froh.

Innere Zufriedenheit der Liebe.

Von Heinrich, Fürsten von Anhait; regierte von 1211 — 1252

Ich wil den winter enpfahen mit geſange:
Alle ſwigen ſtille die kleinen vogelin;
Ich entwart noh nie ſo von ſime getwange
Das ich dar in *) lieze die minne-froeide ſin.
Des danke ich doch der viel lieben frowen min.
Ir roter mund, ir roſelehtes wange,
Ir guete, und ir wol lichtvarwer schin
Zieret ein lant wol al ube den rin.

Anm. *) Wahrscheinlich darum.

Ich will den Winter empfangen mit Gesange!
Zwar schweigen sie alle, die kleinen Vögelein;
Doch geschah mir noch nie so durch seine Herrschaft,
Daß ich darum die Minnefreude unterließe.
Das verdanke ich doch meiner Vielgeliebten.
Ihr rother Mund, ihre rosenhafte Wange,
Ihre Holdigkeit, ihr lichtstrahlender Glanz
Zierte wohl selbst ein Land am Rhein.

Wol mich, wol mich iemer! mir ist wol ze muote,
Das die argen schalke ze mir tragen has.
Sie unerent sich, doch so minne ich die goute
Wand min Gott selber noch nie vergas,
Do er schuof — merket alle wol, was? —
Ein wib, diu mich het in ir huote.
Das ich mir ze lebenne gan bas und ie bas,
Des ensih ich an schalkhafter diet niht das.

Wohl mir immer und immer mehr! Mir ist wohl zu Muthe,
Indeß arge Schälke gegen mich hegen Haß.
Sie beschimpfen nur sich; ich aber minne stets die Gute;
Weil Gott selbst meiner noch nie vergaß,
Da er schuf — merket Alle, was? —
Ein Mädchen, welches mich hält in ihrer Huth.
So beginne ich zu leben immer besser und besser,
Und achte des schalkhaften Volkes nicht so viel!

Möchten sie dem walde sin loube verbieten
Und der heide ir blueien, das were getan.
Möchten si's geraten, wie gerne si das rieten,
Das man guote froeide uberal mueze lan;
So mueze man, sam die wolfe, sich gehaben.
Ich wil mich guoter froeide nieten.
Froeide, und ere, die lat iu niht versmahen,
Als gebot mir diu liebe wol getan.

Möchten sie dem Walde sein Laub verbieten,
Und der Wiese ihr Blühen; sei es darum!
Möchten sie aber erlangen, wie so gerne sie thäten,

Daß man überall gute Freude unterließe;
So müßte man, gleich den Wölfen, zusammen leben.
Nein! ich will guter Freude genießen!
Freude, und Ehre, die laß dir nicht verschmähen!
Also gebot mir die gute Geliebte.

Die Frühlingsklage.

Von Jakob von der Warte, nebst einer freien Uebersetzung von Gräter.

Man ſoll hoeren ſueſſes ſingen
In dien ouwen überall,
Lobelichen ſang erklingen
Sunder von der nahtegal
Schouwent uf den anger breit
Und ouch an der lichten heide
Wie ſchone ſi ſich mit ir kleide
Gen dem meien hat bekleit.

Hört ihr nicht das süße Singen
In den Auen überall?
Nicht die Wunderlieder klingen,
Nicht den Sang der Nachtigall?
Schaut den weiten Anger an,
Und die lichte, lust'ge Heide,
Die sich mit dem schönsten Kleide
Vor dem Mai hat angethan.

Maniger haude bluemelin
Lachent us des meien touwe
Gen der lichten ſunnen ſchin;
Dü zit iſt in werder ſchouwe.
Was ſol troeſten mir den muot
Sit mich twinget herzen ſwere
Bi der ich vil gerne were
Das dü mir niht gnade tuot.

Wie sich ihm entgegen freuen
Aus dem Thau die Blümelein!
Alle Welt wird sich erneuen
In der Sonne goldnem Schein!
Und nur ich muß trostlos sein;
Ich soll keine Lust empfinden,
Ich soll keine Gnade finden
Vor der lieben Frauen mein!

Ach vil minneklichü guete,
Enbinde mich von ſender not;
La mich nicht us diner huote,
Ald ich bin an froeiden tot.
Ich ſol diner helfe gern;
Las du min herze us diner pfliht,
So kan mich getroeſten niht,
Dun welleſt mich genade wern.

O du liebereiche Minne,
Wend', ach, wende meine Noth!
Tröste die verlaßnen Sinne,
Oder ich bin freudentodt!
Deine Hülfe hilft allein;
Muß ich scheiden von der Besten,
Wird mich nichts auf Erden trösten!
Laß mir Gnade angedeihn!

Gewalt noch mangem angeſiget,
Das hoeret man die wiſen iehen,
Da man genade niht enpfliget,
Das ſol man miner frouven ſpehen.
Dü iſt gar gewaltig min;
An genade dü vil guote
Lat mich truren; in unmuote
Muos ich an min ende ſin.

Von Gewalt, die Weisen sagen,
Wird der Starke selbst besiegt,
Seht, ich muß um Gnade klagen,
Die an einer Frauen liegt.

Himmel! ich verzage schier!
Krank an ihren Minnefreuden
Läßt sie mich vergebens leiden,
Und mein End ist vor der Thür.

Minne du ſolt ſin gemeine,
Ald ich bin an froeiden tot.
Fuege das mich lieplich meine
Der vil lieben mundel rot.
Sit*) du biſt gewaltig min
Und leiteſt mine ſinne,
Swie du wilt ach werdiu minne,
So ſolt ouch ir gewaltig ſin.

Minne! ach! sey gleich gesinnet,
Oder ich bin freudentodt!
Füg' es, daß mich lieblich minnet
Der geliebten Mündlein roth.
Wie du wohnest, Minne, hie,
Wie du leitest meine Sinne,
Ach! so leite, werthe Minne,
Werthe Minne, leit' auch sie.

Anm. *) Gräter liest swie.

---

§. 22.

Sachsenspiegel und Schwabenspiegel.

In diesen Zeitraum fallen auch die unter den Namen Sachsenspiegel und Schwabenspiegel bekannten Sammlungen deutscher Gesetze, und eine Menge altdeutscher diplomatischer Urkunden, die zunächst dem wissenschaftlich gebildeten Rechtsgelehrten, aber nicht weniger dem Sprachforscher angehören, und um so mehr beachtet zu werden verdienen, als sie durch Bündigkeit und edlen Ausdruck den noch herrschenden steifen und undeutschen Kanzleistyl unserer Zeit in mehrern Gegenden unsers Vaterlandes

beschämen. — Der Sammler des Sachsenspiegels ist Ecko von Repgow, der um die Mitte des dreizehnten J. h. lebte, und eine gereimte Vorrede zu seiner Gesetzsammlung machte. Die beste Ausgabe derselben besorgte C. W. Gärtner, Leipzig 1732 in Fol.*) Der Schwabenspiegel wurde etwa um 1282 verfaßt**).

Anm. *) S. Dreyers Beiträge zur Literatur und Geschichte des Deutschen Rechts, St. 1 — 3, woselbst 45 gedruckte Ausgaben und 64 Handschriften verzeichnet sind.

Anm. **) Schilter's Thesaurus, B. 2.

§. 23.

Einige Bemerkungen über die Sprache dieses Zeitalters.

Wie rein und schön, wie reich und fruchtbar die Sprache in den Zeiten der Minnesinger gewesen, hat Opitz (in seiner teutschen Poetik) durch eine Menge Beispiele zu beweisen gesucht. Wenn man bedenkt, welch' eine Menge von Wörtern seit der Zeit theils gänzlich untergegangen, theils durch Alter und nachheriges Sprachverderbniß ihre Bedeutung verändert haben: so möchte man ausrufen:

Multa renascentur, quae jam cecidere caduntque!

Dies und die veränderte Beugung, Ableitung, Sellung und Verbindung ist es, was das Verstehen jener Dichter erschwert, und ein eigenes Studium der Grammatik jenes Zeitalters erfordert. Zur gründlichen Betreibung desselben ist aber auch das Lesen der Gesetzbücher und Staatsurkunden nothwendig, da in ihnen, wie schon Leibnitz im 3 Th. der

Braunschweigschen Scribenten *) richtig bemerkt, die alten Redensarten und Eigenthümlichkeiten sich immer weit länger als in andern Schriften erhalten. — Einige grammatische Spracheigenthümlichkeiten dieses Zeitalters sind unter andern folgende:

Der Artikel steht häufig nach dem Hauptworte, öfters zwischen dem Haupt- und Beiwort, auch wohl doppelt, um des Nachdrucks willen, und fehlt zuweilen auch wieder.

Die Hauptwörter endigen sich im Plural auf e statt auf er, und werden besonders häufig im Genitiv gebraucht.

Das Eigenschaftswort hat nicht immer seine vollständige Beugung, besonders wird der weibliche Endlaut e weggelassen. Es wurde öfters da gebraucht, wo wir uns jetzt des Umstandworts bedienen.

Die Zeitwörter erhielten durch alle Zeiten die Sylbe ge vor sich (ich gerede); auch hatte die 2te und 3te Person derselben häufig noch keine eigene Endung.

Ellipsen und Inversionen waren sehr häufig.

Anm. *) Hier findet man unter andern die ältesten Municipalgesetze von Braunschweig und Zell, so wie sie vormals von Herzog Otto I gegeben, und hernach von seinem Sohn Albert I erneuert und vermehrt worden. Darin kommen z. B. die Wörter vor: Echteding, welches ein zweites Gericht, eine Revision des Rechts zu bedeuten scheint, denn achter ist so viel als nach; Sackwalde bezeichnet nicht, wie jetzt, einen Sachwalter, sondern die streitende Partei selbst; Wegge ein Brod, eigentlich ein Kegel, seiner Form wegen. (Eine Wecke Semmel ist noch jetzt als Provinzialismus vorhanden.)

Litteratur.

Die Schriften über diesen Zeitraum sind sehr zahlreich. Außer den bereits angeführten vergleiche man folgende besondere Hülfsmittel zur Litterargeschichte der Schwäbischen Dichter:

Kritische Beiträge zur Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, Leipzig 1732 — 44. 8.

Neuer Büchersaal der schönen Wissenschaften, Leipzig 1745 — 50. 8.

Horn's Joh. Gott. Sammlung zu einer historischen Handbibliothek von Sachsen. Th. 7. Leipzig 1728 — 31. in 4.

Wiedeburg's, B. C. B. Nachricht von einigen alten teutschen poetischen Manuscripten aus dem 13ten und 14ten J. h. Jena 1754. in 4.

Eschenburg's, J. J. Beiträge zur alt-deutschen Dichtkunst. Bremen 1799.

Adelung's, J. C. Chronologisches Verzeichniß der Dichter und Gedichte aus dem Schwäbischen Zeitpunkte. S. sein Magazin für die Deutsche Sprache, B. II. St. 3.

Küttner's Charaktere Deutscher Dichter ꝛc. S. 15.

Bragur, ein literar. Magazin der deutschen und nordischen Vorzeit. B. 1. S. 141 — 15c.

Meister's, Leonard, Beiträge zur Gesch. der d. Sprache und Nat. Lit. Th. 1. S. 50 — 123.

Nasser's, Joh. Adolph, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie. B. 1. S. 35 flg.

Scherzii, Jo- Ge., Glossarium germanicum medii aevi, potissimum dialecti Suevicae, ed. Jer. Jac. Oberlinus. Tom. prior. Argentorati 1781. fol,

(Enthält den wichtigsten Beitrag zum Verständniß der alten Schwäbischen Sprache).

Jördens's, Carl. Heinr., Lexikon deutsch. Dichter ꝛc., 3te B. S. 584 — 669. (Ein trefflich geordneter, literarisch-reichhaltiger Abschnitt).

Koch's, Frd. Jul., Compendium der deutschen Liter. Gesch. S. 34 — 51.

Vierter Zeitraum.

Das Zeitalter der Meistersänger.

(bis 1523.)

§. 1.

Nöthige Vorbemerkung.

Der berufene Zeitraum, dem wir uns jetzt nähern, läßt sich in seinem Anfangspunkt weniger scharf und bestimmt begränzen, daher er von Einigen früher, von Andern später begonnen, von Allen aber mit der Reformation geschlossen wird. Wir beginnen ihn mit dem J. 1346, oder der Errichtung der ersten deutschen Universität Heidelberg, weil wir gerade in der Beschaffenheit des Universitätswesens den Hauptanstoß zur Veränderung deutscher Bildung zu finden glauben, ohne darum zu übersehen, was schon früher die Phantasiekräfte unterdrückt, und damit die Schwingen der Dichtkunst gelähmt hat. So wie nämlich das Menschenleben, so hat auch das Leben der Völker in jedem Zeitraume eine gewisse Blüthezeit. Diese finden wir in dem Minnegesang von 1152 bis 1250; sie beschränkt sich also auf etwa hundert Jahr. Der nachfolgende, auch beinah ein Jahrhundert (bis 1346) umfassende Abschnitt, gleicht dem Untergange der Sonne nach einem hellen Mittage, sie leuchtet und erwärmt immer schwächer, bis auch ihre letzten Strahlen ersterben.

§. 2.

Vorbereitende Ursachen eines allmähligen Verfalls des Minnegesangs.

Mit dem Jahr 1250, oder mit dem Tode Friedrichs II, des letzten Kaisers aus Schwäbischem Stamme, tritt für Deutschland eine Zeit der Verwirrung und Barbarei ein, die in der politischen Geschichte durch ein Interregnum bezeichnet ist.

Mit Friedrichs Tod hörten (wenigstens für Deutschland) die Kreuzzüge auf, welche den Geist der Ritterschaft geweckt und belebt hatten; mit ihm der Schutz und die Liebe zur Dichtkunst, die — eine noch zarte Blume auf dem Boden des Gefühls — der sorgsamen Pflege nicht entbehren konnte. An die Stelle gesetzlicher Ordnung trat nun das wieder erwachende Faustrecht; der Umgang mit den Provenzalischen und Toscanischen Dichtern war abgeschnitten; die Ritter, die sich durch Kreuzzüge und Verschwendung zu Grunde gerichtet, wurden Räuber, und Schwaben, vorher der Sitz des Wohlstandes und des Geschmacks, gerieth in Verfall. So waren also nicht nur die Hauptantriebe zur Dichtkunst verschwunden, sondern auch der politische Zustand Deutschlands war so schwankend, regellos und bedrückend, daß ein freies Spiel der Geisteskräfte immer mehr der gemeinen Sorge für das Leben weichen mußte.

§. 3.

Zunehmender prosaischer Zustand Deutschlands.

Wenn gleich dieser politisch-schlechte Zustand nach 23 Jahren mit Rudolph von Habsburg (1273)

sich besserte, so gestatteten doch die nothwendigen Sorgen nach außen hin diesem klugen und tapfern Manne nicht, sich der Deutschen Poesie anzunehmen; noch weniger konnten es seine Nachfolger Adolph von Nassau (1291), Albrecht von Oestreich (1298) und Heinrich von Luxenburg (1308), nach dessen Tode wieder ein Kampf zwischen Ludwig von Baiern und Friedrich von Oestreich (1314) die Gemüther spaltete, bis endlich Karl IV. (1347) durch die goldene Bulle (1356) dem Deutschen Reich eine feste Verfassung gab. Allein nun war auch die Neigung zur romantischen Poesie erstorben; Turniere und poetische Wettkämpfe galten nicht mehr; andere Lustbarkeiten hatten die Dichtkunst längst von den Höfen verscheucht, und fürstliche Mäcene kannte man nur noch aus der Geschichte.

§. 4.

Völlige Entkräftung des poetischen Sinnes.

Man hätte hoffen sollen, daß die Errichtung der Universitäten von Heidelberg (1346), Prag (1348), Wien (1388), Erfurt (1392), Würzburg (1403), Leipzig (1409), die innerhalb funfzig Jahren entstanden, und der dadurch beförderte Anbau der Wissenschaften auch auf die Wiederbelebung der Dichtkunst hätte vortheilhaft einwirken müssen; aber gerade diese Anstalten waren es, die den Geschmack noch mehr verderbten, selbst den gesunden, schlichten Verstand irre leiteten, von der Beobachtung der Natur und jeder freien, gemeinnützigen Nachforschung auf Grillen, leere Unterscheidungen und begriflose Wörter

hinführten, und jeden, unter der Asche noch glimmenden Funken der sonst lodernden Geistesflamme völlig verlöschten. Denn kraftlähmend mußten die scholastischen und theologischen Spitzfindigkeiten wirken, mit denen sich die akademischen Lehrer jener Zeit beschäftigten, und wodurch sie den Saamen zu unaufhörlichen Zänkereien und Mißverständnissen ausstreuten, ohne wahre Gelehrsamkeit und klassische Bildung, die Mutter der Künste, im geringsten zu fördern. Dieser streitsüchtige, pedantische Ton verscheuchte vielmehr auch die ernstern Musen, und ein barbarisches Latein, worin sie ihre Polemik hüllten, konnte den gänzlichen Untergang Deutscher Dichtkunst nur beschleunigen. So geschah es, daß auch der letzte Pulsschlag des hinsterbenden Minnegesangs stockte!

§. 5.

Nothwendiger Gang dieser Veränderung.

Bei dem allen würde die Schwäbische Dichtkunst dennoch unter den ungünstigsten Zeitumständen einem so raschen Verfall nicht haben unterliegen können, wenn nicht schon ihre eigenthümliche Beschaffenheit selbst den Wurm zu ihrer Vernichtung in sich getragen hätte. Ihre Dichtkunst nämlich (s. dritten Zeitr. §, 8.) war ein Kind der rohen Natur, ihr Gesang der Ausbruch ungeregelter Empfindung, durch nichts unterstützt; denn Studium der Alten, Kritik und Philosophie kannten sie nicht, und so fiel gerade das weg, was ihnen neue Ideen hätte zuführen, ihren Geschmack hätte läutern, ihr Gefühl veredeln und sichern können. Mit veränderter Sitte mußte

sich daher nicht nur der enge Kreis singbarer Gegenstände bald anders gestalten und damit der Stoff derselben vermindern, sondern die unbewahrte Quelle des Gefühls sich auch von selbst trüben und verstopfen, je weniger ihr von außen her frische Nahrung zugeführt wurde. Daraus erklärt es sich, wie ungünstige Zeitumstände und Mangel an Schutz von oben herab den Schwäbischen Gesang so bald und so völlig vernichten, und eine Zeit poetischer Dürre herbeiführen konnten, wie der vierte Zeitraum sie darstellt.

§. 6.

Meistersänger.

So wie der Minnegesang an den Höfen verstummte, wurde die Dichtkunst ein Eigenthum der niedern Stände, und erhielt hier in den unheiligen Händen ein zunftmäßiges Ansehen, das ihr den bezeichnenden Namen des Meistergesangs zugezogen hat. Es bildeten sich nämlich ganze Dichtergesellschaften, die eine förmliche Zunft unter sich ausmachten, und, gleich den Handwerks-Innungen, ihre Statuten, Privilegien, bestimmte Zusammenkünfte und Zeremonien hatten. Da ihre Mitglieder aber nicht aus Fürsten und Rittern bestanden, sondern größtentheils aus Handwerkern jeder Art: so erhielten sie von ihrer erlangten Meisterschaft im Handwerk den Namen Meistersänger*) und ihre Verbindungen den Namen Meistergenoßschaften, die, von Kaiser Karl IV im J. 1378 mit einem Freiheitsbrief, und dem Recht, ein eigenes Wappen zu

führen, begnadigt, sich Jahrhunderte hindurch erhalten haben, und noch jetzt nicht ganz ausgestorben sind**). Ihre vornehmsten Versammlungsplätze waren Mainz, Nürnberg und Straßburg; ähnliche Gesellschaften entstanden zu Memmingen, Ulm, Heilbronn, Augsburg und in andern Reichsstädten, und zu Mainz verwahrte man die Privilegien, den Wappenbrief und eine goldene Krone, die sie, einer fabelhaften Erzählung nach, vom Kaiser Otto zum Geschenk erhalten haben sollten***).

Anm. *) Zu den bessern Zeiten der Minnesinger bezeichnete Meistersänger einen Rhapsoden, der die Lieder der Dichter, die oft ihrer Vorzüglichkeit wegen, mit dem Namen eines Meisters belegt wurden, absang oder deklamirte.

Anm. **) In Nürnberg blühten sie bis zur Mitte des vorigen J. h., und in Ulm soll noch jetzt eine Gesellschaft von Meistersängern aus der Weberzunft vorhanden seyn.

Anm. ***) S. Joh. Christoph Wagenseil's Buch von der Meistersinger holdseligen Kunst, Anfang, Fortübung, Nutzbarkeiten und Lehrsätzen. Altorf 1697 in 4. Vergl. im dritten B. der Bragur S. 17 — 109 J. H. Häßlein's Abhandlung von den Meistersängern.

§. 7.

Eigenthümlichkeit derselben.

So wie die Minnesinger ihrem Genius folgten, so unterwarfen sich die Meistersänger freiwillig selbst gegebenen Regeln oder Gesetzen, die in der sogenannten Tabulatur enthalten waren. Diese Gesetze betrafen größtentheils den Reim und die Sylbenzahl

eines Verses, und hatten bloß einen negativen Charakter, indem darin 32 Fehler aufgezählt waren, die bei der Abfassung eines Gedichts begangen werden konnten. Dahin gehörten z. B.

1) wenn etwas nicht nach der hochdeutschen Mundart gereimt war, wie solche in Luthers deutscher Bibelübersetzung und in Staatskanzleyen üblich ist;

2) falsche Meinungen, worunter sie alle falsche, abergläubische, schwärmerische und unchristliche Lehren und Geschichten, unzüchtige Bilder und Ausdrücke verstanden;

3) blinde Meinung, wenn ein Gedanke undeutlich ausgedruckt war;

4) ein Halbwort, d. h. die Abkürzung eines Worts um eine Sylbe, oder auch die Theilung eines Worts am Ende eines Verses*);

5) ein Anhang, wenn man (wie sie es nannten) aus einem stumpfen Worte ein klingendes machte, z. B. Monde, Manne und Bahne st. Mond, Mann und Bahn. (Dies könne man, meinten sie, wohl in der Mitte eines Verses thun, aber nicht bei einem Bundworte: d. i. in dem letzten Worte eines Verses).

6) eine Klebsylbe, wenn man zwei Sylben oder zwei Wörter zusammenzog, z. B. lan st. lassen, kei'm st. keinem; selbst unsere überall gültigen Wörter zur, im u. s. w. waren in dieser Hinsicht verpönt;

7) Mylben steht dem fünften Fehler entgegen, denn man bezeichnete damit das Auslassen eines End-Buchstabens des Reims wegen, z. B. singe st. sin-

gen, wenn es sich auf Dinge reimen sollte. — So wie diese Fehler das Grammatische der Sprache betreffen, so betrafen andere das Musikalische, oder das eigentliche Absingen. Dahin z. B.

8) Stutzen oder Zucken, wenn man beim Absingen ohne Noth pausirte; so wie

9) zween Reime oder Verse in einem Athem, wenn man mit dem Ende eines Verses während des Absingens nicht gehörig pausirte;

10) zu hoch und zu niedrig, wenn man beim Absingen die Stimme steigen oder schwinden ließ, und also höher oder tiefer sang, als man angefangen hatte.

11) Veränderung der Töne, wenn man nicht in derselben Melodie aussang;

12) falsche Melodey, wenn man durch den ganzen Gesang von der vorgeschriebenen Melodie abwich.

Wer die ganze Tabulatur, die bei ihren Zechen und Zusammenkünften abgelesen wurde, vollkommen inne hatte, hieß ein Schulfreund; derjenige, der sie noch nicht recht verstand, ein Schüler; der, welcher einige Töne vorsingen konnte, ein Singer; wer nach Anderer Tönen Lieder machte, ein Dichter, und wer selbst einen Ton (Melodie) erfand, ein Meister, so wie die Mitglieder der Zunft Gesellschafter.

Für die verschiedenen Arten der Reimmaße oder Reimgebäude, deren Zahl sich auf mehrere hundert belief, hatten sie zum Theil sehr lächerliche Benennungen, z. B. die Schneckenweis, die schwarze Dintenweis, die verschlossene Helmweis,

des Kupidinis Handbogenweis, die fröhliche Studentenweis, Apollinis Harfenweis, die Gelblöwenhautweis, die Clius-posaunenweis u. s. w.

Um das Musikalische der Poesie allgemein zu üben, gab es Singschulen, in denen öfters Wettstreite angestellt wurden. So versammelte sich die Nürnbergsche Meistersängergenoßschaft an den Sonn- und Festtagen in der dortigen Katharinenkirche nach der Nachmittagspredigt. Einige Tage zuvor wurde solches von einem Merker (Vorsteher) angesagt, und durch ausgehängte Tafeln in der Stadt bekannt gemacht. Jeder Gesellschafter war verbunden, zu erscheinen. Bei dem Eingang der Kirche stand eine Büchse, in der man Geld zur Bestreitung der Unkosten in den Zechen sammelte. In der Kirche war ein mit Vorhängen umzogenes und für die Merker bestimmtes Gerüst, daher Gemerke genannt, und ein Singestuhl, der einer Kanzel glich**), für den Singenden. Den Anfang machte das Freisingen, d. h., es durfte jeder, auch ein Fremder, singen, aber ohne Wettstreit und ohne Belohnung. Nun stimmten alle Meister ein Lied in vollem Chor an. Hierauf folgte das Hauptsingen, d. h. es wurde um die Wette gesungen, der Inhalt der Lieder aber durfte nur aus der Bibel genommen seyn, und Buch und Kapitel mußte angegeben werden. Ein Merker bestimmte die Ordnung, nach der die Wetteifernden sangen. Zu Richtern waren vier Merker bestellt; der eine verglich den Inhalt des Liedes mit der Bibel; der andere gab acht, ob die Regeln des Bars (Meistergesangs) auch genau beobachtet wor-

den, der dritte untersuchte die Reime, und der vierte horchte auf die Melodie. Nun schritt man zur Vertheilung der Preise. Der erste Preis war ein Gehäng oder eine silberne Kette, woran sich eine Münze befand, auf der König David mit seiner Harfe abgebildet war, daher der Sieger König Davidgewinner genannt wurde; der zweite Preis war ein von seidenen Blumen verfertigter Kranz. Wer einen dieser Preise errungen hatte, durfte das nächste Mal bei den Merkern sitzen.

Die andern Zusammenkünfte hielten die Meistersänger in Wirthshäusern. Wenn die Neulinge nach einiger Zeit losgesprochen wurden, so nannte man dieses die Freiung, und diese brachte dem Sänger den Vortheil, daß er von den Sängern aller Orten Unterstützung zu erwarten hatte. Die Gegenstände der Meistersängerpoesie waren gewöhnlich Vorfälle des gemeinen Lebens oder biblische Geschichten. Letztere zu singen, war selbst in ihren Zunftgesetzen ausdrücklich verordnet. Auch bestand ein großer Theil ihrer Poesien in gereimten Chroniken***).

Anm*). Z. B.: Der Türkenkaiser reitet froh
Auf einem Constantinopolitanisch schwarzen Hengst vorbey.

Anm**). Im dritten Bande der Bragur befindet sich ein Kupfer, in welchem eine solche Singschule nebst einer Sitzung der Meistersänger, nach dem Gemälde eines alten Deutschen Mahlers, Franz Hein, vom J. 1521. vorgestellt ist.

Anm***). Wohl unterscheiden muß man von den Meistersängern die sogenannten Spruchsprecher. Diese waren nämlich eine Art von Stegreifdichtern (Improvisatoren), die sich eine große Fertigkeit im Reimen

Reimen erworben hatten, und bei Hochzeiten, Handwerkszusammenkünften und andern Gelagen die Gesellschaft mit ihren Einfällen unterhielten. Unter den Spruchsprechern zu Nürnberg war besonders einer, Namens Wilhelm Weber, berühmt. Er hatte viele alte, in's Deutsche übersetzte Schriftsteller, als den Josephus, Virgil, Ovid, Plinius u. s. w. fast ganz im Kopfe, daher konnte man ihm nicht leicht etwas aufgeben, worüber er nicht sogleich einen langen Spruch hätte sagen können, wobei er immer die alten Schriftsteller anführte. Wagenseil erzählt von ihm folgende drollige Anekdote: Es hatten drei muntre Gesellen, die von dem Weber bei einer Hochzeit in seinen Sprüchen mochten durchgehechelt worden seyn, beschlossen, ihm eine Schalkheit zu beweisen. Sie erwarteten ihn daher einst zur Nachtzeit, als er, wie gewöhnlich, aus dem Wirthshause kommt, ergreifen ihn, tragen ihn in den kleinen Bach, der durch einen Theil der Stadt Nürnberg fließt, Fischbach genannt, und laufen davon. Weber, ein starker, dicker Mann, steigt mit Mühe aus dem Bach, der zu beiden Seiten mit großen Steinen eingefaßt war, schüttelt sich ab, blickt dann gen Himmel und ruft:

Herr Gott, du gerechter Richter,
Der du bei der Nacht kennst alle Gesichter,
Thu mir doch so viel zu Lieb,
Sag mir, wer seyn die drei Dieb,
Die mich haben in Fischbach getragen,
Daß ich sie kann bei meiner Obrigkeit verklagen.
So werd ich wieder frohlich seyn, und wacker lachen,
Wenn man sie straft, daß ihnen der Herzbend'l thut krachen.

Mehr über diese Spruchsprecher s. in Flögels Geschichte der komischen Literatur B. 1 S. 328 flg., wo man auch eine in Kupfer gestochene Abbildung des Wilhelm Weber findet.

§. 8.

Würdigung derselben.

Aus dieser Darlegung der Eigenthümlichkeiten einer poetischen Zunft ergibt sich nur zu klar, daß die romantische Poesie der Schwäbischen Dichter bis auf die leiseste Spur verlohren, und in ein wirkliches mechanisches Handwerk übergegangen war. Was konnte sich wohl von Meistern erwarten lassen, die durch die Art, wie sie die Poesie behandelten, schon ihren Mangel an Kenntniß und dichterischen Geist bekundeten, und was von Lehrlingen, die dergleichen Kunstregeln als ihre Bildungsschule betrachten sollten! Nur eine platte, gemeine, kraftlose Reimerei, ohne Leben und Begeisterung, konnte die Ausbeute einer Anweisung seyn, die kaum eine Ahnung von dem wahren Wesen der Dichtkunst verräth, und jedes sich regende Gefühl in seinem innersten Leben ertödten mußte. Wenn dennoch aber die Folge zeigt, daß einige geistvolle Schriftsteller mit dichterischen Anlagen sich unter ihnen erhoben, so sind solche nicht als Lehrlinge dieser Schule, sondern als geniale Köpfe zu betrachten, die durch sich selbst geworden sind, was eigene Kraft ihnen gestattete. Auch war es nur eine Dichtungsart, nämlich die moralisch-satyrische, in der etwas geleistet wurde, und auch dieser Umstand läßt sich aus dem sittlichen Zustand der damaligen Zeit leicht erklären. Wenn wir indessen nach dieser Ansicht die Meistersänger als Dichter verurtheilen müssen, so können wir ihnen doch in einer andern Beziehung weder unsre Achtung versagen, noch ihnen allen guten Einfluß auf die vaterländische Dichtkunst

ableugnen. Denn, es ist nicht zu verkennen, daß sie, ohne selbst gebildet zu seyn, doch die Poesie als die Würze ihres Lebens betrachteten, und ihre, wenn gleich beschränkte, Kraft daran setzten, sich und ihre Zeitgenossen zu etwas Höherem zu erheben, das sie aber nur dunkel ahneten. Betrachten wir ihre Tabulatur als den ersten rohen Versuch eines Strebens nach Kunst und Kritik, und erwägen wir, daß sie dadurch mehr die Verbesserung des Gesanges als die Beförderung der Dichtkunst bezweckten: so fällt schon ein großer Theil des gewöhnlichen Tadels hinweg. Und nimmt man endlich an, daß die Strenge ihrer Regeln etwas dazu beigetragen habe, dem Tonmaß eine fixirte und regelmäßige Stimmung zu geben, und den Wohlklang der Sprache wie die Reinheit der Verse zu befördern, so erscheint ihr Bemühen sogar nicht ganz unnütz für Sprache und Dichtkunst.

Nachstehende, aus dem 11ten Stücke der Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit genommene Proben, werden den Zustand des Meistergesangs deutlich darlegen:

I.

In der kurzen Tagweis Michael Vogels.

1.

Hilf Gott! wie gar kurz ist der Tag
Des menschlichen Lebens auf Erden,
Darinn sich Jammer, Noth und Klag
Erfinden thut mit viel Beschwerden;
Eh wir uns in der Welt umwenden
Thut unser Leben sich oft enden.
Unser Leben ist ein Wallfarth,

Darinnen wir unselig streben
Wann die in Müh und Arbeit hart
Vollstrecket wie in diesem Leben
Sich einen kurzen Tag vergleichet,
Der allgemach von dannen schleichet.
Wie ein Nachtwach ist sie verdrossen
In wenig Stunden gar hinweg geflossen.
Unser Leben auf Erden noch
Auf siebenzig Jahr sich erstrecket,
Und wann es dann thut steigen hoch:
So sind es achtzig Jahr beflecket
In Sünden viel und mannichfaltig
Mit Widerwärtigkeit zwiespaltig.

2.

David in seinem Psalter klar,
Daß neunzig ist, solchs uns berichtet;
Hiob in seinem Buch fürwahr
Die Tag des Lebens gar vernichtet,
Als kurz und eitel und vergänglich
Mit Noth beladen überschwenglich.
Wie an der Wand ein Schatten bloß
Sich thut bewegen hin und wieder
Und scheinet uns dermaßen groß,
Als ob er hätte Menschenglieder;
Jedoch wird er nicht lang befunden
Ist augenblicklich bald verschwunden.
Also das Leben schnell hinlaufet
Mit keinem Gelde man es wiederkaufet;
Es fährt wie ein Postboth davon,
Der eilends mit den Pferden rennet.
Ja wie ein leichter Vogel schon,
Welcher gar bald die Luft zertrennet;
Ja wie ein Schiflein unverzogen
Oder ein Pfeil von dem Handbogen.

3.

Dieweil dann wie ein kurzer Tag
Das menschlich Leben ist auf Erden,

Was thun wir uns an für ein Plag,
Als die wir leben thun in Gferden
In zeitlichem Wollust doráchtig
Stolziren in der Welt hoch prächtig.
Um ein geringes Linsenmus
Zeitlicher Freuden hier vergebens
Verkaufen wir ohne Reu und Buß
Die Erstgeburt des langen Lebens;
Thun durch ein süßes Gift verscherzen
Die ewig Seligkeit mit Schmerzen.
Darum ein jeder woll aufwachen,
Zu der Bekehrung keinen Aufzug machen,
Sondern bey lichtem Tag das Heyl
Suchen in Zittern und in Sorgen
Daß uns heut wird Genad zu Theil
Nicht sollen fürsparen auf Morgen;
Dann nach dem Tod ist es geschehen,
Da hilft kein Reu, Bitt oder Flehen.

II.

In der Rebweis Hanns Vogels.

1.

Sanct Lucas schreibet klar
In dem achtzehnden darbey:
Jesus nahm frey
Zu sich die Zwölfe gar
Und zu ihnen sprach rein:
Sehet, wir gehen hinauf richtig
Gen Jerusalem schon
Und es wird vollendet zur Frist
Alles, das ist
Geschrieben worden frohn
Durch die Propheten fein
Von des Menscheu Sohu, denn er pflichtig
Wird überantwortet auch dort
Den Heiden und er wird auch fort
Verspottet und geschmähet sehr
Und auch verspeyet werden mehr;

Und sie werden mit Plag
Ihn geisseln und tödten, er sprach,
Und denn hernach
Wird er am dritten Tag
Auferstehen gemein
Wiederum von den Todten wichtig.

2.

Sie aber all dabey
Vernahmen der keines so gar
Und die Red war
Ihnen verborgen frey,
Und wußten nicht was doch
Das gesagt war; Es geschah richtig,
Da er nahet hin zu
Jericho; Ein Blinder saß:
Am Weg der maß,
Der bettelt mit Unruh
Und da er aber noch
Höret das Volk, das durchging wichtig
Forschet er, was das wäre mehr
Da verkündigten sie ihm sehr:
Jesus von Nazareth, der ging,
Fürüber; Allda er anfing
Rief und sprach, Jesu fron,
Du Sohn Davids, erbarm dich mein!
Die aber fein
Forne an gingen schon,
Bedräueten ihn hoch
Er sollt schweigen zugleich gar pflichtig.

3.

Er aber schrie vielmehr:
Du Sohn David, erbarm dich mein!
Jesus stund fein
Stille und hieß ihn sehr
Zu sich führen fürwahr,
Und da sie nahe bei ihm kamen
Sprach Jesus zu ihm dort,

Was willst du, daß ich dir soll thun?
Er sprach, Herr nun,
Daß ich möge hinfort,
Sehen und Jesus klar
Sprach zu ihm: Sey sehend mit Namen,
Dein Glaub hat dir geholfen frey
Und er ward sehend auch darbei
Und folget ihm nach anch ohn Spott
Lobet und preiset er da Gott.
Und alles Volk gemuth
Das solches sahe, also gleich
Lobet Gott reich.
Auch du Davids Sohn gut
Stärk unsern Glauben gar
Hilf uns hie und dort. Nun sprecht Amen.

§. 9.

Handschriftliche Sammlungen von Meistergesängen.

Die vorzüglichsten Handschriften von Meistergesängen sind

1) in der Bibliothek der Jenaischen deutschen Gesellschaft. Das Manuscript ist in 4, über 500 Blätter stark, auf Papier geschrieben. Der Sammler ist unbekannt. Den Anfang des Kodex macht das Register, in welches die hier befindlichen Lieder nach den Meistertönen, in welchen sie gesungen werden sollen, eingetragen sind. Voran steht allemal der Name des Dichters, der diese Töne erfunden hat. Darauf folgen die Namen, welche er diesen Tönen gegeben, und bei jedem steht der Anfang des Liedes, nebst der Seite, wo es zu finden. Das älteste der hier vorkommenden Lieder hat die Jahrzahl 1545, und ist von Hans Sachs. Die Anzahl der Lieder beläuft sich auf mehr als 300,

und der Dichter auf 25. (S. Wiedeburgs ausführliche Nachricht von einigen alten deutschen poetischen Manuskripten aus dem 13ten und 14ten J. h., welche in der Jenaischen akadem. Bibliothek aufbehalten werden, S. 148 — 152).

2) auf der Schusterzunft zu Colmar. Der (S. 41 §. 11 schon angeführte) Codex enthält über tausend Lieder von Minne- und Meistersängern. (S. Bragur, B. 1. S. 380 — 82).

3) in der Bibliothek des Herrn Prof. Rüdiger in Halle. Die Handschrift ist in Fol. auf Papier, 1133 Seiten stark. Sie enthält von einigen sechzig Reimern des 16ten und 17ten J. h., fast lauter gereimte biblische Historien, die größtentheils sehr schlecht sind. Der Sammler nennt sich S. 605 Wolf Bauttner. (S. Rüdigers neuster Zuwachs der deutschen, fremden und allgemeinen Sprachkunde, St 5. S. 236).

4) in der Vatikanischen (ehemals Heidelbergischen) Bibliothek zu Rom. Hier befinden sich unter andern zwei Sammlungen, die indessen mehr Gedichte von Minnesingern als Meistersängern enthalten. Die erste Sammlung ist in 4, auf Papier geschrieben, 133 Blätter stark, mit der Aufschrift: Poëma in laudem variarum personarum utriusque Testamenti. Der Lieder sind 18. Die zweite Sammlung führt die Aufschrift: Cantiones variae, ist auf Papier geschrieben, und enthält 61 Lieder. (S. Friedr. Adelung's altdeutsche Gedichte in Rom, oder fortgesetzte Nachricht von den Heidelbergischen Handschriften in der Vatikanischen Bibliothek, S. 303 flg.).

§. 10.

Hugo von Trymberg.

Den Uebergang von den Minnesingern zu den Meistersängern machen Fabeln und moralisch-satyrische Gedichte, die überhaupt ein charakteristischer Zug dieses Zeitraumes sind. Der erste, dessen wir in dieser Hinsicht aus der Zeit des hinsterbenden Minnegesanges gedenken müssen, ist Hugo von Trymberg, ein Schwäbischer Lehrdichter, und wahrscheinlich schon ein Meistersänger. Zu Trymberg, einem Dorfe im Bisthum Würzburg, geboren, und zu Ende des 13ten und im Anfang des 14ten J. h. lebend, hat er sich durch zwei moralisch-satyrische Gedichte der Sammler, und der Renner bekannt gemacht, welches letztere sich handschriftlich in Leipzig, Tübingen, Wolfenbüttel und mehreren Orten befindet. Die einzige gedruckte, aber modernisirte Ausgabe erschien 1549 zu Frankfurt a. M. in Fol.*). Das Gedicht selbst ist ein planloses Gemisch von Fabeln, Erzählungen und Sittensprüchen, in denen der Verf. wohl Belesenheit und Kenntniß des menschlichen Herzens zeigt, die aber nichts von der Anmuth und Feinheit des Minnegesanges an sich tragen, und mit wenig Ausnahmen ohne Leben und Interesse sind. Den Titel seines Buchs erklärt er selbst, wenn er sagt

Renner ist dieß Buoch genannt,
Wanne es sol rennen durch die lant.

Anm. *) Auf die, oft sehr ungeschickten Abweichungen des Herausgebers, Cyriacus Jakobus, von den handschriftlichen Originalen, machte schon Morhof in seinem Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie, Kiel 1682, S. 351, aufmerksam. —

Nasser theilt in seinen Vorlesungen über die Gesch. d. deutsch. Poesie B. 1. S. 74 bis 80 einige Fabeln aus dem Renner mit, und Horn in seiner Geschichte und Kritik der d. Poesie. S. 44. eine kleine Stelle aus dem, auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek befindlichen Kodex.

§. 11.

Boner.

Boner, oder, wie er sich nach alter Gewohnheit schrieb, Bonerius, ist ein Fabeldichter, dessen Zeitalter Lessing aus wahrscheinlichen Gründen in die letzte Hälfte des 14ten J. h. setzt. Er hinterließ in deutschen Reimen eine Sammlnng von hundert Fabeln, zu denen er den Stoff aus dem Avianus*) und dem Anonymus des Nevelet**) entlehnte. Es sind aber nicht lauter Fabeln in Aesopischer Manier, sondern auch einige Erzählungen, deren vorzüglichstes Verdienst in der natürlichen, kunstlosen Einfalt des Vortrages besteht. Sie bleiben für uns ein sehr schätzbares Denkmal eines Zeitalters unsrer Poesie, das, so wie es zunächst auf die Blüthezeit der Minnesinger folgt, ihr auch unter allen übrigen Abschnitten dieses Zeitraums an Werth und Gehalt am nächsten kommt, und sind um so bemerkenswerther, da sie die trefflichsten Köpfe unsers Volks zu den scharfsinnigsten Untersuchungen veranlaßt haben.

Der Handschriften, welche bis jetzt davon bekannt geworden, sind 14, nämlich die Scherzische, zwei Zürcher, vier Wolfenbüttler, eine Gottschedische, (jetzt in der K. Bibliothek zu Dresden) eine Wiener, eine Oettinger, eine Straßbur-

ger, und drei im Vatikan, ehemals in Heidelberg. Der gedruckten Ausgaben sind 3: eine Bamberger v. J. 1461, welche 85 Fabeln enthält, eine unvollendete Straßburger in elf akademischen Dissertationen des Prof. Scherz, v. J. 1704 — 1710, welche 51 Fabeln enthält, und eine durch Bodmer und Breitinger besorgte Zürcher-Ausgabe v. J. 1757 mit 92 Fabeln, unter dem Titel: Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger. — Die Bamberger, als die älteste, wurde von Lessing in der Wolfenbüttler Bibliothek gefunden, und von ihm im 1sten Beitrag zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzogl. Bibl: zu Wolfenbüttel (1773) ausführlich beschrieben. Die Schlußschrift dieser Ausgabe lautet:

Zu bamberg dies puchleyn geendigt ist,
Nach der gepurt unsers Herren ihesu christ
Do man zalt tausend unde vierhundert jar
Und im einundsechzigsten das ist war
An sant valenteins tag
Got behut uns vor seiner plag. Amen. ***)

Anm *). Dies ist Flavius Avianus, der wahrscheinlich unter der Regierung der beiden Antonine im 2ten J. h. nach Chr. Geb. lebte. Wir besitzen von ihm 42 Fabeln in elegischer Versart.

Anm **). Unter dieser Benennung versteht man einen ungenannten halbbarbarischen Lat. Dichter, dessen 60 in elegischem Sylbenmaße abgefaßte Fabeln in der Sammlung alter Fabeldichter, die Nevelet unter dem Titel: Mythologia Aesopica. Frcf. 1610. 8. herausgegeben hat, vorkommen, und daselbst unmittelbar auf die Fabeln des Avianus folgen. Es sind die versificirten Fabeln des Romulus, eines prosaischen Fabeldichters, dessen Zeitalter eben

so wenig genau bestimmt werden kann, als sein Name vollkommen ausgemacht ist. (S. Lessings 5ten Beitrag zur Gesch. und Litter. S. 43 flg.)

Anm ***). Eine sehr vollständige Litteratur, die Bonerschen Fabeln betreffend, findet sich in Jördens Lexikon d. Dichter und Prosaisten S. 161 bis 179. Nachstehende zwei Proben sind aus der Bodmer-Breit. Sammlung entlehnt, und zwar die 17te und 20ste.

I.

Ein fuchz hungern began,
Unter einen hohen boum er kan,
Uf den ein rapp kam gepflogen
Mit einem Kes gezogen,
Den er geroubet hatte do;
Des was der fuchz unmassen fro.
Do in der fuchz erst an sach,
Mit glatten worten er do sprach:
Got gruez dich lieber herre min,
Uiwer diener wil ich sin,
Und iemer wesen uiwer knecht,
Das dunkt mich billich unde recht.
Ir sint so edel und so rich,
Kein vogel mag sin uiwer glich
In allen kuinigrichen;
Ich wên uich muos entwichen
Der sperwer und das faelkelin,
Der habk und ouch des pfawe schin,
Sueß ist uiwer kêlen schal,
Uiwer stim hoert man ůberal
In dem walt erklingen,
Wen ir geraten singen;
Des hab ich wol genomen war.
Der rapp sprach das sol sin an alle var.
Er liez sin stim us und sang,
Das es dur den walt erklang,

In dem gesang enpfiel im do
Der kês; das wart der fuchz vil fro
Des muost der rappe schamrot stân
Dar zuo muost er den schaden hân.

II.

Eis mals ein loewe sich ergieng
In einem walde do er vieng
Ein mus diu wolt er erroedet han.
Si sprach her loewe lând mich gan,
Es zimt nit uiwer biderbkeit,
Noch uiwer edelmuetikeit,
Noch lob noch ere lit daran,
Uib ir mich toedent lant mich gan;
Was eren mag ein kuing beiagen,
Uib von im wirt ein knecht erslagen,
Des er gewalt het wen er wil,
Ist im des eren, der isi nit vil.
Was großer signust mag das sin,
Uib ein loew ein müiselin
Ertoedet; der het eren me
Der geschaden mag und nit. tout we.
Lasset ir mich herr genesen,
Ich mag uich vil wol nutze wesen
Und mag uich keinen schaden tuon,
Noch minr denn dem aren ein huon.
Der loewe liez sin zuirnen sin
Und lieze vri das muiselin;
Des wart es inneklichen fro,
Ich will uich danken sprach es do.
Nu wart es ouch nit lang gespart
Wan das der loew gevangen wart
In einem netze das was stark:
Er hette geben tusent mark,
Das er dar uz wer gewesen,
Er wand sicher nit genesen.
Da er alsus gevangen lag
Da kam diu mus è das der tag

Uf gieng und kam zum loewen hin.
Sie sprach: got gruez uich herre min,
Was klaget ir, was ist uiver not?
Ich bin gevangen uf den tot
Sprach der loewe zuo der mus.
Sie sprach, ir komet wol her us,
Ich hilf uich umb uiwer leben,
Wan ir das ouch mir hand geben.
Was sol ich uich me sagen?
Die mus geriet das netz genagen
Und mit den zenen bissen
Und welt es gern zerissen
Enzwei, do wart ein grosses loch.
Vil bald der loewe floch.
Der mus denken er began;
Sie sprach ich han es gern getan.
Gedenk wie der gewaltig si
Dem miltikeit wonet bi.
Gewalt erbermde haben sol,
Der mer dem minre sol vertragen,
Nuitz mag der sin der nit mag schaden.
Der loew die kleinen mus liez gan,
Die er wol moegt ertoedet han;
So mogt im schade nit enwesen,
Doch muost er von ir hilf genesen;
Si gedacht was er ir het getan
Und half im das er dannan kam.

§. 12.

Reineke Fuchs.

Ein episch-satyrisches Gedicht.

Nach dem Fabeldichter Boner findet sich in der Litter. Geschichte ein müßiger Zeitabschnitt von etwa hundert Jahren, der nichts von Bedeutung darbietet, und in welchem man sich besonders mit Chroniken und

Meistergesängen beschäftigt zu haben scheint. Mit der letzten Hälfte des 15ten J. h. aber erheben sich Moralisten und Satyriker, welche theils geschärfter theils gemäßigter die verderbten Sitten ihrer Zeit züchtigen. Der damalige Reichthum des Volks hatte Ueppigkeit, und diese wieder Ausschweifungen und Unsittlichkeiten in allen Ständen herbeigeführt, so daß selbst die Geistlichkeit Theil daran nahm. Die wenigen Besseren sahen diese Verderbtheit nicht ohne Unwillen, denn der sittliche Mensch, der in seiner Brust den idealen Maaßstab für die Menschheit trägt, kann die Unangemessenheit seiner Mitwelt zu demselben nicht anders als mit erhabenem Zürnen betrachten; und so läßt es sich erklären, wie gerade die satyrische Dichtungsart in dieser Zeit am häufigsten und glücklichsten bearbeitet wurde.

Der erste und vorzüglichste, dem wir in dieser Hinsicht unsre Aufmerksamkeit schenken, ist der Verf. eines episch-satyrischen Gedichts, das unter dem Titel Reineke Fuchs bekannt und beliebt ist. Wer der Verf. desselben sey, ist lange unentschieden geblieben. Der früheren Meinung nach ist es ein gewisser Heinrich von Alkmar, der als Hofmeister bei dem Herzog Renatus von Lothringen um's Jahr 1470 gelebt haben soll. Allein schon Rollenhagen nennt in der Vorrede zu seinem Froschmäusler den Nikolaus Baumann, der als Doktor der Rechte und Rath des Herzogs Magnus von Jülich bei seinem Hofe in Ungnade fiel, und 1526 als Sekretair des Herzogs von Mecklenburg und Professor der Rechte zu Rostock starb; und neuere Untersuchungen haben diese Meinung bestä-

tigt*). Eben so streitig war die Frage: ob dieses Gedicht ein ächt-deutsches Originalproduckt oder eine Nachahmung sey? Man hat sich indessen für das letztere erklären müssen, da wir ein älteres Werk in holländischer Sprache besitzen*), in welchem der Gang der Erzählung, zum Theil bis in's kleinste Detail, ganz wie in dem deutschen Reineke gefunden wird, und es scheint nach einer genauen Vergleichung keinem Zweifel unterworfen, daß der deutsche Dichter den Holländischen zu seinem Vorbildner gehabt habe, obgleich auch dieser den Stoff, wahrscheinlich aus mehrern alt-französischen Fabeln entlehnt hat***). Dennoch hat sich unser Dichter durch die poetische Behandlung seines Stoffs über seine prosaischen Vorgänger so erhoben, daß man seiner Arbeit wohl den Rang eines Originalprodukts zugestehen kann.

Anm. *) Die Untersuchung dieser Streitfrage begann in Flögels Geschichte der komischen Litteratur, B. 3. S. 28 — 94. Darauf hat Tiaden in seinem gelehrten Ostfriesland (Aurich 1785) Th. 1. S. 19 — 88 mit vielen Beweisgründen zu zeigen gesucht, daß Nik. Baumann der wahre Verf. des Gedichts sey. Baumann suchte sich nämlich für die Ungnade, in die er am Hofe zu Jülich gestürzt worden war, durch dieses Gedicht zu rächen, welches die Kabalen jener Residenz darstellt und lächerlich macht, wählte auch zur Sprache desselben den in Jülich sowohl damals als auch noch jetzt sehr gewöhnlichen Friesischen Dialekt des Plattdeutschen, setzte aber, um völlig unbekannt zu bleiben, den Namen Heinrich von Alkmar vor, der, wie Tiaden beweis't, nie gelebt hat, und fügte, um seine Erdichtung noch mehr zu verschleiern, Anmerkungen dieses angeblichen

Heinr.

Heinr. v. Alkmar bei, indeß er seine eigenen Anmerkungen bloß unter dem Namer des Herausgebers anhängte. Noch mehr bestätiget hat dies Kinderling in seiner Geschichte der Niedersächsischen Sprache S. 350 flg.

Anm. **) Von diesem Buche kennt man nur ein einziges Exemplar, das sich in der Stadt-Bibliothek zu Lübek befindet, und den Titel führt: die historie van reynaert de vos. Am Ende steht: hier eindet die historie van reynaert de Vos. Int jaer ons heren MCCCC, ende Lxxxv opten vierden Dach van iunio. Delf in hollant. Diese Delfter Quart-Ausgabe in Holländ. Prosa mit einigen darzwischen laufenden Reimen hat 112 Blätter und besteht aus 49 Kap. Der ehemalige Stadtbibliothekar und Subrektor Suhl in Lübek besorgte davon im J. 1783 einen Abdruck, unter dem Titel: die historie va reynaert de vos; nach der Delfter Ausgabe von 1485 zum genauen Abdruck befördert ꝛc. Lübek und Leipzig in 8.

Anm. ***) Man findet in französischen Bibliotheken mehrere handschriftliche Romane und Fabelsammlungen unter den Titeln: le Roman du Reynard, le Roman ancien du maistre Renard, le Renard couronné etc., in denen der Fuchs jedesmal die Hauptrolle spielt. — Horn in seiner Geschichte und Kritik der d. Poesie merkt S. 53 noch an: daß es bereits im 9ten J. h. im austrasischen Reiche einen Politiker, Namens Reginard, gegeben, dessen Verschlagenheit und ränkevoller Sinn weit und breit berühmt gewesen, so, daß man ihn unter dem Bilde des Fuchses vorgestellt, dem er den Namen (renard) gegeben haben solle, und wirklich, setzt er hinzu, finden wir dieses Wort auch nicht früher als im zehnten Jahrhundert.

§. 13.

Inhalt desselben und Bestimmnng seines Werths.

Das Gedicht ist in plattdeutscher oder niedersächsischer Sprache, und zwar in dem Friesischen Dialekt derselben, geschrieben, und besteht aus vier Büchern, deren jedes mehrere Kapitel enthält. Die Verse sind Jamben, in die sich indessen nach damaliger Regellosigkeit des Versmaßes viele Spondäen, Anapästen u. s. w. eingeschlichen haben. Das Ganze ist ein lebendiges Gemälde von einem Hofe, dessen Regent sich den Anschlägen eines niederträchtigen Günstlings überläßt, und dadurch, wider seinen Willen, auf den Untergang seines Reichs hinarbeitet. Die darin vorkommenden Personen, nämlich der König mit allen seinen Vasallen, Staats- und Hofbeamten, Geistliche und alle übrige Stände sind unter dem Bilde von allerlei Thieren, fast in Aesopischer Manier, vorgestellt, und der Charakter, den die Natur jeder Thierart eingeprägt hat, bezeichnet die Denk- und Gemüthsart der handelnden Personen. Der Fuchs (Reineke) spielt die Hauptrolle; von den übrigen Thieren sind der Löwe (Nobel) als König, der Dachs (Grimbart), der Bär (Braun), der Kater (Hinze), der Bock (Bellyn), der Hase (Lamp), der Wolf (Isegrimm), der Hahn (Henning) vorzüglich in die Begebenheit verflochten. Reineke, nachdem er sich durch alle Anklagen der Thiere glücklich durchgelogen, wird noch zum Schluß mit Ehren und Gnadenbezeugungen vom König überhäuft, und kehrt in Begleitung seiner nun zahlreichen Freunde in seine Burg (Malepartus) zurück, wo er seiner Familie

den glücklichen Ausgang seines Handels erzählt. — Nur selten ist ein Gedicht so allgemein und günstig aufgenommen worden als dieses. Jahrhunderte lang war es im ganzen nördlichen Europa, besonders in Deutschland ein Lieblings-, man kann sagen, ein Volksbuch. Man hielt es für eine Fundgrube, aus der sich ächte Lehrsätze der Moral, ja selbst die Geheimnisse der tiefsten Politik schöpfen ließen, und daher war es auch in den Händen aller Fürsten und Staatsmänner. Man lös'te es endlich in Prosa auf, und verkauft es noch jetzt auf den Jahrmärkten neben dem gehörnten Siegfried, der schönen Magellone und andern Volksbüchern. Erst seit der Mitte des vorigen J. h. hat die Menge der Romane und anderer Schriften den Reineke aus den mittlern Ständen verdrängt, und er würde vielleicht ganz in Vergessenheit gerathen seyn, wenn ihn nicht Göthe in edlerer Gestalt wieder in's Leben gerufen hätte*). Wenn man das Gedicht, wie es nicht anders seyn darf, nach der Zeit seines Entstehens und dem damals herrschenden Geist beurtheilt, so muß man es nicht nur für das vorzüglichste dieses Zeitraums, sondern überhaupt für eins der gelungensten der alt-deutschen Poesie betrachten. Denn die mit unterlaufenden Plattheiten sind Fehler seines Zeitalters, für die wir hinreichend entschädigt werden, durch eine sehr getreue und gut gehaltene Charakterzeichnung, durch Mannigfaltigkeit der oft sehr komischen Situationen, durch Fülle von Witz und Laune und eine höchst lebendige und freimüthige Darstellung in größtentheils sehr fließenden und ungezwungenen Reimen. Tugend, Weisheit und Sittlichkeit haben in diesem Gedicht

ihre trefflichste Lobrede gefunden. Auch für den Sprachforscher und Alterthumskenner ist es von großem Werth.

Anm. *) S. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften, B. 54, St. 2. S. 245 — 248.

§. 14.

Ausgaben desselben.

Als Deutsches Volksbuch ist Reineke Fuchs sehr oft gedruckt worden; dennoch gehört ein gut erhaltenes Exemplar zu den Seltenheiten. Wir kennen bis jetzt 15 Ausgaben:

1) Reyneke de Voß. Lübeck 1498, in kl. 4. Ist die älteste Ausgabe und mit vielen Holzschnitten geziert. Das einzige, davon vorhandene Exemplar ist auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel. Professor Hackmann zu Helmstädt ließ es 1711 zu Wolfenbüttel abdrucken. In der Vorrede nennt sich Heinrich von Alkmar als Verfasser. Sonst wird seiner nirgend in der Gelehrtengeschichte gedacht.

2) Van Reyneken dem Vosse u. s. w. Rostock 1517 in kl. 4. Ist ein neuer Abdruck von No. 1. Die Holzschnitte sind sparsamer aber besser. Ein Exemplar dieser Ausgabe befindet sich auf der Bibliothek zu Dresden.

3) Eine dritte Ausgabe in 4, von Nic. Baumann zu Rostock 1522 bei Ludwig Dietz gedruckt führt Rollenhagen in der Vorrede zu seinem Froschmäusler an. Es hat aber kein neuerer Litterator diese Ausgabe jemals gesehen.

4) Eine Ausgabe von 1539 zu Rostock, auch bei Ludwig Dietz, in 4, ganz mit Schwabacher

Schrift gedruckt, ist besonders ihrer typographischen Schönheit und Korrektheit wegen merkwürdig. Der Text ist mit 37 Holzschnitten geziert, und außer dem befinden sich noch bei den Anmerkungen 13 einzelne Figuren, die charakteristisch, und zum Theil satyrisch sind, wohin z. B. ein Advokat gehört, der kalt und warm zugleich bläst. Die Herren Nasser und Soltau (der Uebersetzer des Reineke) besitzen diese Ausgabe.

5) Eine andere Rostocker Ausgabe, v. J. 1548 in 4 bei Ludwig Dietz, besaß Gottsched. Das Titelblatt fehlte. Auf dem 272sten Blatte stand mit Buchstaben die Jahrzahl 1549, und am Schlusse des Registerbogens, Druckort, Drucker und die Röm. Zahl MDLIII., daher man annimmt, der Druck habe 49 angefangen, und sey 53 beendet worden.

6, 7, 8) Drei Ausgaben v. J. 1562 in 4, 1572 in 4, mit Holzschnitten, und 1575 in 8 sind zu Frankfurt a. M. gedruckt. Letztere besaß Gottsched.

9) Eine Ausgabe vom J. 1592 in 4, zu Rostock gedruckt, mit Holzschnitten, besitzt Herr Professor Nasser.

10, 11 u. 12) Drei Oktav-Ausgaben aus dem 17ten J. h., v. J. 1606 (so steht auf dem Titelblatt, am Ende steht 1604), 1660 und 1666, mit Holzschnitten, sind zu Hamburg erschienen. Letztere hat viele Druckfehler, und ist in den Händen des Herrn Prof. Nasser.

13) Eine Wolfenbüttler Quart-Ausgabe v. J. 1711, ist ein Abdruck der Lübeker Ausgabe von 1498, welche Hackmann besorgte. Sie ist mit Lat. Schrift gedruckt, und von einem plattdeutschen Ge-

dichte, de Koker, begleitet, welches hier zum ersten Male erschien, und eine Sammlung von gereimten moralischen Sentenzen enthält, die, ohne sonderlichen poetischen Werth, doch für das Studium der plattdeutschen Sprache und der ältern deutschen Sittengeschichte nicht unwichtig sind.

14) Die zu Leipzig, bei Breitkopf im J. 1752 erschienene, von Gottsched besorgte Quart-Ausgabe. Sie ist nach der Hackmannschen Ausgabe, als ein Anhang zur Gottschedischen hochdeutschen Uebersetzung.

15) Die letzte und neuste Ausgabe führt den Titel: Reineke de Voß, mit eener Vorklaring der olden Sassischen Worde. Gedrucket to Eutin 1797. dorch Bened. Struve, Hofboekdrücker. 8. (18 gr.). Diese Ausgabe besorgten die Herren Voß und Bredow, nach dem Hackmannschen Text, jedoch mit mehreren Abweichungen in Ansehung des Dialekts. Sie ist mit einem sehr brauchbaren Glossarium versehen.

§. 15.

Uebersetzungen.

Auch an Uebersetzungen ins Hochdeutsche und in fremde Sprachen fehlt es nicht. Nach bloßer Anführung einer ältern von Beuther, Frankf. a. M. 1545 in Fol., welche 1556, in Fol. und 79, 90, 1602 und 1617 in 8. wieder aufgelegt ist, einer andern zu Rostock von 1650 in 8, 1662 wiederholt,

und der Gottschedischen (s. vorigen §. Nr. 14), die prosaisch und sehr fehlerhaft ist, verweilen wir hier nur bei den neusten von Göthe und Soltau Die Göthesche erschien unter dem Titel: Reineke Fuchs in zwölf Gesängen, und findet sich einzeln (Berlin 1794, 8) und in seinen Werken, (B. 10). Sie ist in Hexametern, und, ungeachtet mancher Zusätze und Einschiebsel, doch so treu, daß sie eher Uebersetzung als Nachbildung genannt werden muß. In der Versart des Originals, oder im sogenannten Knittelreimen (kurzen gereimten Jamben), ist die Soltausche: Reineke Fuchs. Von D. W. Soltau, Berlin 1803. 8, und deshalb populärer. Auch diese Uebersetzung ist, mit Auslassung einiger müßigen Stellen, ziemlich treu, doch hat der Reineke darin zuweilen ein zu modernes Ansehen bekommen.

Von den Ausgaben und Uebersetzungen, welche in fremden Sprachen erschienen sind, erwähnen wir hier nur einer Lateinischen von Hartmann Schopper*), welche zuerst 1567 in 8 zu Frankfurth a. M. erschien und mehrmals wieder aufgelegt worden ist. Sie ist in vierfüßigen Jamben, und, wie das Original in vier Bücher, und jedes Buch in Kapitel getheilt. Sie ist nicht ohne poetische Schönheiten, obwohl man es der Arbeit in mehrern Stellen ansieht, daß sie dem Verf. sauer geworden, wie er denn selbst sie laborem Aetna graviorem nennt.

Anm*). Der Anfang des langen und pralerischen Titels lautet: Opus poeticum de admirabili fallacia et astutia vulpeculae Reinikes etc,

§. 16.

Sebastian Brand. — Sein Narrenschiff.

Einer der besten Satyriker seines Jahrhunderts ist Sebastian Brand, mit dem Beinamen Titio. Er wurde 1458 zu Straßburg geboren, studirte zu Basel die Rechte, wurde Rath des Kaisers Maximilian I., der ihn wegen seiner Einsicht sehr schätzte, und starb endlich als Kanzler (Stadtsyndikus) in seiner Vaterstadt im J. 1520. Am bemerkenswerthesten unter seinen vielen Schriften ist ein poetisches Werk, welches den Titel führt: das Narrenschiff oder das Schiff aus Narragonien. Es enthält in vierfüßigen Jamben (einer Versart, die zu Brands Zeiten fast die einzig bekannte war) eine Schilderung der Laster und Thorheiten seines Zeitalters, und fand einen so außerordentlichen Beifall, daß es nicht nur sehr oft wieder aufgelegt werden mußte, sondern auch in andere Sprachen übersetzt und kommentirt wurde. Das poetische Verdienst ist indessen an demselben das geringste. Die ganze Dichtung besteht bloß darin, daß er sich ein Land, Narragonien, denkt, wohin er alle Narren zu Schiffe bringt, und daß er jeder Thorheit eine eigene Stelle widmet. Zu diesem Zweck reiht er eine Menge Sittenlehren und Satyren an einander, über alle Arten von Lastern, Untugenden und Mißbräuchen im bürgerlichen und häuslichen Leben, und vertheilt solche auf 113 Kap. oder Gemeinplätze, die keinen andern Zusammenhang unter einander haben, als daß sie durch einen gemeinschaftlichen Titel mit einander verbunden sind. Der Vortrag hat im Ganzen, wenig poetisches Leben, obschon es hie und

da nicht an feinen Wendungen und glücklichen Ausdrücken fehlt. Körnicht und gedrungen wird Brand's Ausdruck besonders, wenn er die Eitelkeit des Stolzes, Eigendünkels, der Projektmacherei, der Polyhistorei und des Schwätzens rügt, oder über den Unbestand der Dinge dieser Erde philosophirt. Viele aus den alten Schriftstellern entlehnte Sittensprüche dehnen das Ganze unnöthiger Weise aus. Eben so ist er sehr verschwenderisch mit Beispielen, die er aus der alten Geschichte anführt, wie es denn auch nicht an langweiligen Allegorien fehlt. Die Sprache ist die Schwäbische seiner Zeit, die von der damaligen Obersächsischen wenig verschieden war. Sie schwebt zwischen der Sprache der Minnesinger und unserm jetzigen Hochdeutschen in der Mitte, und hat viele Wörter und Redensarten, die zum Theil noch jetzt in Schwaben üblich sind. Die Brandschen Jamben sind wenigstens so richtig und wohlklingend, als sie kaum ein Andrer vor ihm gemacht hat. Und wenn auch das Narrenschiff als Gedicht betrachtet, den Werken andrer Dichter seines Zeitalters nachsteht, so ist es doch ein Buch voll gesunden Verstandes, voll Welt- und Menschenkenntniß. In seiner Satyre ist übrigens mehr Bitterkeit als Witz und Laune; er lacht nicht, sondern er zürnt, aber er will auch nicht, daß seine Leser lachen, sondern daß sie vielmehr den Ernst und die Wahrheit seiner Schilderungen fühlen. Das Ganze will beurtheilt seyn nach dem Bedürfniß damaliger Zeit, nicht nach der Wirkung, die es auf uns macht*). — Die ächten und unverstümmelten Ausgaben des Narrenschiffs sind sehr selten, ungeachtet es in einem Zeitraum von

nicht vollen funfzig Jahren mehr als zehnmal aufgelegt worden ist. Die — so weit uns bekannt ist — älteste Ausgabe ist zu Straßburg 1494 in 4 gedruckt, und nachher an verschiedenen Orten mehrmals wieder aufgelegt **). Auch ist es in's Plattdeutsche, Holländische, Englische und Französische übersetzt worden.

Anm. *) S. Jördens Lexikon deutscher Dichter ꝛc. 1tes B. S. 191 und 192.

Anm. **) Sie ist genau beschrieben in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften B. 17 S. 244 — S. auch Kochs Compendium ꝛc. S. 149, und Nasser's Vorlesungen S. 187 und 88. — Wieland hat im teutschen Merkur v. J. 1776, Februar S. 170 — 72 einige vorzügliche Stellen zur Probe aus dem Original abdrucken lassen; die, wegen der Seltenheit ächter Ausgaben, auch hier einen Platz finden mögen:

Gar oft verdirbt ein Hantwerksman
Der viel Gewärb und Hantwerk kan,
Wer jagen will, und uf eyn Stund
Zwen Hasen vohen (fahen) mit eym Hund,
Dem wirt (wird) ettwan kum (kaum) eyner wol,
Gar dick wirt im ganz nüt zumol (nichts zumal)
Wer schießen uß vi Armbrust will
Der trifft kaum etwann wol das Ziel.

* * *

Wer uff sich selbst viel Aempter nymbt
Der mag nit tun das jedem zymbt.
Der hie muß syn und anderswo
Der ist recht weder hie noch do.
Wer tun will, das eym jeden g'falt
Der muß han Ottem (Athem) warm und kalt
Und schluken vil das im nit smekt
Und streken sich nach der Gedekt (Decke)

Und künnen (können) pfulwen underströwen (streuen)
Eym jedem underm Ellenbowen
Und schmyeren ydem wol syn Styrn,
Und lügen daß er keynen erzürn.
Aber viel Aempter schmeken wol
Man wermbt sich bald bey grosem Kol (Kohlfeuer)
Und wer vil Wyn (Wein) versuchen dut
Den dunkt doch nit eyn yeder gut.
Dann schlecht geschmydt ist bald bereit.
Dem Wisen liebt Eynfaltikeyt.

* * *

Syner Mutter Schild gar mancher fürt
Das er vielleicht am Vater irrt.
Viel hant des Brief und Sygel gut,
Wie daß sie sint von edelm Blut,
Sie went (wollen) die ersten syn von recht
Die edel sint in irm Geschlecht;
Wie wol ichs nit ganz straff noch acht
Uß Tugend ist all Adel gemacht.
Wer noch gut Sitt, Ehre, Tugend kan,
Den halt ich für eyn edel Mann;
Aber wer hett keyn tugend nitt
Keyn Zucht, Scham, Ehre, noch gute Sitt,
Den halt ich alles Adels leer
Ob joch (auch) eyn Fürst syn Vatter wär.
Adel alleyn by Tugend stat (steht)
Uß Tugend aller Adel gat. (geht)

* * *

Ich weiß noch einen, heist Hans Mist,
Der will all Welt deß überreden
Er sey zu Norwegen und Schweden
Zu Alkair geweßt und zu Granat
Und do der Pfeffer wechst und staht;
Der doch nie kam so fern hinus,
Hett syn Mutter daheim zu Hus
Ein Pfannkuch oder Wurst gebachen
Er hätts geschmeckt (gerochen) und hören krachen.

Des rhůmens ist uf Erd so vil
Daß es zu Zyten nem groß wyl;
Denn jedem Narren das gebrißt
Daß er will syn, das er nit ist.

* * *

§. 17.

Gayler von Kaysersberg.

Noch merkwürdiger ist Brands Narrenschiff geworden durch die Predigten, welche ein Doktor der Theologie und Prediger zu Straßburg, Johann Gayler von Kaisersberg im J. 1498 darůber őffentlich gehalten hat. Sein Schüler Jacob Other gab sie im J. 1510 Lateinisch heraus, unter dem Titel: Navicula seu Speculum Fatuorum a Jacobo Othero collect., und Johann Pauli, ein Franziskaner-Mönch, übersetzte sie zuerst 1520 in's Deutsche. Diese Predigten, 110 an der Zahl, sind ausführliche Diskurse über die denkwürdigsten Verse Brands, worin jeder Narrengeschwarm, mit Schellen behängt, beschrieben und gestraft wird. Sie enthalten treffliche und kühn ausgesprochene Wahrheiten, zeigen viel gesunden Verstand und stattliche Kenntniß der Welt, durchwebt mit manchen komischen Beispielen, und verbinden mit der bittersten Rüge damaliger Thorheiten doch eine gewisse Naivetät und Biederherzigkeit, so, daß Schimpf und Ernst wie Zwillingsbrüder hier neben einander stehen. Auch als Urkunde der Sitten, Lebensart, Moden und Ergötzlichkeiten der Zeit des Kaisers Maximilian I. verdienen diese Predigten beachtet zu werden; sie ge-

hören zu den, noch nicht hinlänglich gekannten Fundgruben unserer Sprache*).

Anm.*) S. Charaktere teutscher Dichter und Prosaisten, Berlin 1781, B. 1. S. 64 — 67. desgl. Teutscher Merkur v. J. 1776, Febr. St. S. 172 — 174, wo es zum Schluß heißt: „diejenigen, welche Gaylern übel genommen haben, daß er diese Homilien gehalten, müssen nicht überlegt haben, daß seine Art in den besondersten Detail aller sittlichen, häuslichen und bürgerlichen Thorheiten und Mißbräuche aller Stände, Geschlechter und Professionen hineinzugehen, gerade die einzige ist, wie man Moral predigen müßte, wenn wirklicher Nutzen dadurch geschafft werden sollte. Diese Art zu predigen war im 16ten J. h. sehr gewöhnlich." — Wieland hat zu dem genannten Jahrgang seines t. Merkurs sowohl den Gayler von Kaysersberg, als den Sebastian Brand in Kupfer stechen lassen.

§. 18.

Thomas Murner.

An Witz und komischer Laune werden die beiden vorgenannten Satyriker noch übertroffen durch ihren Zeitgenossen Thomas Murner. Er wurde 1475 zu Straßburg geboren, war ein Schüler des, als Uebersetzer des Sebast. Brandschen Narrenschiffs bekannten Jakob Locher, ging in den Franziskaner-Orden, erhielt zu Paris die Würde eines Magisters der freien Künste, wurde 1506 vom Kaiser Maximilian I. zu Worms als Dichter gekrönt, und starb als Doktor der Theologie, Prediger und Professor zu Lucern zwischen den Jahren 1531 — 37. Thomas Murner ist in der Reformationsgeschichte als ein heftiger Gegner Luthers

bekannt. Als solcher befand er sich eine Zeitlang bei dem König von England, Heinrich VIII, der ihn ausdrücklich zu sich berufen hatte, wohnte auch einer öffentlichen Religionsdisputation bei, die zu Baden zwischen den Katholiken und Protestanten gehalten wurde, und schrieb zu Lucern allerlei Schmähschriften wider die protestantischen Kantons, welche die Folge hatten, daß er 1520 die Schweiz mit Schimpf verlassen mußte, daher man das Jahr seines Todes nicht genau bestimmen kann. — Er war ein unruhiger Mensch, der alles, und besonders die Klerisey angriff, und es doch nicht leiden konnte, daß Dr. Luther dasselbe that. Ungeachtet aber in seinen Satyren eine gewisse Gemeinheit und Plumpheit wahrgenommen wird, so ist er doch einer der witzigsten und scharfsinnigsten Köpfe, dessen Schriften als Charakteristiken seiner Zeit sowohl den Freunden des Alterthums als den Liebhabern der deutschen Sprache und Dichtkunst nicht gleichgültig seyn können.

§. 19.

Schriften desselben.

Th. Murner hat viel geschrieben. Seine Schriften sind theils prosaische theils poetische, in deutscher und in lateinischer Sprache. Die merkwürdigsten, hieher gehörigen sind folgende:

1) Die Narrenbeschwörung (narré beschwerúg), gedruckt zu Straßburg 1512 in 4. Der roth gedruckte Titel dieser Ausgabe steht in einer Einfassung von lauter Narren, und unter einem Holzschnitte, der einen Mönch vorstellt, welcher ei-

nen, vor ihm in einer Badewanne sitzenden Narren beschwört. In der Vorrede sagt der Verf., daß es ihm viel Mühe gemacht habe, seine Kunst zu lernen; diese wolle er nun treiben, und die Narren aus Deutschland in die welschen Länder verbannen. Daß er Brand's Narrenschiff zum Muster genommen habe, ist unverkennbar, indem er eben so wie jener der menschlichen Thorheiten spottet, über das Verderben aller Stände klagt, und besonders die Geistlichkeit züchtigt. Nur führt er nicht, wie Brand, allerlei Narren nach einander namentlich auf, sondern das Ganze ist in mehrere Abschnitte getheilt, von denen jeder einen besondern Titel hat, der meistens von einem Sprichworte hergenommen ist. Vor jedem Abschnitt steht ein Holzschnitt, ganz in der Manier der Brandschen Holzschnitte. — Eine zweite Ausgabe dieser Narrenbeschwörung v. J. 1518 in 4, auch zu Straßburg, stimmt mit der ersten in der Hauptsache überein. Beide befinden sich zu Nürnberg in der Solgerischen Bibliothek. Auch giebt es eine dritte v. J. 1522. Modernisirte Ausgaben von Georg Wickram sind zu Straßburg vom J. 1556, 58 und 1618 und zu Frankfurth vom J. 1565. — Ueber diese seine Narrenbeschwörung hat Th. Murner, wie er selbst am Schlusse des Buchs sagt, Predigten zu Frankfurt a. M. gehalten.

2) Die Schelmenzunft (der Schelmé zufft), 1512 in 4, und eine zweite Ausgabe zu Augsburg 1513, eine dritte, vierte und fünfte zu Straßburg 1516 in 4, zu Frankfurth 1567 in 8 und zu Straßburg 1558 in 4. Eine verstümmelte Ausgabe ist zu Frankfurth 1618 in 8 er-

schienen, und ein Abdruck der zweiten Ausg. mit Erläuterungen und einem Wörterverzeichniß zu Halle 1788 in 8 (8 gr.). Diese, aus seinen zu Frankfurth gehaltenen Predigten entstandene Schelmenzunft ist ein Pendant zur Narrenbeschwörung, worin er mit eben dem Witz, aber auch mit Ungestüm und Grobheit gegen die Thorheiten und Laster seiner Zeit, und besonders gegen die Geistlichkeit loszieht.

3) Die Geuchmat (Gauchmat) zu straff allen wybschen mannen, gedruckt zu Basel 1519 in 4. und eine andere von 1565 zu Frankfurth a. M. — Die Gauchmat (von Gauch — Narre, und Mat — Wiese, also Narrenwiese) ist eine Strafpredigt für die Ehemänner, die sich durch Weiberliebe bethören lassen, in welcher er zeigt, welche Mittel die Weiber anwenden, ihre Männer zu Gäuchen zu machen, und in dieser Hinsicht alle berühmte Männer und Frauen aus der biblischen Geschichte von Adam und Eva an, sogar den Moses, auf der Gäuchmat erscheinen läßt. Das Buch ist in Prosa mit untermischten Versen geschrieben, nicht ohne lebhaften Witz, aber auch so voll von Gemeinheiten und unzüchtigen Einfällen, daß man über den Geschmack unsers Satyrikers nicht lange in Zweifel seyn kann.

Außerdem schreibt man Murnern noch die Mülle von Schwündelsheym und Gredt Müllerin Jarzeyt, worin ebenfalls mancherlei Thorheiten bestraft werden, und den zu seiner Zeit so beliebten Volksroman Tyl Ulenspiegel (Eulenspiegel s. u. Lessing*) hat indessen aus einer

Ausgabe v. J. 1540, die er auf der Wolfenbüttler Bibliothek fand, nachgewiesen, daß der Eulenspiegel ursprünglich plattdeutsch gewesen, und schon gegen das Jahr 1483 geschrieben worden sey; doch hat sich Murner vielleicht das Verdienst der ersten hochdeutschen Uebersetzung dieses Romans erworben.**).

Anm.*) S. Gotthold Ephraim Lessings Leben Th. 3, S. 135 — 141, wo sich zugleich Lessings Urtheil über den Nutzen findet, den Murners Gedichte uns gewähren können. Er sagt: „Wer die Sitten der damaligen Zeit kennen lernen will, wer die Deutsche Sprache in allem ihren Umfange studiren will, dem rathe ich, die Murnerschen Gedichte fleißig zu lesen. Was die Sprache Nachdrückliches, Derbes, Anzügliches, Grobes und Plumpes hat, kann er nirgends besser zu Hause finden als in ihnen."

Anm.*) Ueber Murner's Leben und Schriften findet man etwas Ausführliches in den Nachrichten von Th. M. Leben und Schriften rc. von Georg Ernst Waldau. Nürnberg 1775 in 8 (5 Gr.), und in Jörden's Lexikon, B. 3. S. 738 — 758.

§. 20.

Dramatische Poesie.

Unter den verschiedenen Dichtungsarten, deren von dem ersten Zeitraume bis jetzt gedacht worden, war für die dramatische Poesie der Deutschen so gut als gar nichts geschehen. Eine leise Spur davon fanden wir in dem Krieg zu Wartburg (Seite 54 §. 18); aber die ersten, für die Darstellung berechneten Versuche dieser Art gehören diesem

Zeitraum, und zwar der Mitte des 15ten J. h. Die Mimen, Histrionen und Jokulatoren, deren wir im 11ten, 12ten und 13ten J. h. erwähnt finden, waren nichts als Gaukler und Possenreißer, die von einem Hofe zum andern zogen, um bei Feierlichkeiten, Hochzeiten und Gelagen durch Tanz, Gesang und mimische Späße zu belustigen. Indessen ist es wahrscheinlich, daß eben sie zu den mehr geordneten dramatischen Vorstellungen Veranlaßung gegeben haben, die in der Folge unter dem Namen Fastnachtspiele einen wesentlichen Theil der Fastnachtlustbarkeiten ausmachten. Aber auch diese Fastnachtspiele waren extemporirte Farcen, etwa in dem Geschmack, wie sie noch jetzt in Marionettenbuden zuweilen gesehen werden.*)

Anm.*) S. Nasser's Vorlesungen über die Gesch. d. d. Poesie, B. 1. S. 174 — 75.

§. 21.

a) Hans Schnepper, genannt Rosenplüt.

Der Thespis der deutschen Bühne, wie Gottsched ihn nennt, ist ein Nürnbergscher Meistersänger Hans Schnepper*), genannt Rosenplüt. Dieser schrieb um die Mitte des 15ten J h. sechs Fastnachtspiele, nämlich 1) ein vaßnacht Spil (hat weiter keine Ueberschrift) 2) Von den Syben Meistern. 3) Des Türken Vaßnachtspil 4) Ein Vaßnachtspil von dem Jüngling 5) Ein Vaßnachtspil von dem pawern und dem bock 6) Ein Vaßnachtspil vom Ehebruch, von denen das dritte am bekanntesten ist, und wegen des darin herrschenden fröhlichen Tons

auch das gelungenste genannt werden kann. Jedoch will auch dies nicht viel sagen; denn man findet hier überall nichts als plumpe Schilderungen damaliger Sitten, die freilich mit unter ächtkomische Züge enthalten, aber doch die Rohheit des Zeitalters und den Mangel eigener Bildung zu grell bezeichnen. Wahrscheinlich war Rosenplüt nicht der erste, der solche Spiele verfertigte, denn er nennt sich nirgend den Erfinder derselben, sondern setzt sie als eine bekannte und gewöhnliche Fastnachtlust voraus.**)

Anm.*) Schnepper (Schnäpperer) heißt wahrscheinlich so viel als Schwätzer, wie er sich selbst am Schluß eines seiner Gedichte nennt. Schnappern, sagt Spate in seinem deutschen Sprachschatz (Nürnberg 1691) heißt so viel als lingua celebri et exercitata, ventosa et enormi loquacitate esse. Schimpflich muß dieser Beiname nicht gewesen seyn, weil Rosenplüt sich selbst so nennt.

Anm.**) Ausführliche Nachricht von Rosenplüts Fastnachtspielen, und Proben aus denselben hat Gottsched gegeben in seinem Nöthigen Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst rc. Leipzig 1757, S. 11 — 28, welches unstreitig Gottsched's beste Arbeit und für die Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst überaus brauchbar ist.

§. 22.

b) Theodoricus Schernberk.

Ungleich höher steht schon die nicht viel spätere Apotheosis Joannis VIII Pontificis Romani. Ein schön Spiel von Fraw Jutten, welche babst zu Rom gewesen, vnd aus

ihrem bäbstlichen Scrinio pectoris auff dem Stuel zu Rom ein Kindlein zeuget. Dieses Stück erschien zum ersten Male 1565 in 8. Der Herausgeber, Hieronymus Tilesius, sagt in der Vorrede, daß ein Meßpfaff, Theodoricus Schernberk, es schon 1480 verfertigt habe. Der Inhalt desselben ist die bekannte Fabel der Päpstinn Johanna. Diese läßt der Dichter, nachdem sie ein Kind geboren und in die Hölle gefahren ist, durch die Fürbitte der Maria aus der Hölle befreit, und vom Engel Michael in den Himmel gebracht werden. Hier ist das Talent der Sprache, der poetisch-mimischen Darstellung, der dramatischen Zusammenfassung der Charaktere und deren bestimmte energische Auffassung mit gebührendem Lobe anzuerkennen. Es ist hier ein weitläuftiger Stoff, der oft nach vielen divergirenden Richtungen sich verlieren zu wollen scheint, zu einer synthetischen Einheit gefaßt worden, und wenn wir nur eine solche darin anerkennen, so werden wir schon den dichterischen Werth des Stücks nicht gering anschlagen dürfen. Vorzüglich rein gehalten sind die beiden Antithesen des Stücks: Christus Salvator und Maria auf der einen, und die des Lucifer und der Lillis, des Teufels Mutter, eines höchst phantastischen Charakters, auf der andern Seite; und so grell verwickelt und so tief verstrickt der Knoten auch erscheint, so erfreulich beruhigend löset er sich doch am Ende auf.*)

Anm.*) S. Horn's Gesch. und Kritik der deutschen Poesie S. 70 und 71. — Abgedruckt ist das Stück in Gotscheds Vorrath ꝛc. B. II. S. 81 — 138: vergl. ebendas. S. 221.

§. 23.

Melchior Pfinzing's Theuerdank.

Die Grenzscheide zwischen diesem und dem nachfolgenden Zeitraum macht ein Heldengedicht von Melchior Pfinzing. Dieser Mann war zu Nürnberg 1481 geboren, lebte als Geheimschreiber am Hofe Maximilians I., und starb 1535 als Propst zu St. Viktor in Mainz. Sein Verdienst in der Litteratur-Geschichte besteht in einem berühmten Gedichte, das den Titel führt: die Geuerlichkeiten und eins teils der geschichten des löblichen streytparen vnd hochberümbten Helds und Ritters Herr Tewrdannckhs, Nürnberg 1517 in Fol., und kurz weg der Theuerdank heißt. Der Held des Gedichts ist Kaiser Maximilian I., der darum Theuerdank genannt wird, weil er von Jugend auf alle seine Gedanken auf abentheuerliche (hohe, herrliche) Dinge gerichtet *), und der auch den ersten Entwurf zu diesem Gedichte selbst gemacht hat. Den Stoff dazu gab Maximilians Vermählung mit der schönen und reichen Maria von Burgund (im Gedicht Ehrenreich genannt), Tochter des Herzogs von Burgund, Karls des Kühnen (Romreich genannt), zu deren Besitz er nur nach vorher bestandenen Abentheuern gelangen konnte, die hier sämtlich erzählt werden, und, zum Theil aus der Geschichte des Kaisers selbst entlehnt, den Hauptinhalt des Gedichts ausmachen. Der Held besteht in Begleitung des Ehrnholds (des personifizirten Ruhms) alle Gefahren, die drei Staatsbediente der Maria ihm

bereiten, nämlich Fürwittig (das jugendliche Alter), Unfalo (das Jünglingsalter) und Neidelhart (das reifere, männliche Alter), die sich unter der weiblichen Regierung besser zu befinden glauben, und deshalb die Vermählung zu hintertreiben suchen; er kommt dann glücklich an den Hof der Prinzessinn, und wird von ihr, nachdem er noch sechs Ritter in einem Turniere besiegt, mit dem Kranz des Sieges geschmückt. Hierauf werden die drei Hauptleute von Ehrnhold angeklagt und zum Tode verurtheilt; Maximilian aber, aufgefordert von der Prinzessinn zu einem Kriege gegen die Ungläubigen, unternimmt, nachdem er sich zuvor mit ihr verlobt hat, einen Kreuzzug. Hieraus ergibt sich, daß der Dichter an Theuerdanks Beispiel zeigen wollte, wie ein muthiger und christlich frommer Sinn in allen Perioden des Lebens jeder Gefahr zu trotzen im Stande sey. Dieser moralische Zweck gibt auch dem Gedichte seinen besondern Werth. Das poetische Verdienst ist gering, doch fehlt es der Sprache, so einfach sie ist, nicht an Kraft. Die Verse sind Jamben von vier, zuweilen drei Füßen mit untermischten Trochäen. Das Ganze ist in 118 Kap. oder Abschnitte getheilt.

Anm. *) Die Unkunde der wahren Bedeutung des Worts Theuerdank verleitete den Vincentius Placcius es durch caraegrates, carigratius zu übersetzen, also darunter einen zu verstehen, der seinen Dank theuer erkauft hat.

§. 24.

Ausgaben des Theuerdanks und typographische Merkwürdigkeit derselben.

Die erste Ausgabe des Theuerdanks hat den im vorigen §. angeführten Titel, der auf der ersten Seite des ersten Blatts steht und 4 Zeilen einnimmt. Am Ende des Buchs steht: Gedruckt in der Kayserlichen Stadt Nürnberg durch den Eltern Hannsen Schönsperger Burger zuo Augspurg. Das Druckjahr ist nicht angegeben, doch findet man unter der Zueignungsschrift an Karl V, damaligen König in Spanien, die Jahrzahl 1517, woraus wohl zu schließen ist, daß der Druck in eben dem Jahre zu Stande gekommen. Das Ganze enthält 118 Bogen in Folio. — Diese Ausgabe verdient als ein Meisterstück des Drucks und der Holzschneidekunst die Aufmelksamkeit des Alterthumsfreundes. Sie besteht nämlich aus kostbarem Papier, mit besonders dazu verfertigten, so schönen, großen und zierlichen Lettern, daß man ehemals glaubte, das ganze Werk sey in Tafeln, von Holz geschnitten, abgedruckt. Die dabei befindlichen 118 Holzschnitte stellen die verschiedenen Abentheuer vor, die Theuerdank zu bestehen hatte; sie sind äußerst sauber von Hans Schäufelein verfertigt, einem trefflichen Maler und Kupferstecher zu Nördlingen, der, ein Schüler Albrecht Dürers*), mit diesem, was Fleiß und Talent betrifft, verglichen werden darf. Einige Exemplare dieser Ausgabe sind auf Pergament abgedruckt und mit ausgemahlten Holzschnitten geziert. Dergleichen Exemplare findet man zu Wien,

Zürch, München, Kiel (in der Bibliothek des Hrn. Prof. Nasser) und Berlin (auf der Berlinischen Gymnasiums-Bibliothek). — Eine zweite Ausgabe, vom Jahr 1519 ist der ersten in der Hauptsache gleich, hat aber doch in Ansehung der Rechtschreibung, der Form der Buchstaben, der Güte des Papiers eine Menge Abweichungen, und unterscheidet sich von jener auch durch schwächere Holzschnitte, die hier nicht mit Schäufeleins Manogramm, d. h. mit den in einander geschlungenen Buchstaben H. S, nebst einer dabei liegenden Schaufel bezeichnet sind, wie man solches in der ersten Ausgabe auf einigen Holzschnitten, z. B. dem 13ten und 39sten findet. Exemplare davon sind zu München und in der Bibl. des Hrn. Nasser.

Eine dritte Originalausgabe, ebenfalls vom J. 1519 in Fol., ist auch zu Augsburg gedruckt. Die Unterschiede von der zweiten sind ebenfalls unwesentlich. Diese und die vorige Ausgabe besitzt Herr Hofkammerath Josch in Nürnberg. Die vierte und fünfte Ausgabe sind zu Augsburg 1537 und 1692, beide in Fol. gedruckt. Unächt und verfälscht sind aber die Ausgaben von dem Fabeldichter Burkard Waldis (Frankfurt 1553 in Fol. 1563 und 1589), indem sich der Herausgeber eine fast gänzliche Umschmelzung des Textes mit vielen Auslassungen und Zusätzen erlaubt, aber dadurch mehr verschlimmert als verbessert hat. **)

Anm. *) Albrecht Dürer steht unter den bildenden Künstlern des Mittelalters oben an. Er wurde 1471 zu Nürnberg — dem damaligen deutschen Athen — geboren, und starb daselbst 1527. Nachdem er eine

Zeitlang die Goldschmiedsprofession bei seinem Vater betrieben hatte, lernte er zeichnen, mahlen, und übte sich auch im Kupferstechen und Holzschneiden. In den Jahren 1490 — 92 machte er eine Reise durch Deutschland, Holland, und 1505 nach Venedig, wo er ein ganzes Jahr zubrachte. Kaiser Maximilian I. ernannte ihn zu seinem Hofmaler, und alle Könige und Fürsten, Gelehrte und Künstler damaliger Zeit bewiesen ihm ihre Achtung und Freundschaft. Dürer war ein Mann von großem Genie und vielseitiger Ausbildung. Ausgezeichnet als Zeichner, Mahler, Kupferstecher, Formschneider und Bildhauer, war er der erste, der die Regeln der Perspektive in Deutschland nach den Regeln der Mathematik lehrte, und sich eine Kunsttheorie bildete. Darüber und über den Festungsbau gab er auch Schriften heraus, die zwar wenig gekannt, aber sprechende Beweise seiner Kenntniß und Einsicht sind. Ausführliche Nachricht über sein Leben, seine Schriften und Kunstarbeiten findet man in Roth's Leben Albrecht Dürers rc. Leipzig 1791. 8.

Anm. **) In der Kaiserlichen Bibliothek befinden sich nach Khautz Versuch einer Geschichte der Oestreichschen Gelehrten S. 96 flg. noch mehrere Codices des Theuerdank, in welchen manches sogar von des Kaisers Maximilian eigner Hand geschrieben seyn soll. Genauere Belehrung darüber bleibt sehr wünschenswerth.

§. 25.

Maximilian. I.

Wir können diesen Zeitraum nicht schließen, ohne des wohlthätigen Einflusses zu gedenken, den Kaiser Maximilian I. auf sein Zeitalter hatte. Dieser, auch in andern Beziehungen so merkwürdige Mann,

dessen Leben reich an großen und sonderbaren Begebenheiten ist, kam 1493 auf den Kaiserl. Thron, und starb 1519 zu Wels im Lande ob der Enns. Mit den gangbarsten neuern wie mit den ältern Sprachen bekannt, war er ein enthusiastischer Freund und Beförderer der Wissenschaften, besonders der Deutschen Litteratur, und ermunterte daher die besten Köpfe seiner Zeit zu Werken des Geschmacks. Er selbst nahm Theil an den Arbeiten der Schriftsteller, und verfertigte theils mehrere Aufsätze in Deutscher Sprache, theils gab er den Grundriß zu einigen größern Werken. Zu diesen gehört der Weißkunig, eine Erzählung von den Thaten Maximilians I., die nach seiner Angabe von seinem Sekretair, Markus Treitzsaurwein von Ehrentreitz, zusammen getragen wurde. Sie enthält die Geschichte Maximilians von seiner ersten Erziehung bis auf die Endigung des von ihm geführten Venetianischen Krieges, so wie einen Theil der Lebensgeschichte seines Vaters Friedrichs III. Die erste und bis jetzt einzige gedruckte Ausgabe dieses noch viel zu wenig gekannten und beachteten historischen Schatzes erschien, nach dem in der Kaiserl. Hofbibliothek befindlichen Kodex, zu Wien im J. 1775, in 2 B. Fol. (10 Rthlr.), mit vielen dazu gehörigen ausdrucksvollen Holzschnitten von einem Schüler Albrecht Dürers, Namens Hans Burgmeir. Mark. Treitzsaurwein sagt in dem Vorbericht, es sey ein unvollkommnes Werk, das im J. 1514 von Max. I. in diese Form gekleidet sey, um daraus in der Folge ein vollkommenes, historisch wahres, richtig geordnetes und wohldeutsches Werk zu

bilden, woraus Maximilian deutlich als Urheber desselben hervorgeht *). — Max war überhaupt ein romantischer Charakter, der durch seine ganze Denkart der nachfolgenden Glaubensverbesserung und Sprachkultur freiere Bahn brach.

Anm. *) S. Kochs Compendium rc. S. 65 und 66.

Fünfter Zeitraum.

Das Zeitalter aufblühender Wissenschaftlichkeit.

(bis 1625.)

§. 1.

Vorbereitung einer höhern wissenschaftlichen Bildung.

Die höhere Sprach- und wissenschaftliche Bildung, welche wir mit diesem Zeitraum aufblühen sehen, war bereits in der letzten Hälfte des funfzehnten Jahrhunders durch mancherlei günstige Erscheinungen vorbereitet worden. Die erste, welche das Studium der alten Litteratur und ein freieres Denken aufregte, war die Eroberung Constantinopels durch die Türken im J. 1453. Mehrere gelehrte Griechen, welche die Oberherrschaft eines rohen Volks nicht ertragen konnten, flüchteten nach Italien, wo die Liebe zu den Wissenschaften schon rege war, und von wo aus solche nun in das benachbarte Deutschland überging. Dazu kamen die mancherlei wissenschaftlichen Bildungsanstalten, welche in mehreren Theilen Deutschlands hervorgingen (Universität Trier 1472, Mainz 1477, Wittenberg 1502, Frankfurt a. d. O. 1506) und bei dem durch Wiklef (gestorben 1387) und Huß (verbrannt 1415) wankend gemachten, jetzt immer tiefer sinkenden Ansehen des Papstes, auch eine freiere Lehre verbreiteten. Mit ihnen erhoben sich Gelehrte und Denker, die in verschiedenen Fächern der Wissenschaften als Lehrer und Schriftsteller vortheilhaft arbeiteten, als Albrecht von Eyb, Mo-

ralphilosoph (1470) Gerhard von Schüren, der ein deutsch-lateinisches Lexikon schrieb, (1477) Joh. Wessel, ein aufgeklärter Theologe (1489), Conrad Celtes, der erste, von Friedrich III. selbst gekrönte deutsche Dichter, der 1508 als Bibliothekar und Prof. der Dichtkunst zu Wien starb, Peter Schott von Straßburg (1491), der sich als Jurist und Philologe bekannt machte, Rudolph Agrikola, der Wiederhersteller der Philosophie, der schönen Litteratur und des gesunden Geschmacks in Deutschland (1495), Heinrich Bebel aus Schwaben, ein Philologe, Geschichtforscher und lat. Dichter, der zu Tübingen lehrte (1497), besonders aber Joh. Reuchlin, der Reformator des Sprachstudiums (1454 — 1521), und Joachim Camerarius von Dalburg, der Stifter der sodalitas litteraria rhenana (1503). An diese Gelehrte reihten sich in der letzten Zeit denkende Künstler, wie Martin Schöngauer zu Colmar (1486), Lambert Sutermann, geb. zu Lüttich (1505) und Michael Wohlgemuth von Nürnberg (1519), so wie dessen Schüler Albrecht Dürer, und Kunst und Gelehrsamkeit kamen bei den Großen immer mehr in Achtung und Ansehen, welches sich schon aus dem Umstand ergibt, daß 1498 auf dem Reichstage zu Freiberg der Doktorstand dem Ritterstande gleich gesetzt wurde. Auch die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Guttenberg (1436), die sich nach Eroberung der Stadt Mainz in Italien und Deutschland verbreitete, und die darauf folgende Entdeckung Amerika's durch Columbus (1492), so wie die Einführung der Posten in Deutschland durch Maximilian, brachten

eine wohlthätige Reibung der Kräfte hervor, indem sie theils die Mittheilung der Ideen theils die Gemeinschaft der Völker beförderten. Und so vereinigten sich also mehrere Umstände, den Geist zu wecken, und die Deutschen aus ihrer Trägheit herauszureißen.

§. 2

Luther als Reformator und Schriftsteller.

Von diesen Vorbereitungen eines bessern Zeitgeistes unterstützt, begann Dr. Martin Luther im J. 1517 das große Werk der Glaubensverbesserung. Dieser ewig denkwürdige Mann (geb. 1483 zu Eisleben, und daselbst 1546 gestorben) ist nicht, wie mancher glauben möchte, bloß Glaubensheld, — obwohl schon dies Einzige seine Unsterblichkeit sichert, — sondern er gehört ganz vorzüglich der Geschichte deutscher Sprach- und Redekunst. Wenn sich schon eine gänzliche Umänderung der kirchlichen Verfassung in Deutschland nicht denken läßt ohne vielseitige An- und Aufregung der geistigen Kräfte überhaupt, und Luther also schon in dieser Beziehung als Schöpfer eines freiern und edlern Zeitgeistes und als Beförderer eines ernsten wissenschaftlichen Studiums betrachtet werden muß: so kann sein unmittelbarer Einfluß auf Sprachbildung noch weit weniger verkannt werden, da er die ganze Kraft seiner Rede aufbot, die göttliche Sache, der er lebte in allen Formen des Vortrages zu verfechten, und die Sprache zu zwingen, seinem Deutschen Sinn sich zu fügen. Dies bestätigt theils der ganze Gang seiner

Reformation, theils und besonders die nähere Betrachtung seiner Schriften.

Verweilen wir nämlich bei diesen, so dringt sich uns sogleich die Bemerkung auf, daß sie als reiner Abdruck seines Wesens, mit seiner Individualität im schönsten Einklange stehen. Das Feuer seines Temperaments, die heroische Tugend seines Handelns, die Hochherzigkeit und Geradheit seines Sinnes, die, sein ganzes Wesen durchdringende Gottes- und Menschenliebe, und der darauf sich stützende und unerschütterliche Glaube an das Gelingen seiner Sache waren die Hauptbestandtheile seines Wesens, das eben darum mehr kräftig als zart, mehr stark als weich, mehr heftig als sanft nach außen hin wirken und sich mit einer gewissen Derbheit aussprechen mußte, die zuweilen an Härte und Rauhigkeit gränzen konnte. Diesen Charakter finden wir in seinen Schriften wieder. Er gab sich in ihnen ganz wie er war, denn er wiederholte nur in ihnen sein Wesen. Seine Schreibart ist der lautere Erguß eines starken Gemüths, das jedes Gefühl ausströmt, wie es geboren wird, und jede äußere Rücksicht verachtend, nur dem erkannten Rechten und Wahren sich hingibt. Daher gab er der Sprache seinen Ton und seine Kraft, dem Ausdruck seine Klarheit und Stärke, dem Worte seinen Geist und sein Leben. Daher ist er unübertrefflich im Erhabnen und Großen, kurz und männlich, wo er Wahrheit ausspricht, feurig und eindringend, wo er sich in Empfindungen ergießt.

§. 3.

Seine prosaischen Schriften.

Luther wollte, wie der Dichter sagt*), mit dem Schwerdt der Rede schlagen. Dazu bedurfte er einer Form, die bisher wenig oder gar nicht gebildet und selbst den bessern Köpfen unter den Schwäbischen Kaisern fremd geblieben war; er schuf sich die deutsche Prosa. Mehr als wir fordern können, leistet er auf diesem unangebauten Felde. Seine ihm inwohnende Kraft siegte auch hier wie überall. Sein prosaischer Styl ist zwanglos und natürlich, körnicht und kurz, und durch Farbe und Ton mit dem Inhalt übereinstimmend. Seine Schriften verdienen vorzüglich das Studium des Deutschen Sprachforschers, der in ihnen am besten den Gang der Sprachbildung wahrnehmen kann**). Besonders erkennbar wird die schöne Eigenthümlichkeit seiner Rede in seinen Originalwerken, den Predigten, Tischgesprächen und freundschaftlichen Briefen, noch mehr in seinen satyrischen und polemischen Schriften, wo er als Streiter für die Ehre Gottes und Christi erscheint. Hier ist er ganz einheimisch, und der erste zu nennen, der den Deutschen gezeigt hat, wie die Polemik mit Würde zu behandeln sey. Ueberall nichts Persönliches, erblickt er in seinem Gegner nur die Meinung, die er bestreitet, und dadurch erhebt er sich über alle polemisch-satyrischen Schriftsteller seiner Zeit, so wie er hier die ganze Kraft der Sprache erschöpft, und man könnte sagen, in voller Rüstung vor seinen Gegner sich hinstellt. Dies ist besonders der Fall in seiner Schrift: Wider den

den neuen Abgott und alten Teufel, der zu Meißen soll erhaben werden (Wittenberg 1524 in 4), ein Werk voll edlen Zornes und kühnen Witzes; ferner in seinen Etliche Sprüche wider das concilium Obstatiense (Wittenberg 1535 in 4); in der Ernsten zornigen Schrift Dr. M. Luthers wider M. Simon Lemnius Epigrammata (1538); und in seiner Schrift Wider Hans Worst (1541 in 4) ***).

Anm. *) Müchler in seiner Ode an die Deutschen.

Anm. **) Vergleiche J. M. Schröckh's Leben Doktor Martin Luthers, Leipzig 1778, und Horns Geschichte und Kritik der D. Poesie S. 61 und 62.

Anm. ***) Diese und ähnliche Schriften sind alle einzeln gedruckt, und nachher den Sammlungen seiner Schriften einverleibt worden, von denen man fünf verschiedene Ausgaben hat, unter welchen die Hallische von 1737 — 1753 in 24 Bänden die vorzüglichste ist.

§. 4.

Seine Bibelübersetzung.

Will man indessen den ganzen Reichthum der Lutherischen Sprache kennen lernen, so muß man seine Deutsche Bibelübersetzung studiren. Mit diesem vorzüglichsten Sprachdenkmal des 16ten J. h. beginnen wir den fünften Zeitraum in der Liter. Geschichte, da es das erste Schriftwerk ist, in welchem die Deutsche Sprache, die bis dahin nur in ihren Mundarten gekannt war, als National- und Büchersprache erscheint, welche freilich durch die feinere

Kultur Sachsens vorbereitet, aber durch die Reformation und deren Haupt in der Bibel zuerst niedergelegt worden ist. In dieser Uebersetzung, besonders im A. T. gab Luther Muster jeder Art des Vortrags, bald einfache Erzählungen, bald rührende Darstellungen, bald sanfte Gemälde, bald, wie in den Psalmen — begeisternde und erhabne Schilderungen in dem Tone der Hymne, so daß er sich oft selbst übertraf. Aber, wie er auch nicht verhehlt, verwandte er darauf all' seinen Fleiß, und suchte und fragte oft Tagelang bei Handwerkern und Künstlern nach einem Ausdruck, der treu der Sache entsprach, die er wiedergeben wollte. Daß nie einer vor ihm tiefer eindrang in den Geist der heil. Schriftsteller, nie einer mit so viel Feuer und Empfindung, mit so viel Schönheit und Treue dollmetschte, davon überzeugt man sich dann um so lebhafter, wenn man seine Uebersetzung mit den vorlutherischen Bibelübersetzungen in Oberdeutscher und Plattdeutscher Sprache vergleicht*).

Anm. *) Ueber die oberdeutschen Uebersetzungen s. Panzer's Annalen der deutschen Literatur, S. 9. 14. 93. 94. 111. 133. 154. 165. 182. 175. 419; über die plattdeutschen Joh. Melchior Götzen's Historie der gedruckten Niedersächsischen Bibeln von 1470—1621. Halle 1774 in 4. — Eine der merkwürdigsten oberdeutschen Uebersetzungen ist zu Nürnberg bei Anton Koburger 1483 erschienen, deren nähere Beschreibung Stoff zu einer Vergleichung mit der Lutherischen darbieten wird: der Deutsche Text der Bibel ist nach der Vulgata eingerichtet, und alle Fehler derselben werden hier getreu wieder gegeben. Die Worte Mos. 1, Kap. 3 V. 15 lauten hier so: „Ich wirt setzen feindschaft zwischen dir und den Weyb, und deynen

samen und ihren samen, so wird zermüschen dein haubt. Du wirst heymlich tragen neyde iren Fußtritt." — Aus andern Stellen erhellet, daß der Uebersetzer die lat. Worte nicht recht gelesen, oder nicht recht verstanden habe, z. B. 2 Cor. 2 V. 14, wo die Worte: quia spiritualiter examinatur übersetzt werden: wenn er stirbt geystlich, wo also examinatur mit exanimatur verwechselt ist; ferner Matth. 22, V. 42 sind die Worte: quid vobis videtur de Christo, übers.: Was ist euch geschehen von Christo? Princeps publicanorum ist ein Fürst der Offensündner übersetzt. Lächerliche Unwissenheit zeigt die Uebersetzung der Stelle Marc. 8 V. 27: et egressus Jesus et discipuli ejus in castella Caesareae Philippi: Und Jhesus ging aus von dannen, und seine Jüngern in dy Castell des Kayserthumbs Philippi. — Auch ist die Uebersetzung voll von solchen Wörtern, die ihre Bedeutung verloren haben, z. B. 2 Chron. 31 V. 21 wird Ee st. Gesetz gebraucht. Die Aufschrift des 5ten B. Mos. heißt: das Buch der andern Ee, d. i. des wiederholten Gesetzes. Von gleicher Art sind auch die Wörter: Gleichsner und Trügner st. Heuchler; unberhaft st. unfruchtbar; Behalter st. Erlöser; Grysgrammung der Zän st. Zähnklappen; Aufraw st. Großmutter. — Die Holzstiche, die sich bei diesem Bibelwerk befinden, sind zum Theil albern, zum Theil auffallend. Dahin gehört, daß die Schlange, die Even verführt, mit einem menschlichen Gesichte erscheint, daß das Paradies von Mauern und Thürmen umgeben ist, und daß man (bei der Offenbar. Joh. Kap. 10) den Römischen Papst mit der dreifachen Krone in Gesellschaft vieler Bischöfe erblickt, wie er auf dem Boden liegt, und die Engel mit Schwertern auf ihn losschlagen. (S. Meisters Beiträge zur Geschichte der t. Sprache 1ster Th. S. 181 — 85.)

Ein vortreffliches Hülfsbuch zur nähern Kenntniß des in der Lutherischen Uebersetzung enthaltenen Sprachschatzes ist Wilhelm Abrah. Tellers vollständige Darstellung und Beurtheilung der Deutschen Sprache in Luthers Bibelübersetzung, 2 Theile. Berlin 1794 bis 95 in 8. Und in litterarisch-historischer Hinsicht kann man Panzers Geschichte der deutschen Bibelubersetzung Luthers von 1517 — 81, Nürnberg 1783 in 8 nicht genug empfehlen.

Will man aber bei der Beurtheilung der Lutherischen Bibelsprache genau verfahren, so muß man die frühern Ausgaben der Uebersetzung von den spätern wohl unterscheiden. Die letzte, im J. 1545 von ihm besorgte, sieht der ersten gar nicht mebr ähnlich. Luther besserte unablässig von Jahr zu Jahr, und verließ immer mehr die oberdeutsche Mundart. Dennoch blieben auch in der letzten Ausgabe noch manche Eigenthümlichkeiten in Ansehung der Sprache und Orthographie übrig, die späterhin aus den neuern Ausgaben ganz verschwunden sind. Teller hat in der erwähnten Beurtheilung ꝛc. 1ster Th. S. 257 — 281 ein Verzeichniß einiger wichtigen Abweichungen in den Lesarten der letzten Ausgabe und der spätern geliefert.

§. 5.

Luther als Dichter.

Luther war nicht bloß heller Verstand, sondern auch tief fühlendes Gemüth, und daher für die geistliche Poesie vorzüglich geschaffen. Dies beweisen nicht nur seine trefflichen Uebersetzungen der Davidischen Psalmen und anderer poetischen Schriften der Bibel, sondern auch seine eigenen geistlichen Lieder. Zwar

besitzen wir deren nur 38, unter denen mehrere sichtbare Spuren ihres Zeitalters an sich tragen, aber sie athmen doch fast alle einen tief religiösen Sinn, und zeigen uns, was der Mann Gottes geleistet haben würde, wenn seinen Geist nicht der strenge Ernst seiner Lehre gefesselt hätte. Mit Recht hat man sein Lied: Eine feste Burg ist unser Gott*) für eins der gelungensten gehalten, in welchem sich die ganze schöne Eigenthümlichkeit des Mannes, und die Kraft seines Glaubens so rührend und lebendig ausspricht, daher wir es auch hier unverändert, wie es in der Walchschen Ausg. seiner Schriften (Th. 10 S. 1749) abgedruckt ist, mittheilen**).

Anm.*) Es wurde von ihm nach dem 46sten Psalm im J. 1530 gegen den damals bevorstehenden Reichstag zu Augsburg gedichtet.

Anm.**) Ein veste Burg ist unser Gott,
Ein gute Wehr und Waffen.
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.
Der alt böse Feind
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß Macht und viel List,
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd ist nicht seins Gleichen.

Mit unser Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren.
Es streit für uns der rechte Mann,
Den Gott hat selbst erkohren.
Fragst du, wer der ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein ander Gott;
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt uns gar verschlingen:
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen.
Der Fürst dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt,
Thut er uns doch nicht;
Das macht, er ist gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und kein Dank dazu haben.
Er ist bei uns wohl auf dem Plan,
Mit seinem Geist und Gaben;
Nehmen sie den Leib,
Gut, Ehr, Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

§. 6.

Ulrich von Hutten.

Luthern am nächsten steht sein Zeitgenosse nnd Geistesverwandter Ulrich von Hutten, merkwürdig als Humanist, Dichter und Reformator, überhaupt aber eine seltene, kräftige Natur. Geboren 1488 auf seinem Familienschlosse Stakelberg in Franken, verband er in sich die Liebe zu den Musen mit der Neigung zu ritterlichen Thaten. Die Kenntniß seiner Persönlichkeit ist nöthig, um seine Schriften zu begreifen. Klein von Person hatte er doch einen starken Körperbau; abgehärtet ertrug er jedes Ungemach, wie er selbst von sich in einer Grabschrift erzählt, die er sich einst krank in Padua gesetzt hatte:

Pauperiem, morbos, spolium, frigusque famemque
Vita omni et quae sunt asperiora tuli.

In diesem Körper wohnte ein kühner Geist, der allem Widerstand trotzte, heftig in Thaten und Worten, unerschütterlich in seinen Grundsätzen, treu in seinen Verbindungen, und immer bereit, um Wahrheit und Recht Leben und Güter aufzuopfern. Durch den ewigen Kampf mit Unglück, Mangel, Elend und Krankheit, und die unzähligen Feinde, die ihm seine Freiheits- und Wahrheitsliebe zuzog, wurde er zwar in eine Bitterkeit und innere Wuth gesetzt, die zuweilen in Anstöße von Grausamkeit ausbrachen; doch aber war er voll Wärme für das Wohl seiner Brüder und seines Vaterlandes, immer edelmüthig, bieder, offen und treuherzig, und bei allen diesen ritterlichen Tugenden einer der gelehrtesten, aufgeklärtesten und beredtesten Männer seiner Zeit.

Dieser seltene Mensch begann sein ritterliches Leben im zwanzigsten Jahre (1508), da er nach Italien in den Venetianischen Krieg zog. Hier blieb er bis 1517, hatte aber weniger Anlaß, seinen Muth in Kriegesthaten als in Erduldung aller Arten von Ungemach zu beweisen.

Um diese Zeit verfertigte er auch einen Theil seiner Lateinischen Gedichte, und sein Lobgedicht auf Deutschland und die Deutsche Nation an Albrecht von Brandenburg. Nach seiner Rückkehr in Deutschland wurde er von Kaiser Maximilian I. zur Belohnung seiner ritterlichen Tugenden zum Ritter geschlagen, und zugleich mit dem poetischen Lorbeer gekrönt, wozu das schönste Mädchen seiner Zeit in Augsburg, Constantia, eine Tochter des berühmten Historikers Konrad Peutinger, den Kranz geflochten hatte. — Da um diese Zeit der mannhaf-

te Luther gegen den Papst auftrat, so konnte Hutten wohl nicht zweifelhaft seyn, welche Partei er ergreifen sollte. An allem theilnehmeud, was die Sache der Menschheit betrifft, schrieb er sogleich gegen Leo X und gegen alle, die sich einer würdigen Sache entgegensetzten, eine Menge heftiger Schriften in Lateinischer und Deutscher Sprache, in Versen und in Prosa, wie gerade sein Geist ihn hinriß, und munterte Luthern in einem herrlichen Briefe auf, muthig fortzufahren. In welcher Sprache und mit welchen Gefühlen dieser geschrieben, davon zeugt unter andern die Stelle desselben: Ferunt, excommunicatum te. Quantus, o Luthere, quantus es, si hoc verum est! — Sogar die Bulle v. J. 1520 gab er heraus mit sehr treffenden und beißenden Randglossen, schrieb in Deutscher Sprache eine historische Deduction über den steten Ungehorsam der Römischen Päpste gegen den Kaiser, und trieb's so weit, daß Leo X endlich dem Kurfürsten Albrecht von Mainz ansinnte, er sollte den Hutten an Händ' und Füßen gebunden nach Rom schicken. Albrecht konnte ihn nun nicht mehr schützen, und da derselbe päpstliche Befehl an verschiedene Deutsche Fürsten ergangen war, Hutten auch erfuhr, daß man Gift und Dolch gegen ihn gebrauchen wolle: so zog er sich in das Schloß Ebernburg zurück, und schrieb von dort aus an Kaiser Karl V, an Albrecht von Mainz und an Friedrich den Weisen von Sachsen Briefe, in denen er seine Sache vertheidigt, und Gerechtigkeit gegen den Römischen Hof fordert. Von dieser Zeit an ließ er sich ganz los gegen alle diejenigen, die er als Feinde der geistigen und bür-

gerlichen Freiheit, als Verfechter der Tyrannei und der Dummheit, als Widersacher der Vernunft und eines richtigen Gefühls erkannte. Er verfolgte sie mit den bittersten Satyren, und that ihnen besonders weh durch Deutsche Lieder, die auf allen Gassen gesungen wurden. Dadurch aber vermehrte er auch die Zahl seiner Feinde, deren Macht und Rachsucht er endlich weichen mußte, und floh, da er in Deutschland nirgends mehr Sicherheit fand, nach der Schweiz, auf eine kleine Insel des Zürchersees, Ufnau genannt, wo sein Körper unter den gehäuften Anfällen des Mangels und Elends von außen, und der Gewalt einer so ungestümen Feuerseele von innen, nach wenigen Jahren zu Grunde ging, und dadurch einen Geist in Freiheit setzte, der, wenn äußere Macht, Reichthum und Glück seiner innern Kraft gleich gewesen wären, nothwendig die ganze Welt hätte umkehren, und eine neue Gestalt der Dinge hervorbringen müssen *).

Anm. *) S. Teutscher Merkur 1776, Februar S. 174 — 185.

§. 7.

Schriften desselben.

Hutten hat viel geschrieben, anfangs fast nur Lateinisch, zuletzt Deutsch, um von allen verstanden zu werden; doch sind seine Schriften sehr selten geworden. Für uns ist er als Schriftsteller in einer doppelten Gattung merkwürdig, als Redner und Dichter. Die Kraft seiner Beredsamkeit zeigt sich besonders in seinen Reden gegen Herzog Ulrich von Wirtemberg, gegen den auch sein Dialog Phalarismus

gerichtet ist, ein Werk, das zuerst 1517 in 4 erschien, und wovon unter andern ein Exemplar in der Wolfenbüttelschen Bibliothek vorhanden ist. Sein Antheil an den Epistolis obscurorum virorum — ein Buch, das (1515 — 16) gegen die beschränkten Ansichten der Cöllnischen Theologen gerichtet war — beweis't sein vorzügliches Talent für die Satyre, die in ihrer höchsten Bitterkeit und Strenge in seiner Expostulatio cum Erasmo (Rot. 1523 in 4) sich offenbarte.

Als Deutscher Dichter darf er nicht nach gewöhnlichem Maßstab beurtheilt werden. Sein Charakter spricht sich, wie überall, auch hier stark und kräftig aus, aber so, daß man unwillkührlich für den trefflichen, verkannten Mann eingenommen wird. Dies ist besonders der Fall in seiner Clag und Vormanung gegen den übermäßigen unchristlichen Gewalt des Babsts zu Rom und der ungeistlichen Geistlichen.*)

Anm. *) S. Horn's Gesch. und Kr. der d. Poesie S. 65 bis 69. Vergl. Küttner's Charaktere teutscher Dichter rc. S. 84 bis 86, wo es auf der letzten Seite heißt: „Seine wenigen noch übrig gebliebenen Schriften in Versen und Prosa verrathen durchaus den freien Mann und freien Denker; sie sind geschrieben mit eisernem Griffel, ungewöhnlich stark im Ausdrucke, kühn, heldenmüthig, voller Hohn und Trutz, ein Abbild seines großen Herzens. Männlich und feuervoll ist seine Sprache, kurz in Worten und von vielsagender Bedeutung, sie reißt hin und erschüttert. Nichts, was er schrieb, läßt ohne Schauder und Bewunderung sich lesen; nichts, was in unsern Tagen Kühnes und Wahres gesagt ward, hat die Glut seines ungestümen Feuers." — Die

vollständige Anführung seiner satyrischen Schriften s. in Koch's Compendium rc. S. 152 bis 154.

§. 8.

Hans Sachs.

Die Meistersänger, deren wir in dem vorigen Zeitraum ausführlich gedacht haben, weil sie in ihm ihr Entstehen und Gedeihen fanden, lebten, wie schon bemerkt worden, mehrere Jahrhunderte fort, und zählten auch zur Zeit der Reformation noch manche geistvolle Männer zu ihren Mitgliedern. Als Haupt derselben, und als Reformator des Meistergesanges ist Hans Sachs zu betrachten, der früherhin mehr ein Gegenstand des witzelnden Spotts, erst in neuern Zeiten mit Ernst und Würde behandelt, und als ein Mann von tiefen poetischen Anlagen gerechtfertigt worden ist.

Hans Sachs, eines Schneiders Sohn, wurde 1494 zu Nürnberg geboren, erlernte und trieb als Brodgeschäft das Schuhmacherhandwerk, und starb in seiner Vaterstadt 1576. Durch seine ausgezeichneten Anlagen zur Poesie für etwas Höheres bestimmt, benutzte er die Zeit seiner Wanderschaft zur Erweiterung seiner Kenntnisse mit Anstrengung und Fleiß, nachdem er schon einige Anleitung in dem Meistergesang von einem Nürnbergschen Leinweber und Meistersänger Leonhard Nunnenbek erhalten, den er auch dankbar und bescheiden seinen Lehrer nennt, ungeachtet der Schüler wohl mehr seinem eigenen Talent, als seinem Meister verdankt. Dieses zu entwickeln und auszubilden war ihm sein ganzes Leben hindurch das angenehmste Geschäft, indem er die, von seinem Broderwerb ihm bleibende Zeit ganz der

Poesie widmete, und mit großem Eifer las und schrieb. Mit diesem Fleiß verband er einen für alles Gute empfänglichen Sinn und ein sehr frommes religiöses Gemüth, wodurch er auch in den letzten Jahren seines Lebens, da schon die Abstumpfung der Sinne sein nahes Ende verkündigte, jedem, der ihn sah, ehrwürdig wurde. *)

Anm. *) Eine sehr vollständige und treue historisch-kritische Lebensbeschreibung Hans Sachsens haben wir von Sal. Ranisch, Altenburg 1765, 8. — Er selbst hat eine Erzählung in Versen geliefert, unter dem Titel: Summa all' meiner Gedicht, vom M.D.XIIII Jahr an, biß ins 1567 Jahr, die sich am Ende des 5ten Buchs seiner gedruckten Gedichte befindet. Auch besitzen wir von seinem Schüler Adam Puschmann ein Lobgedicht auf ihn, in welchem unter dem Titel: Elogium reverendi viri Johannis Sachsen Norinbergensis (1576), Nachricht über sein Leben und die Anzahl seiner sämmtlichen Gedichte gegeben wird. — Sehr rührend ist die Beschreibung, die uns dieser Puschmann in einem zum Andenken seines Lehrers verfertigten Meistergesang von dem ehrwürdigen Greise macht. Er stellt nämlich einen Traum von Nürnberg und Hans Sachsen darin vor, und sagt darin unter andern:

Mich dauchte, ich reist aus rüstig
 Vnd kam in Meyens Zeit
 In ein stat groß, schön, lustig
 Von schön Heüßern bereit
 Wie Wonung der gedürsten
 Reichsfürsten.
 Mitten in dieser Stat
War ein höher Berg grüne,
 Darauf ein schöner Gart,
 In Freuden wart ich küne,

Weil darin gepflantzet wart
Mancher Baum voll Früchte
Gezüchte
Pomeranzen, Muscat,
Mehr fand ich fein
Auch Rosinlein
Mandeln, Feygen, allerlei rein
Wol schmeckend Frücht, als groß vnd klein
Der genoße viel Volks gemein,
Das darin spatzirt hat.
Mitten im Garten stunde
Ein schönes Lustheuslein,
Darin sich ein sal funde
Von Marmor pflastert fein
Mit schön lieblichen Schilden
Vnd Bilden,
Figuren frech vnd kün.
Rings herum der Sal hatte
Fenster geschnitzet aus,
Durch die man all Frücht thate
Sehen im Garten draus.
In dem Sal stund ohnecket
Bedecket
Ein Tisch mit seiden grün.
An selben saß
Ein alt Mann, was
Grau und weis, wie ein Taub dermas,
Der het ein großen Bart fürbas,
In ein schönen größen Buch las,
Mit Gold beschlagen schön.
Das lag auf ein Buld eben
Vor ihm auf dem Tisch sein
Vnd an Bancken darneben
Viel großer Bücher fein
Die alle wol' beschlagen
Da lagen,
Die der alt Herr ansach.
Wer zu dem alten Herren
Kam in den schönen Sal,

Und ihn grüßet von ferren,
Den sach er an dismal,
Sagt nichts, sondern tet neigen
Mit schweigen
Gegen ihm sein Haupt schwach,
Dan sein Red vnd
Gehör begunt
Ihm abgehen, auch Sinnes Grund.
Als ich nun da in dem Sal stund,
Vnd sein alt lieblich Angesicht rund
Anschauet u. s. w.

Wieland, der im T. Merkur v. J. 1776, April S. 94 einen Theil dieses Traumes mittheilt, ruft am Schlusse aus: „Guter, glücklicher alter Mann! Nimm diese Thräne der Liebe, die mir indem ich dies abschreibe, über die Wange rollt! — der Liebe und auch der Freude, daß die Natur so gerecht gegen dich war, und dich den Freudenbecher, den sie dir voll eingeschenkt hatte, so rein bis auf den letzten Tropfen ausschlürfen ließ! Wer hätte je verdient glücklich zu seyn, wenn du nicht?"

§. 9.

Anzahl seiner Gedichte, Ausgaben derselben und Handschriften.

Hans Sachs war das fruchtbarste Dichtergenie nicht bloß seiner Zeit, sondern aller Jahrhunderte. Seine ersten poetischen Arbeiten fallen in die Jahre 1514 und 15; seine schönere Periode aber beginnt mit dem Jahre 1530 und geht bis 1558. In dieser Zeit hat er das meiste, und überhaupt nach seiner eigenen Angabe vom Jahr 1567 gegen 6048 Gedichte geschrieben, wovon aber nur der vierte Theil in der gedruckten Sammlung seiner Poesien auf uns gekom-

men ist, wenn die fehlenden nicht noch irgendwo in Handschriften versteckt liegen. Unter den vorhandenen befinden sich 56 Tragödien, 68 Komödien, 62 Fastnachtspiele, 210 biblische Erzählungen und geistliche Betrachtungen, 150 Davidische Psalme, mehr als 480 Erzählungen aus der Mythologie und Geschichte nebst vermischten Gedichten, und etwa 286 Fabeln und Schwänke.

Ungefähr 200 seiner Gedichte waren nach und nach einzeln gedruckt worden, ehe er an eine Sammlung dachte. Da solche aber Beifall fanden und sogar öfters nachgedruckt wurden: so veranstaltete er eine Ausgabe seiner vorzüglichsten Gedichte, welche zu Augsburg in Verlag des Buchhändlers Georg Willer erschien, (daher die Willersche Ausgabe genaunt), und zu Nürnberg im J. 1558 in Folio unter dem Titel gedruckt ist: Sehr Herrliche Schöne vnd wahrhaffte Gedicht. Geistlich vnnd Weltlich, allerley art, als ernstliche Tragedien, liebliche Comedien, seltzame Spil, kurzweilige Gesprech, sehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabel, sampt andern lecherlichen schwenken vnd bossen ꝛc. Welcher stück seynd drei hundert vnnd sechs vnnd sibentzig. Darundter Hundert vnnd sibentzig stück, die vormals nie im truck außgangen sind, yetzund aber aller welt zu nutz vnnd frummen inn Truck verfertigt. Durch den sinnreichen vnnd weyt berümbten Hans Sachsen, ein Liebhaber teudscher Poeterey, vom M.D.XVI Jar, biß auf diß M.D.LVIII Jar, zusamen ge-

tragen vnnd volendt.*) Zwei Jahre darauf, 1560, erschien das zweite, und 1561 das dritte Buch seiner Gedichte; jenes enthält 310 neue Stücke, dieses 102. Diese 3 Bände sind nachher mehrmals wieder aufgelegt worden.

Eine zweite Ausgabe, mit etwa 600 Gedichten vermehrt, erschien 1570 — 79 in 5 Fol. Bänden, gleichfalls zu Nürnberg bei Joachim Lochner. Die beiden ersten Bände kamen noch bei Lebzeiten des Dichters heraus. Der Gesammttitel dieser Ausgabe ist: Mancherley Artliche Stück schöner gebundener Reimen 2c.

Endlich erschien eine dritte Ausgabe, die 1612—16 in 5 Quartbänden zu Kempten durch Christoph Krause gedruckt wurde.**)

Da diese drei Ausgaben sehr selten geworden, und nicht leicht alle Theile eines Abdrucks beisammen gefunden werden möchten, so kündigte der Legationsrath Bertuch in Weimar im J. 1778 eine neue Ausgabe in 8 Bänden gr. 4 an, ließ auch mehrere Proben in demselben Jahre abdrucken, aber die Unterstützung war zu gering, als daß dieses Unternehmen hätte zu Stande kommen können.

Als eine kleine Entschädigung erschien indessen eine Auswahl von Hans Sachsens Gedichten, unter dem Titel: Hans Sachsens sehr herrliche schöne und wahrhafte Gedichte, Fabeln und gute Schwenk. In einem Auszüge aus dem ersten Buch, mit beigefügten Worterklärungen von J. H. H. (Häßlein, gest. 1796) Nürnberg 1781 gr. 8 (1 Rthlr). Aber auch diese schöne Sammlung konnte aus Mangel

an

an Unterstützung nicht fortgesetzt werden. — Es fehlt uns daher noch immer an einer Ausgabe, wie der Litterator sie wünscht. ***)

Handschriften von H. Sachsens Gedichten findet man in der Schulbibliothek zu Zwickau, in der Bibliothek der Jenaischen deutschen Gesellschaft, in der Bibliothek der St. Sebaldsschule zu Nürnberg, auf der Schusterzunft zu Colmar, in der Königl. Bibliothek zu Dresden ꝛc.; auch Bertuch besitzt einen ansehnlichen Vorrath handschriftlicher Gedichte dieses Meistersängers.

Anm *). Der Verleger ertheilt dem Dichter große Lobsprüche. Er denkt von ihm in Ansehung der Sprache nicht geringer, wie der Grieche urtheilte über seinen Homer, und der Römer über seinen Virgil.

Anm **) Von der Form dieser Ausgabe sagt der Buchdrucker, daß sie bequemer wäre, daheim oder über Feld zum Spazieren oder Reisen zu gebrauchen.

Anm ***) Nasser in seinen Vorlesungen über die Geschichte der d. Poesie (1798) S. 263 sagt: die bisher mißlungenen Bemühungen sollten ihn nicht abhalten, noch einen Versuch zu wagen, und eine Sammlung der besten Sachsischen Gedichte in zwei enggedruckten Oktavbänden zu veranstalten. — Bis jetzt ist aber noch nichts davon bekannt geworden.

§. 10.

Urtheile über Hans Sachs als Dichter, und gerechte Würdigung desselben.

Die Gedichte unsers Hans Sachs haben das Schicksal gehabt, in jedem Jahrhundert anders beurtheilt zu werden. Von seinen Zeitgenossen wurden

sie, wie schon bemerkt, mit großem Beifall aufgenommen und begierig gelesen. Zu Ende des 16ten J. h. scheint eine gewisse Kälte gegen sie eingetreten zu seyn, die nach der Mitte des 17ten J. h. in wirkliche Verachtung und Schmähung überging, wie Wernikens komisches Heldengedicht Hans Sachs beweis't, worin der ehrliche Meistersänger als das Symbol der Dummheit aufgestellt wird*). Dasselbe thaten Englische, Italienische und Französische Kunstrichter, und selbst Bodmer schien durch Wiederauffrischung des Wernikeschen Spaßes (in seiner Sammlung kritischer, poetischer rc. Schriften, Zürch 1741 S. 115 flg.) seine ungünstige Stimmung gegen den alten ehrwürdigen deutschen Mann nicht undeutlich zu verrathen. Seit dieser Zeit mußte das Handwerk unsers Dichters den Stoff zu witzelnden Bemerkungen und Späßen über ihn darbieten, welche sich bis auf die neuste Zeit fortpflanzten, und ein ernstes, würdevolles Urtheil nicht aufkommen ließen. Endlich nahm der jetzige Altvater der Deutschen Litteratur, Wieland, im J. 1776 — damals noch ein rüstiger Kämpfer für die Wahrheit — das Wort, und mit ihm unser Göthe, die beide ihr Gefühl der Liebe und Achtung für den H. Sachs, und ihren Unwillen gegen die ihn herabwürdigenden Verächter vor dem ganzen Deutschen Volk laut und eindringend aussprachen**). Dies hat den Erfolg gehabt, daß der Spott allmählig verhallte, und der Ernst sich bemühte, den geschmähten und nun gerechtfertigten Dichter doch näher kennen zu lernen. Da dies aber wegen der vorher bemerkten Seltenheit vorhandener Exemplare der ältern Ausgaben schwierig ist,

und die Versuche, den alten Dichter in seinen Werken wieder aufzufrischen, mißlungen sind: so ist zu fürchten, daß die schon begonnene Kälte und Gleichgültigkeit am Ende in eine gänzliche Vergessenheit übergehen möchte, wenn nicht ein vaterländisch gesinnter Mann das Bertuchsche Beginnen wieder aufnimmt und mit größerem Glücke ausführt. — Ohne die sich entgegengesetzten Urtheile wieder beurtheilen zu wollen, sieht man bei einiger Kenntniß der Sache leicht, daß nur ein enthusiastisches Lob der übertriebenen und schnöden Verachtung die Wage zu halten vermochte. Die Wahrheit liegt dem nicht fern, der Hans Sachs nicht bloß nach seiner Individualität, sondern auch nach dem Geist seiner Zeit betrachtet. Aus der Betrachtung jener ergibt sich, daß er ein Mann von ungemeinen poetischen Anlagen war, der bei einer reichen Phantasie, einer ziemlichen Gabe von Witz und bei viel Gemüthlichkeit und Beobachtungsgeist, durch unablässigen Fleiß und ernstes Streben, sich mancherlei Kenntniß, besonders der Welt und des Menschen verschafft hatte, der aber auch, weil es ihm an gründlicher wissenschaftlicher Bildung gebrach, überall Lücken in seiner Kentniß spüren, und in Sachen des feinern Geschmacks und der Gelehrsamkeit mancherlei Fehlgriffe thun mußte. Sehen wir aber auf den Geist der Zeit, in der er lebte, so erblicken wir ihn in einer Art von Kampf mit demselben, indem er zwar innere Kraft genug hatte, sich über ihn zu erheben, aber doch von den Eigenthümlichkeiten und Fehlern desselben vielseitig berührt werden mußte. Daher entstand in seiner Poesie eine gewisse Ungleichheit, die uns bald die außerordentlichen Anlagen

und Kräfte des Mannes bewundern, — bald aber auch die Schwächen und Fehler seiner frühern mangelhaften Bildung wahrnehmen läßt. Man denke sich, Hans Sachs hätte in unserer, an gelehrten Hülfsmitteln reichen Zeit, in einer seiner wissenschaftlichen Ausbildung günstigen Lage gelebt; und man wird nicht umhin können, zu gestehen, daß er eine Zierde unsers Jahrhunderts gewesen sein würde ***).

Anm. *) Wernike schrieb diese Satyre gegen den Dichter Postel, den er unter dem verdrehten Namen Stelpo zum Nachfolger des alten Sachs einweihen läßt.

Anm. **) S. T. Merkur, April 1776 S. 75—82, wo zuerst ein treffliches Gedicht von Göthe: Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachs poetische Sendung, abgedruckt ist; (nachher in Göthe's Schriften B. 8. S. 307 — 315.) Der Schluß dieses Gedichts weis't die Verächter des alten Meistersängers mit den Worten zur Ruhe:

In Froschpfuhl all das Volk verbannt,
Das seinen Meister je verkannt!

Dann folgen zwei Gedichte von Hans Sachs selbst: Der Liebe Zank und Sanct Peter mit der Gaiß; und den Schluß macht eine Zugabe einiger Lebensumstände Hans Sachsens von Wieland, worin es S. 95 heißt: „Auch seine Zeitgenossen waren gerecht gegen ihn; und ob Gott will, soll es künftig auch die bessere Nachwelt seyn. Denn es ist lang genug, daß Teutschland seinen Dichter, und wir andern alle unsern Meister verkannt haben! Seine alte, rohe, aber warme und kräftige Sprache, das Ungefeilte seiner Verse und Reime, seine holzschnittmäßige Dürerische Manier, und was ihm sonst aus seiner Zeit fehlerhaftes anklebte, soll uns nicht län-

ger verhindern, den Geist, das Herz, die in allen seinen Werken leben und weben, zu fühlen, zu erkennen und zu lieben!" —

Anm.***) Häßlein sagt im Vorbericht zu seiner Ausgabe der Sachsischen Gedichte: „Die unserm braven Hans Sachs Dichtergenie absprechen, mögen es mit Wieland, Göthe, Bertuch und andern aufnehmen — Männern, die, wie mich dünkt, wissen, was sie sagen, und warum sie es sagen. Ich finde in seinen Schriften Gedichte, die kein gemeines Genie verrathen, und aller Orten, wo ich herumblättere, kostbare Beiträge zum Deutschen Sprachschatz, deren Sammlung und Aufbewahrung den Deutschen seither nicht so angelegen, als es ihre Wichtigkeit, und der Nutzen für die Germanische Sprache erforderte. Ein Grund, warum Hans Sachsen nur selten Gerechtigkeit widerfährt, ist dieser, daß man auf den Genius der Zeiten keine, oder nicht genug Rücksicht nimmt, sich nicht in die Lage versetzt, in der sich der Dichter befand, unter Zeitgenossen, wo die Barbarei triumphirte, wo ein Laie für einen Gelehrten galt, wenn er lesen und seinen Namen schreiben konnte, wo man Homers Iliade und andere Meisterstücke des Alterthums noch in keinen kräftigen Uebersetzungen lesen, und sich dadurch bilden konnte, wo Privatbibliotheken noch nicht, oder sehr selten, anzutreffen waren, und zu den Bibliotheken der Klöster, außer dem Klerus, der es durfte und nicht mogte, Niemand Zutritt hatte; in dem Zeitpunkt, wo eine Periode von hundert Jahren nicht so viel dichterische Produkte an's Licht der Welt brachte, als jetzt eine Messe. Hans Sachsen gebrach es an allen solchen Hülfsmitteln. Alles, was ihn zum Dichter bildete, war, außer seiner unglaublichen Belesenheit, sein offener Kopf, schlichter Menschenverstand, tiefschauender Blick, fruchtbare Einbildungskraft, und ein edles Herz, das ihn aus jedem, auch noch so entfernt scheinenden Süjet, für

seine rohen Zeitgenossen Sittenlehren ziehen ließ, für Zeitgenossen, bei denen der Hammer eines Grobschmieds kaum so fühlbar war, als bei unsern aufgeklärten, tändelnden Zeiten der sanfte Schlag einer Eventaille u. s. w."

§. 11.

Nähere Kenntniß seiner Gedichte.

Aus §. 9 ergibt sich, daß Hans Sachs fast in allen Dichtungsarten sich versucht hat. Dies, und die Vielheit seiner Gedichte läßt schon erwarten, daß nicht alles von gleicher Güte, und unter der Verschiedenheit und Menge auch manches Mittelmäßige, Schlechte, und Ungefeilte mit unter gelaufen seyn werde, das, von Seiten des poetischen Verdienstes betrachtet, des Aufbehaltens eben nicht werth ist. Letzteres möchte auch wohl der Fall bei seinen Meistergesängen gewesen seyn, deren er mehr als 4000 verfertigt hat, die aber auf sein ausdrückliches Verlangen nicht gedruckt werden sollten. Sehen wir hier im Allgemeinen auf die verschiedenen Dichtungsarten, so dringen sich uns folgende Bemerkungen auf:

Seine geistlichen und weltlichen Komödien und Tragödien sind sich an Werth ziemlich gleich. In vielen Dramen ist kein Zusammenhang, viel weniger ein überdachter Plan. Der Herr spricht wie der Knecht, und die unzartesten Handlungen geschehen vor den Augen der Zuschauer. Einheit der Zeit und des Orts wird wenig beachtet. Die Semiramis und Kleopatra, die Agrippine und Klytemnestra treten in einem und demselben Stücke auf. Doch kommen mit unter sehr gelungene Charaktergemälde vor, der

Dialog ist ziemlich leicht und fließend, und mancher Einfall sehr überraschend. Der Unterschied zwischen Komödie und Tragödie beruht bei ihm bloß darauf, daß eine oder mehrere Personen ums Leben kommen. Mucius Scävola z. B. ist eine Komödie, weil sich der Held des Stücks nicht ersticht. Zwischen Behandlung und Sprache ist gar kein Unterschied. Uebrigens sind seine Schauspiele alle sehr kurz, obgleich manche fünf, sogar sieben Akte haben.

Unterhaltender sind seine Fastnachtspiele. Hier war Hans Sachs mehr in seinem Elemente, und sein Witz, der in der Komödie oft durch Stoff und Form begränzt war, fand hier einen freiern Spielraum. Besonders zeigt sich seine große Menschenkenntniß hier in ihrer ganzen Stärke. Viele dieser Fastnachtspiele kann man als Gemälde der Sitten seines Zeitalters ansehen. (Ueber diese und seine dramatischen Versuche überhaupt s. Gottscheds Nöthigen Vorrath rc. Th. 1. S. 47 — 114, und Th. 2. S. 198 — 207.)

Nicht minder bemerkenswerth sind seine poetischen Gespräche, moralischen Gedichte, Erzählungen und Fabeln, welche letzteren theils Aesopische, theils mythologische Erzählungen sind. In den Erzählungen ist er am glücklichsten; denn seine reiche Phanasie giebt auch dem unbedeutendsten Gegenstande Interesse und Leben. Dies gilt besonders von seinen Schwänken, oder den lustigen Erzählungen, die reich sind an komischen Späßen und drolligen Einfällen, und bei denen er mitunter den Brand und dessen Kommentator, oder irgend eine Anekdote, Sage oder ein Volksmährchen benutzt hat. Gewiß

sind diese Schwänke die Früchte seiner glücklichsten Launen, die sein Talent für das Komische am sichersten bekunden*).

In allen diesen Gedichten zeigt H. Sachs großes Gedächtniß und viel Belesenheit. Man sieht, er hatte die berühmtesten Schriftsteller des Alterthums — aber freilich in damaligen, schlechten Uebersetzungen — studirt, und sich zugleich eine Menge historischer Notizen aus Chroniken gesammelt; so wie er überhaupt mit wenigen Ausnahmen, den Stoff zu seinen Gedichten theils aus der biblischen, theils aus der profanen Geschichte, theils aus Legenden und der Geschichte seiner Zeit und seines Lebens entlehnte. Der Ton ist fast in allen Dichtungsarten derselbe. Sein beständiges Sylbenmaaß sind die Knittelverse. Fast jedes seiner Gedichte schließt mit seinem Namen, der den letzten Reim macht, z. B. das wünscht Hans Sachs, das sagt, räth H. S. u. s. w. Auch setzte er unter jedes Jahr und Tag, an welchem er es verfertigt hatte**).

Anm.*) Nasser hat in seinen Vorlesungen rc. mehrere Stücke aus H. Sachsens Komödien, Fasinachtspielen, Erzählungen und Schwänken mitgetheilt. Wir geben eine Probe seiner Manier in nachfolgendem Schwank, den auch Wieland in seinem T. Merkur v. J. 1776 hat abdrucken lassen.

Sanct Peter mit der Gaiß.
Ein Schwanck.

Da noch auff Erden gieng Christus,
Und auch mit jhm wandert Petrus,
Eins tags auß eim Dorff mit jhm gieng,
Bey einer Wegscheyd Petrus anfieng:
O Herre Gott vnd Meyster mein,
Mich wundert sehr der Güte dein,

Weil du doch Gott allmechtig bist,
Läßt es doch gehn zu aller frist:
In aller Welt gleich wie es geht,
Wie Habacuck sagt der Prophet:
Frefel und Gewalt geht für recht,
Der Gottloß übervortheilt schlecht
Mit schalckheit den Grechten und frommen,
Auch könn kein Recht zu end mehr kommen;
Die Lehr gehn durcheinander sehr,
Eben gleich wie die Fisch im Meer,
Da immer einer den andern verschlind,
Der böß den guten überwind,
Deß steht es übel an allen enden,
In obern und in nidern Ständen,
Deß siehst du zu vnd schweygest still,
Samb kümmer dich die sach nit vil,
Vnd geh dich eben glat nichts an!
Könst doch alles übel vnderstan,
Nembst recht in d'hand die Herrschaft dein!
O solt ich ein Jar Herr Gott sein,
Vnd solt den Gwalt haben wie du,
Ich wolt anderst schawen darzu,
Führn vil ein besser Regiment,
Auff Erdereich durch alle Ständt!
Ich wolt stewern mit meiner hand
Wucher, Betrug, Krieg, Raub vnd Brand,
Ich wolt anrichten ein rüwig leben.
Der HErr sprach: Petre, sag mir eben:
Meinst du woltst je besser regieren,
All ding auff Erd baß ordinieren,
Die Frommen schützen, die Bösen plagen?
Sanct Peter thet hinwider sagen:
Ja es müst in der Welt baß stehn,
Nit also durch einander gehn,
Ich wolt vil besser Ordnung halten.
Der HErr sprach: Nun so must verwalten,
Petre, die hohe Herrschaft mein,
Heut den tag solt du Herr Gott seyn!

Schaff und gebeut als was du wilt,
Sey hart, streng, gütig oder milt,
Gib auß den Fluch oder den Segen,
Gib schön Wetter, Wind oder Regen,
Du magst straffen oder belohnen,
Plagen, schützen oder verschonen,
In summa mein gantz Regiment
Sey heut den tag in deiner Händt.
Darmit reichet der HErr sein Stab
Petro, den in sein Hände gab.
Petrus war deß gar wolgemut,
Daucht sich der Herrlichkeit sehr gut.
Indem kam her ein armes Weib,
Ganz dürr, mager und bleich von Leib,
Barfuß in eim zerrissen Kleyd,
Die trieb ihr Gaiß hin auff die Wayd.
Da sie mit auff die Wegschayd kam,
Sprach sie: Geh hin in Gottes Nam,
Gott bhüt und bschütz dich immerdar,
Das dir kein übel wiederfahr
Von Wolffen oder Vngewitter,
Waun ich kan warlich je nit mit dir,
Ich muß arbeiten das Taglohn,
Heint ich sonst nichts zu essen hon
Daheim mit meinen kleinen Kinden;
Nun geh hin wo du Wayd thust finden,
Gott der bhüt dich mit seiner Händ!
Mit dem die Fraw wiederumb wend
Ins Dorff, so gieng die Gaiß ihr straß.
Der HErr zu Petro sagen was:
Petre, hast das Gebet der Armen
Gehört? Du must dich ihr erbarmen!
Weil ja den Tag bist Herr Gott du,
So stehet dir auch billich zu,
Daß du die Gaiß nembst in dein hut,
Wie sie von hertzen bitten thut;
Vnd behüt sie den gantzen Tag
Daß sie sich nicht verirr im Hag,

Nit fall noch mög' gestolen wern,
Noch sie zerreissen Wolff noch Bärn,
Daß auff den Abend widerumb
Die Gaiß vnbeschedigt heimkumb
Der armen Frawen in ihr Hauß.
Geh hin vnd richt die sach wol auß!
Petrus namb nach deß HErren wort
Die Gaiß in sein Hut an dem ort,
Vnd trieb sie an die Wayd hindan.
Sich fing Sanct Peters vnruh an.
Die Gaiß war mutig, jung und frech,
Vnd bliebe gar nit in der nech, (Nähe)
Loff auff der Weyde hin und wider,
Stieg ein Berg auff, den andern nider,
Vnd schloff hin vnd her durch die stauden.
Petrus mit ächzen, blasn und schnauden
Must immer nachtrollen der Gaiß,
Vnd schin die Sonn gar über haiß.
Der schweiß über sein Leib abran,
Mit vnruh verzehrt der alte Mann
Den tag, biß auff den Abend spat,
Machtloß, hellig, ganz müd vnd matt,
Die Gaiß widerumb heimhin bracht.
Der HErr sach Petrum an und lacht,
Sprach: Petre, wilt mein Regiment
Noch lenger bhaltn in deiner Händt?
Petrus sprach: lieber HErre mein,
Nimb wider hin den Stabe dein,
Vnd dein gwalt, ich beger mit nichten
Forthin dein Ampt mehr außzurichten.
Ich merk daß mein Weisheit kaum töcht (taugt)
Das ich ein Gaiß regieren möcht,
Mit grosser angst, müh und arbeit.
O HErr vergib mir mein Thorheit,
Ich will fort der Regierung dein
Weil ich leb nit mehr reden ein.
Der HErr sprach: Petre dasselb thu,
So lebst du fort mit stiller ruh,

Vnd vertraw mir in meine Händt
Das allmechtige Regiment.

Anm. **) S. Jördens Lexikon, 4 B. S. 420 — 21.

§. 12.

Seine Theilnahme an der Reformation.

Wir würden den guten Hans Sachs und seinen wohlthätigen Einfluß auf die damalige Zeit nur unvollständig würdigen, wenn wir nicht noch seines Antheils erwähnten, den er als Mensch und Dichter an Luthers Kirchen-Reformation genommen hat. Schon viele seiner Gedichte bekunden seinen redlichen und biedern Sinn, und stellen ihn als einen Mann dar von einem edlen, für jeden Eindruck des Schönen und Guten empfänglichen Herzen, von warmer Liebe für Tugend und Religion, und von einer frohen, durch keinen Wechsel des Schicksals getrübten Laune. Alles dies ergibt sich aber noch weit deutlicher aus dem lebhaften Antheil, den er an Luthers großem Werk bezeugte. Er war gerade ein junger, feuriger Mann von 23 Jahren, als Luther in Wittenberg öffentlich auftrat. Je mehr dieser sich erhob, je mehr staunte unser Meistersänger zu seiner Größe hin. Alles, was gleich im Anfang der Reformation von und über Luthern geschrieben worden, hatte er gelesen, auch den großen Mann selbst zweimal gesehen, als dieser sich in Augsburg vor Kajetan stellen mußte, und nichts konnte ihn mehr von dem Kämpfer für Wahrheit abwendig machen. Wenn schon im fünften Jahre der Reformation an den beiden Hauptkirchen Nürnbergs nach Luthers Vorschrift

gepredigt und getauft, die Bibel in Luthers Uebersetzung gelesen, und statt der unverständlichen Lateinischen Psalmen, Deutsche geistliche Lieder beim Gottesdienst gesungen wurden: so wird man von diesen Fortschritten in religiöser Aufklärung gewiß auch unserm Hans Sachs einen bedeutenden Antheil zuschreiben, wenn man weiß, wie viel er, besonders bei dem gemeinen Mann in seiner Vaterstadt galt. Er sammelte nicht nur sorgfältig, was er nur von Luthers Schriften auftreiben konnte, sondern gab es auch seinen Mitbürgern zu lesen, wobei er denn zugleich in seinen Gesprächen mit ihnen den unwissenden Papisten eben so dreist die Augen zu öffnen suchte, als er die zu eifrig Lutherisch Gesinnten weislich in Zaum zu halten verstand.

Durch Luthers Beispiel gereizt, suchte er auch als Schriftsteller für die gute Sache zu wirken. Er dichtete deshalb verschiedene geistliche Lieder, von denen das bekannte: Warum betrübst du dich, mein Herz ꝛc. in die öffentlichen Gesangbücher gekommen, und dreimal in's Lateinische, desgleichen in's Griechische, Französische, Englische, Holländische, Polnische, Niedersächsische und Böhmische übersetzt worden ist. Merkwürdiger aber, sowohl in dieser Beziehung, als auch in poetischer Hinsicht ist seine Wittenbergische Nachtigall, oder, wie der Titel vollständig heißt: die Wittenbergisch Nachtigall, die man yetz höret überall. Auf dem Holzschnitt ist eine Nachtigall zwischen Sonne und Mond, und allerlei Thieren zu sehen; oben auf einem Berge ein Lämmlein mit der Siegesfahne. Ganz am Ende steht: Christus amator, Papa peccator. Es

ist ein Lobgedicht auf Luthern und die Reformation desselben, das im J. 1523 verfertigt ward, und als ein komisches Epos angesehen werden kann. Es herrscht in dem Ganzen nicht nur ein hoher, reiner Enthusiasmus für die gute Sache der Reformation, und eine gewisse altdeutsche edle Simplizität in Worten und Gedanken, sondern auch eine ächt-satyrische Laune und ein derber, gesunder Witz, welches diesem Gedichte eine eigenthümliche Kraft ertheilt. Zwar war die Satyre über die herrschenden Laster der Geistlichkeit schon oft ein Gegenstand des Meistergesangs gewesen, und die papistische Klerisey hatte schon längst mit Verdruß auf die Meistersänger, als Zeugen der Wahrheit, hingesehen, die es für ein wesentliches Stück ihres Berufs hielten, dem blinden Haufen über seine eigennützigen Führer die Augen zu öffnen; aber keiner hatte ihnen noch so wehe gethan, und sie mit so glücklichem Erfolg dem allgemeinen Gelächter Preis gegeben, als es der Meister aller Meistersänger in seiner Nachtigall that. In einer vorangeschickten Dedikation an alle Liebhaber evangelischer Wahrheit gibt er selbst den Zweck seines Gedichts dahin an, daß er das Wohlthätige der Reformation durch Luthern in einer einfachen, leicht faßlichen Sprache für drei Klassen von Lesern darstellen wolle: für den gemeinen Mann, der noch gar nicht wisse, was es denn eigentlich mit der Reformation auf sich habe; für die bereits Lutherisch Gesinnten, daß sie Gott für die große Wohlthat der glücklich erlangten Aufklärung in der Religion von Herzen danken, und endlich für die hartnäckigen Papisten, die auf Antrieb ihres intoleranten Glaubens an die

allein seelig machende Kirche, die neue Partei der evangelischen Christen verfolgen. Kurz — der Dichter will es seinen Lesern durch eine lebendige Darstellung recht anschaulich machen, wie groß Luthers Verdienst um die Reinigung der Lehre Christi von allen menschlichen Zusätzen sey, daß er dem Unwesen des Römischen Ceremonialdienstes ein Ende gemacht, und dafür die Ausübung der wahren christlichen Tugend herzlich empfohlen habe. — Um nun bei den ungebildeten Lesern, wie der Dichter sie sich denkt, seinen Zweck am sichersten zu erreichen, wählt er für die Einkleidung seiner Gedanken das groteske-komische Gewand. Er läßt in einer, mit wahrem Dichtergenie durchgeführten Allegorie die spielenden Personen des großen Schauspiels der Reformation nach der Reihe auftreten, und fügt am Schluß noch seine eigne Erklärung hinzu, um sein Publikum nicht im Dunkeln tappen zu lassen. Luther selbst tritt als Hauptperson unter dem Bilde einer Nachtigall auf. Schon seit mehreren Jahrhunderten hatte die Römische Kirche die verirrte Heerde der Christen während der Nacht der Unwissenheit bei dem Mondschein sophistischer Menschensatzung in einer undurchdringlichen Wildniß umhergeführt. Aber nun ließ die Nachtigall sich hören, und lockte durch ihren schönen, hellen Gesang die irrenden Schaafe zum Sonnenlicht der reinen evangelischen Wahrheit hin. Indessen hielt der Löwe, Papst Leo X., die armen Schaafe in der Wüste der Hierarchie zurück, wo sie sich auf der dürren Weide des Römischen Gottesdienstes ihr sparsames Futter suchen sollten, und während er sie mit dem

Mordstrick der Hierarischen Gesetze fesselt, helfen die Wölfe — die hohe Geistlichkeit sammt und sonders — ihm die ausgehungerten Thiere melken, scheeren und schinden. Den Wölfen zur Seite treiben Marktschreier und Gaukler aller Art, und besonders die Ablaßkrämer, das edle Handwerk des Scheerens und Schneidens, und saugen mit dem harten Pönitenzienwesen ihre unglücklichen Opfer bis auf's Blut aus. Was diesen da noch von Kraft und Saft übrig gelassen wird, eigenen die Schlangen — die Mönche und Nonnen — sich zu, die sich für ihre unnützen Liebesdienste auf Unkosten der armen Christen fett machen. — Aber immer lauter und heller tönt das Lied der Wittenbergischen Nachtigall, und dem Löwen wird für sein Reich bange. Darum sendet er in der Noth das wilde Schwein, den Dr. Eck, und den Bock, Emser (dessen polemische Schriften s. b. Flögel S. 152), gegen sie aus; die Frösche, die Römischen Theologen, brüsten sich in dem Sumpf ihrer scholastischen Weisheit, und die Willgens, die einfältigen, blinden Laien, wollen sich durchaus nicht aus dem dichten Gehege vertreiben lassen, das Dummheit und Aberglauben um sie gezogen haben.

Weiter malt der weise Dichter seine komische Allegorie nicht aus, weil er es fühlt, daß, wo der Schriftsteller es nicht mehr mit lächerlichen Thorheiten und Albernheiten, sondern mit Bosheit und Ränken zu thun hat, der spöttelnde Scherz dem tiefer schneidenden Ernst weichen muß. Mit kräftigen Farben zeichnet er den Greuel der Verfolgungen, welche die Bischöfe im Bunde mit den weltlichen Fürsten über die Anhänger der neuen Lehre ergehen ließen,

wie sie Gefängnißstrafe und Landesverweisung zu Hülfe nehmen, um die Reformation in der Geburt zu ersticken. Der Dichter ist sogar dreist genug, von der Ferne auf die kaiserlichen Mandate hinzuweisen, durch die bei harter Strafe der Kauf und Verkauf aller Schriften Luthers in Nürnberg untersagt ward, und sagt, daß an allen den heimlichen Macchinationen und offenbaren Grausamkeiten die Zeiten der Herrschaft des Antichrists zu erkennen wären. Und hier knüpft nun der wackere Mann eine kräftige und herzliche Ermahnung an die Freunde des großen Reformators an, womit er, aufmunternd und tröstend zugleich, das Ganze schließt.

Auch wir schließen diesen Abschnitt, mit der Bemerkung, daß der ehrliche Meistersänger nicht minder in Hinsicht auf seine Sprache beachtet zu werden verdient,

§. 13.

Johann Fischart, Menzer genannt.

Der lustigste Kopf und erste Lacher seiner Zeit war Johann Fischart, von dessen Lebensumständen aus Mangel an bestimmten Nachrichten nur gesagt werden kann, daß er um die Mitte des 16ten J. h. gelebt hat.*) Er war nicht bloß ein fleißiger, sondern auch ein glücklicher Schriftsteller, und im Fach der Satyre so seltsam und ausgelassen, daß er als eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieses Zeitraumes in der Geschichte der Litteratur dasteht. Bei einer unerschöpflichen Fülle von Witz und mit seltener Originalität scherzt und lacht und höhnt und geißelt er

die Thorheiten seiner Zeit, bald mit Feinheit, bald im schmutzigen, cynischen Tone, aber immer als schlauer Menschenkenner. Seine größte Kühnheit aber zeigt sich in der Art, wie er die Deutsche Sprache behandelt. Er betrachtet sie, wie sein Leibeigenthum, denn er dringt ihr Wörter und Wendungen auf, zu denen auch nicht die entfernteste Analogie aufzufinden ist. Im starkkomischen und burlesken Ausdruck ist er fast unübertreffbar. Doch auch die willkürlichsten Sprachformen, die er sich erlaubt, zeugen von seiner Gelehrsamkeit und seinem Witz, und neben ihnen stehen auch manche glückliche neue Veränderungen und Formen, die der beweglichen Leichtigket seiner Satyre besser zusagen. Auch leuchtet selbst aus der schalkhaften Ergießung seines Genies ein heiterer Sinn und eine treuherzige Redlichkeit hervor. Wie groß der Beifall gewesen, den er unter seinen Zeitgenossen gefunden, ergibt sich schon daraus, daß mehrere seiner Schriften so oft wieder aufgelegt werden mußten, und, wie er selbst sagt, kaum hinlänglich gedruckt werden konnten. **)

Anm. *) Einige lassen ihn in Mainz, andere zu Straßburg, noch andere zu Frankfurt a. M. geboren werden. Letzteres behauptet Küttner in seinen Charakteren S. 90 und 91, und bestimmt sein Geburtsjahr auf 1511, und sein Todesjahr auf 1581. Nach ihm starb er als Stadtschreiber und Syndikus zu Frankfurt. Dies ist aber offenbar falsch. Aus Fischart's eigenen Schriften ergibt sich, daß er noch um's Jahr 1586 Doktor der Rechte und Amtmann zu Forbach bei Saarbrücken war. Gewiß ist es, daß er vor 1591 starb. (S. Koch's Compendium S 109 — 10). Mit seinem Namen hat er mehrern Spaß getrieben, und dadurch zu manchen Verwir-

tungen Anlaß gegeben. So schrieb er sich unter andern Huldrich Elloposcleros Reznem. Den Begriff des ersten Namens glaubte er in seinem Vornamen Johann zu finden, den zweiten entlehnte er aus dem Griechischen (ἐλλοψ stumm — Fisch, und σκληρὸς hart), und der dritte entstand durch Umkehrung des Namens Menzer, den er sich, wie einige sagen, nach seinem Geburtsort Mainz beigelegt haben soll.

Anm. **) S. Jördens Lexikon ꝛc. B. 1 S. 518. Vergl. Küttner's Charaktere ꝛc. S. 90 — 95, und Horn's Geschichte ꝛc. S. 81 und 82.

§. 14.

Seine wichtigsten Schriften.

Seine Schriften, die meist sehr abentheuerliche Titel führen, sind jetzt äußerst selten, und mehrere kennt man nur aus Anführungen. *) Die wichtigsten satyrischen sind folgende:

1) Affentheurlich Naupengeheurliche Geschichtklitterung, Von Thaten vnd Rahten von kurzen langen weiten Vollem beschreiten Helden vnd Herren Grandgusier, Gargantua vnd Pantagruel, Königen in Vtopien, Jedewelt vnd Nimmerreich, Soldan der neuen Kannarien vnd Oudyssen Inseln: auch Grosfürsten im Nubel Nibel Nebelland, Erbvögt auff Nichtlburg vnd Niederherren zu Nullibingen, Nullenstein vnd Niergendheym. Etwan von M. Franz Rabelais Französisch entworfen: Nun aber vberschrecklich lustig inn einen Teutschen Model vergossen, vnd vngefärlich

obenhin, wie man den Grindigen lauset inn unser Mutter lallen ober oder drunter gesetzt. Auch zu diesem Truck wieder auff dem Amboß gebrogt vnd dermassen Pantagruelisch verpossélt, verschmidt vnd verdängelt, daß nichts ohn ein Eisen Nist dran mangelt: durch Huldrich Elloposcleron. Getruckt zur Grenesing im Gänsserich 1552. 8. — Unter diesem Titel steht ein Holzschnitt, der zwei aus den Wolken gestreckte Hände darstellt, von denen die zur Linken einen Krebs festhält, mit den Ueberschriften: Si laxes erepit, Zu Luck entkriechts, und die andere eine Schlange zusammendrückt, mit der ebenfalls zwiefachen Ueberschrift: Si premas erumpit, Ein Truck entziechts. Unter dem Holzschnitt steht: Im Fischen Gilts Mischen. — Dies ist die älteste unter den uns bekannten Ausgaben **) obwohl nicht die erste, wie der Zusatz auf dem Titel: zu diesem Truck wieder auff dem Amboß gebrogt, deutlich beweis't. — Eine zweite und neuere Ausgabe ist v. J. 1575 in 8, die in manchen Stücken nicht nur im Titel, sondern auch in der Sprache und Schrift von der ersten abweicht ***). Außerdem sind noch 11 Ausgaben bekannt, von 1577, 82, 90, 94, 96, 1600, 1605, 1608, 17, 20, 31, wie Koch und Flögel sie aufführen.

Diese Geschichtklitterung ist, wie der Titel schon anzeigt, eine freie Nachbildung des ersten Buchs des La vie du Grand Gargantua pere de Pantágruel von Fischart's Zeitgenossen, dem Französischen Satyriker Rabelais ****), und der erste komische Roman in

Deutschland, der einen Schatz von Possierlichkeiten und groteskem Witz enthält. Fischart nahm nur den Stoff des Rabelais. Er bearbeitete den Franzosen nach Deutscher Art und Kunst, so daß man Deutsche und nicht Französische Sitten und Schilderungen, kurz ein ächt-Deutsches Originalwerk zu lesen glaubt. Mitunter hat der Bearbeiter seinem Roman auch einige Verse eingestreut, und da verdient es bemerkt zu werden, daß wir hier die ersten Deutschen Hexameter antreffen, die wir bis jetzt in der Geschichte unserer Poesie aufzuweisen haben *****). Sie befinden sich am Ende des zweiten Kapitels der Geschichtklitterung, und sind der Anfang eines Gedichts, das wahrscheinlich ein komisches Epos hat werden sollen. Fischart sagt, er habe deswegen diesen Versuch gemacht: „Dieweil daraus die Künstlichkeit der Teutschen Sprach in allerhand Karmina beschein, und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri oder sechsmäßiger Sylbenstimmung und sylbenmäßigen Sechsschlag weder den Griechen noch Latinen (die das Muß allein essen wollten) forthin weiche." Freilich herrscht in seinen Hexametern noch viel Willkühr; auch sind sie — wie man kaum anders erwarten kann, — noch gereimt, aber nach der damaligen Zeit kraftvoll und gut. Bei allem ächten Witz, den dieser Roman enthält, hat er doch auch viel Rohes und Gemeines, daher er auch nur durch starke Beschneidung und Umänderung zu einer brauchbaren Lectüre für uns gemacht werden könnte ******).

Anm. *) Ein Verzeichniß vieler seiner Schriften findet man bei ihm selbst, theils in der Vorrede zu

seiner Geschichtklitterung, theils in dem Bienenkorbe des heil. Römischen Reichs Immenschwarm's. Flögel in der Gesch. der kom. Litt. und Koch in seinem Compendium haben diese Verzeichnisse abdrucken lassen.

Anm. **) Diese Nachricht verdanken wir dem Doktor Anton in Görlitz, der im Besitz der ältesten Ausgabe ist, und solche im Deutschen Museum 1776, B. 2, Decbr. S. 543 flg. beschrieben hat.

Anm. ***) Diese Ausgabe besaß zuletzt der verstorbene Prof. Heinatz zu Frankfurt a. d. O., der sie in dem Gothaischen Magazin der Künste und Wissenschaften B. 1. S. 168 flg. beschrieben, und B. 2 St. 11 S. 987 flg. eine Sammlung von Varianten aus derselben bekannt gemacht hat.

Anm. ****) Franz Rabelais (geboren 1483, gestorben 1553) ist der Vater der französischen Satyre, der ohne Schonung alle Thorheiten geißelte, und der viel Genie und Originalität, aber wenig geläuterten Geschmack verräth. Sein Gargantua, als sein Hauptwerk, ist eine Satyre gegen den Adel, die Geistlichkeit und den Hof, und wurde damals comfiscirt..

Anm. *****) Die Litteraturbriefe (1 Th. 3te Aufl. S. 109 flg.) haben sich das Verdienst erworben, auf dieses Alter des Deutschen Hexameters aufmerksam gemacht zu haben, da man sonst glaubte, daß Heräus (s. dessen Gedichte und Lat. Inschriften Nürnberg 1721, wo man ein Lobgedicht auf Kaiser Karl VI. findet, überschrieben: Versuch einer neuen teutschen Reimart) der erste Bearbeiter dieser Versart sey. Dies ist so wenig der Fall, daß ihm sogar mehrere darin vorangegangen sind. Denn beinah um dieselbe Zeit, als Fischart seine Hexameter machte, versuchte Konrad Gesner in seinem Mithridates exprimens differentias linguarum tum veterum, tum quae hodie per

totum terrarum orbem in usu sunt (Tiguri 1595) ebenfalls Deutsche Hexameter. S. Hauptepochen der Deutschen Sprache seit dem achten J h. ꝛc. von Leonard Meister, in den Schriften der Kurfürstl. Deutschen Gesellschaft in Manheim, B. 2 S. 78 flg., wo auch eine Probe der Gesnerischen Hexameter gegeben wird. — Auf Gesner folgt Eisenkeck, beider Rechte Doktor und Advokat in Regensburg, von dem wir besitzen: der hundert und vierte Psalm Davids inn teutsche Hexameter oder Heroicum carmen versetzt ꝛc. (Regensburg 1617), wovon einige Proben mitgetheilt sind in der Deutschen Bibl. d. schön. Wiss. B. 6 St 1. Dann folgt Alsted, Prof. der Philos. und Theol. zu Weißenburg in Siebenbürgen in seiner Encyclopaedia scientiarum, und dann erst kommt Heräus. — Um den ersten Versuch im Deutschen Hexameter gebührend zu ehren, theilen wir hier Fischart's Zuschrift an die Deutsche Nation mit, die in wechselnden Hexametern und Pentametern abgefaßt ist, bei welchen letzteren auch noch das Besondere ist, daß sich jedes Hemistichium mit dem andern reimt:

Dapfere meine Deütschen, redlich vom Gemüth und Geblüte,
Nur eüerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.
Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,
Zu preisen in Ewigkeit ewere Großmüthigkeit.
Ihr seyd von Redlichkeit, von großer streitbarer Hande,
Berümbt durch alle Land, immerdar ohne Widerstand:
So wär es eüch allesampt fürwar eine mächtige Schande,
Wird nit das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.
Drumb dieselbige sonderlich zu förderen haben:
So hab ich mich unverzagt, auf jeziges gern gewagt,
Und hof solch Reymes Art werd eüch Ergözlichkeit geben,

Sintemal ein jeder fragt nach Newerung die er sagt.
O Harpffenweis Orpheûs, jezumal kompt wiederum hoche
Dein artige Reymenweis, zu ihrigem ersten Preis.
Denn du ein Thracier von Geburt und teûtscher Sprache,
Der erst solch unterweist, fremde Völker allermeist,
Dieselbige lange Zeit haben mit unserer Künste,
Allein sehr stolziglich, gepranget sehr unbilliglich!
Jezumal nun boß bericht, wollen wir den fälschlichen Dunste
Ihn nemmen vom Angesicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

Anm. ******) Etwas dieser Art ist geschehen in einer Umarbeitung, welche unter dem Titel: Gargantua und Pantagruel umgearbeitet nach Rabelais und Fischart von Dr. Eckstein, zu Hamburg von 1785 — 87 in 3 Th. 8 (2 Rthl. 14 Gr.) erschien, und den Sekretair der Dänischen General-Wegkommission zu Koppenhagen, Christ. Lävinus Friedr. Sander, zum Verf. hat.

§. 15.

Fortsetzung.

2) Hultrich Elloposcleron Flohhatz, Weibertratz, der Wunder unwichtige und spottwichtige Rechtshandel der Flöhe mit den Weibern, vermehrt mit dem Lobe der Mücken und des Flöhes Strauß mit der Lauß. (Ohne Druckort und Jahreszahl) in 8.; desgl. Straßburg bei Bernhart Jobin 1577, 8 (aus der gereimten Vorrede des Verf. ergibt sich, daß dieser Ausgabe schon mehrere vorangegangen); eben-

falls zu Straßburg 1594, 8; (auf dem Titel dieser Ausgabe heißt es, daß das Werk auf ein newes abgestoßen und behobelt sey, und daß der Flöh Appellation und der Belz Devension bald nachfolgen soll); desgl. Straßburg 1610, 8. — Der Inhalt dieses satyrischen Gedichts ist: ein Floh klagt einer Mücke die Leiden, die er von den Weibern auszustehen habe, und die mannigfaltigen Todesarten der Flöhe. Die Mücke will ihn trösten, aber vergebens. Er bringt seine Klage vor den Jupiter, und dieser fordert die Weiber auf, sich zu verantworten. Endlich erfolgt der Ausspruch zum Vortheil der Weiber. Ein Anhang enthält Rezepte für die Flöhe, ein Flöhlied und eine Flöhschlacht. — Das Gedicht hat viel komische Scenen, doch herrscht im Ganzen ein cynischer Ton darin. *)

3) Podagrammisch Trostbüchlein. Innhaltend zwo artlicher Schutzreden von herrlicher Ankonfft, geschlecht, Hofhaltung, Nutzbarkeit vnd tiefgesuchten Lob des Hochgelehrten Gliedermächtigen vnd zarten Fräwlins Podagra. Nun erstmals zu Kitzelingen Trost und ergetzung andächtiger Pfotengrammischer Personen oder Handkrämpfigen vnd Fußverstrickten Kämpfern lustig vnd wacker (wie ain Hund auff dem Lotterbet) bossiert vnd publiciert durch Hultrich Elloposcleron (Straßburg) 1591. 8. — Dieses Trostbüchlein ist in Prosa geschrieben. (Meister sagt in seinen Beiträgen zur Gesch. ꝛc. Th. 1 S. 233, er habe eine Ausgabe vom J. 1577 gesehen).

4) Bienenkorb des Heyl. Römischen Imenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Himmelszellen) Hyrnaußnäster, Brämengeschwürm vnd Wäspengetöß. Sampt Läuterung der Heyl. Röm. Kirchen Honigwaben: Einweyhung vnd Beräuchung oder Fegfeurung der Imenstöck: vnd Erlesung der Bullenblumen, der Decretenkräuter, des Heydnischen Klosterhysops, der Suiter Säudisteln, der Saurbonischen Säubohnen, des Magisnostrischen Lirlpipefenchels vnd des Imenplatts der Plattimen, auch deß Meßthaues vnd H. Saffts von Wunderbäumen ꝛc. ꝛc., alles nach dem rechten Himmelsthau oder Manna justirt, vnd mit Mentzerkletten durchzirt. Durch Jesuwalt Pickhart, des Canonischen Rechtens Canonisirten oder Gewürdigten ꝛc. Getruckt zu Christlingen Anno 1579. 8. N. Ausgaben sind v. J. 1580, 81, 82, 86, 88, und die neuste von 1657, Leipzig, mit einer Vorrede von Jac. Thomasius.

Dieser Bienenkorb ist eine Umarbeitung der Holländischen Satyre: De Byencorf der H. Roomscher Kerke, die Philipp Marnix, Herr von Saint Aldegonde 1571, 8 zum ersten Male herausgab. — Das Fischartsche Werk ist eine zügellose Züchtigung der Pfaffenunkeuschheit, und voll von kurzweiligen Märchen und Legenden. Es wurde mit unglaublichem Frohlocken aufgenommen, und hat der Römischen Kirche keinen geringen Schaden zugefügt. Fischart trieb in seiner Umarbeitung nicht allein die

beständige Allegorie des Verf. viel höher, sondern machte auch das Buch durch seine komische Laune und kräftige Schreibart noch unterhaltender, so wie er es durch viele neue Zusätze vermehrte.**)

Anm. *) In Meisters Beiträgen zur Gesch. Th. 1 S. 226 flg. sind einige Proben dieses Gedichts abgedruckt. — Wahrscheinlich veranlaßte der Fischartsche Flohhatz eine Nachahmung in makaronischen Versen (einer von den Italiänern entlehnten, und wahrscheinlich von ihrem, aus mehreren Ingredienzen bestehenden Lieblingsgericht, macaroni, benannten Versart, in der alte und neue Sprachen unter einander gemischt sind, und die Wörter der neuen Sprache nach Art der alten gebeugt werden), die zu Ende des 16ten und in der ersten Hälfte des 17ten J. h. öfters gedruckt worden ist, und den Titel führt: Floïa, Cortum versicale (kurzes Gedicht) de Flois swartibus, illis Deiriculis (Thierchen) quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et spitzibus suis schnaflis steckere et bitere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Floilandia. Anno 1593. 4. Der Anfang dieses Gedichts lautet;

Angla (Stacheln) floosque canam, qui wassunt pulvere swarto
Ex wateroque simul fleitenti et blaside dicko,
Multipedes deiri, qui possunt huppere longe,
Non aliter, quam si floglos natura dedisset.
Jllis sunt equidem, sunt, inquam, corpora kleina,
Sed mille erregunt menschis martrasque plagasque,
Cum steckunt snaflum in livum, blutumque rubenterm
Exsugunt etc.

Anm. **) Ueber den Bienenkorb und alle genannte satyrischen Gedichte Fischart's s. man besonders Flögels Geschichte der komischen Litteratur, B. 3.

§. 16.

Fortsetzung.

Endlich ist noch

5) eines ernsthaften epischen Gedichts von Fischart zu erwähnen, das den Titel führt: das glückhaft Schiff (von Zürich,) und eine besondere Aufmerksamkeit verdient. Die Veranlassung zu diesem Gedichte war: Eine Gesellschaft von Zürchern machte 1576 früh morgens zu Schiffe auf dem Limmat, der Aar und dem Rhein eine Reise nach Straßburg, um dem dortigen Schützenschießen beizuwohnen. Sie kamen an demselben Tage noch vor dem Abendschmause der Schützengesellschaft an, und brachten einen großen ehernen Topf voll warmen Hirsenbrei mit. Als sie diesen auf den Tisch stellten, und die Straßburger sich wunderten, daß der Brei noch so heiß sey, es bisher auch für unmöglich gehalten hatten, den Weg von Zürch nach Straßburg in einem Tage zu machen: sagten die Zürcher, sie hätten die Absicht gehabt, den Straßburgern zu zeigen, daß, wenn ihre Stadt einmal überfallen würde, Zürch ihr eher zu Hülfe kommen könne, als ein solcher Brei kalt werde. Der Topf, der 144 Pfund wog, wurde als ein Geschenk der Zürcher zum Andenken in das Straßburger Zeughaus gebracht. — Diese Begebenheit beschreibt Fischart in gereimten Versen, und liefert darin ein genaues Tagregister der ganzen Reise und des Aufenthalts in Straßburg, sammt der glücklichen Rückkunft, in einem sehr gefälligen Tone. Es ist reich an schönen mahlerischen Schilderungen der stillen

Natur, an glücklichen Fictionen, weisen Sprüchen und witzigen Reden, und hat eine sehr keusche Sprache, so wie, gegen die Natur unsers Dichters, überhaupt kein einziger schmuziger Einfall darin vorkommt *)

Anm. *) Auszüge daraus, in denen der metrische Vortrag in Prosa aufgelöst worden, findet man in der Sammlung der Zürcherischen Streitschriften, B. 2. St. 7, und daraus in Meisters Beiträgen rc. B. 1, S. 221 flg. abgedruckt. Die besten Nachrichten über dieses Gedicht hat bis jetzt gegeben der Verfass. des Buchs: über die Reise des Zürcher. Breitopfs (Friedr. Dominicus Ring, Hofrath in Karlsruhe). Baireuth 1787. 8. (10 Gr.), auch die erste Hälfte des glückhaften Schiffes abdrucken lassen in Meusels histor. litter. statist. Magazin Th. 1. S. 220 — 251.

§. 17.

Burkard Waldis.

Dieser schon als Umarbeiter des Theuerdanks (Seite 120.) genannte Mann lebte in der ersten Hälfte des 16. J. h., und war noch im Jahre 1554 Kaplan der Landgräfinn Margaretha von Hessen. Aus seinen Schriften ersieht man, daß er die protestantische Religion angenommen, dem Katholizismus heftig entgegen gearbeitet, viele Reisen nach Italien, Portugal und Holland gemacht, und dabei in drückender Armuth gelebt habe. Weiter weiß man von seinen Lebensumständen nichts, und da er weder von gleichzeitigen Litteratoren, noch von denen des folgenden Jahrhunderts angeführt wird, so scheint auch seine Celebrität zu seiner Zeit nicht groß gewe-

sen zu seyn. Dennoch ist er für uns wichtig als Fabeldichter. Die Sammlung seiner Fabeln führt den Titel: Esopus gantz neww gemacht vnd in Reimen gefaßt. Mit sampt Hundert newer Fabeln, vormals im Druck nicht gesehen noch außgangen. Durch Burcardum Waldis. Frankfurt a. M. 1548. 8. Eine zweite Ausgabe erschien 1555, eine dritte 1565, und eine vierte 1584, alle in 8, und zu Frankfurt a. M. Die ganze Sammlung ist in vier Bücher abgetheilt, von denen jedes 100 Fabeln enthält. Größtentheils ahmt er darin dem Aesop und Phädrus nach; doch dichtet er auch oft in ihrem Geist mit eigner Erfindsamkeit, oder entlehnt seinen Stoff aus wirklichen Vorfällen. Da er oft aus der Fabel in die Erzählung übergeht, so wird er zuweilen schwatzhaft und weitschweifig; doch ist er reich an feinen komischen Zügen, lebhaft in seinen Beschreibungen, und besonders korrekt in seiner Sprache. Gellert, der einige Erfindungen aus Waldis entlehnte, urtheilt über ihn, im 1sten Th. seiner sämmtlichen Schriften (Leipzig 1784) vortheilhaft. Mehr noch erhebt und vertheidigt ihn v. Gemmingen in seinen Briefen nebst andern poetischen und pros. Stücken (Frankf. und Leipz. 1753), und sucht ihn besonders gegen den Vorwurf des beleidigten Wohlstandes zu schützen *). Einen gleichen Schutzredner fand er an Eschenburg **), und einen glücklichen Nachahmer an Zachariä ***).

Anm. *) „Ich habe keinen Anstand, sagt v. Gemmingen, unterschiedliche seiner Gedichte, besonders aber die Erzählungen für vollkommene Werke in ihrer Art auszugeben; denn das sind keine Fehler,

was er mit den größten Leuten seiner Zeit gemein hat: Ausdrücke, die unsern Ohren grob klingen, und Scherze, welche den Begriff beleidigen, den wir von der Höflichkeit haben. —— Das Wort Pfaff hat nunmehr in ganz Teutschland eine verächtliche Bedeutung. Wer weiß aber nicht, wie herrlich ehedem die Bedeutung dieses Worts war, wie oft sich geistliche Churfürsten selbst Pfaffenfürsten genannt, und wie viele alte Urkunden also anfangen: Ich Pfaff, Meister Hanns W. urkunde und bekenne hiermit rc. Schalk bedeutet nunmehr einen Spitzbuben, ehedem aber einen Diener, ja zuweilen einen königl. Minister. Baron hieß in der alten Gothischen Sprache der Teufel, in der Lombardischen ein Landläufer, und in der neu-Teutschen ist es ein Titel, der zu Wien hundert Dukaten kostet."

Anm. **) S. Hamburgische Unterhaltungen B. 4. St. 5. S. 933—942.

Anm. ***) S. Fabeln und Erzählungen in Burkard Waldis Manier. Braunschweig 1771. 8. (Voran stehen Anmerkungen über B. W. und dessen Art zu erzählen). Davon besorgte nach Zachariä's Tode Eschenburg eine neue Ausgabe 1777, der er einen Anhang von ausgewählten Originalfabeln des Waldis beifügte, und solche mit Spracherklärungen begleitete.

§. 18.

Georg Rollenhagen.

Georg Rollenhagen (nicht Gabriel, sein Sohn, wie Meister in seinen Beiträgen zur Gesch. rc. Th. 1 S. 275 ihn nennt) wurde 1542 in Bernau, einer Stadt, drei Meilen von Berlin, geboren, und starb, nach vielen körperlichen Leiden mancherlei

Art, 1609 als Rektor zu Magdeburg. Er war ein zu seiner Zeit gelehrter Mann, der verschiedene Gedichte und Lustspiele schrieb, in der Litteraturgeschichte aber nur wegen eines komisch-epischen Gedichts merkwürdig ist, welches den Titel führt: Froschmeuseler, in dreyen Büchern von Marx Hupfinsholz von Mäuseloch der jungen Frösche Vorsinger und Calmäuser. Magdeburg 1595. 8. Spätere Abdrücke sind von 1596, 1600, 1608, 1621, 1627, sämmtlich zu Magdeburg, eine von 1683 zu Frankfurt a. M., und die neuste Ausgabe ist von 1730 zu Frankfurt und Leipzig in 8, alle mit erweitertem Titel. Das Gedicht besteht aus drei Büchern, deren jedes wieder seine besonderen Abtheilungen hat. In dem ersten werden unter Handlungen und Begebenheiten der Mäuse, Katzen und Füchse die Sitten des Hausstandes vorgestellt; in dem zweiten wird das geistliche und weltliche Regiment unter der Allegorie von den Berathschlagungen der Frösche geschildert, und das dritte Buch gibt die Abbildung des Kriegswesens in einer epischen Erzählung von den Kriegen der Frösche und Mäuse. Den Stoff zu diesem Gedichte entlehnte Rollenhagen aus Homers Batrachomyomachie auf Veranlassung einer Aeußerung seines Lehrers, des Wittenbergischen Professors, Dr. Veit Oertel von Winßheim, der bei der Erklärung der Batrachomyomachie geäußert hatte, daß man die darin herrschende Lieblichkeit der Rede in keiner Sprache so zierlich und anmuthig wieder geben könne. Allein der Griechische Stoff ist nur benutzt in dem Anfang des ersten Buchs und in dem letzten Abschnitt. Das

Uebrige

Uebrige enthält Episoden, die zum Theil so lang sind, daß man fast den Gang der Erzählung darüber verliert, daher die, noch nicht aus 300 Versen bestehende Batrachomyomachie unter Rollenhagens Händen zu einem Gedicht von mehr als 10,000 Versen angeschwollen ist. Diese Weitschweifigkeit ist der Hauptfehler des Gedichts, dessen Theile auch nicht mit gleicher Sorgfalt gearbeitet sind, das aber doch so viel trefflich gezeichnete Charaktere, Sprüche, Bilder und Gemälde enthält, und von so viel Weltkentniß, Witz und Laune zeugt, daß man in dem Dichter ein nicht gemeines Talent für die humoristische Poesie anerkennen, und seinen Werken den Ruhm der Originalität zugestehen muß. Auch für die Sitten- und Kulturgeschichte der damaligen Zeit ist der Froschmäusler sehr wichtig*).

Eine, von allen neuern Litteratoren mit Recht gerühmte Nachbildung oder Umbildung des Rollenhagenschen Froschmäuslers erschien unter dem Titel: Der neue Froschmäuseler. Ein Heldengedicht in drei Büchern. Erstes Buch. Köln, bei Peter Hammer 1796 gr. 8. (18 Gr.) mit eingedruckten Holzschnitten. Nur das erste Buch ist erschienen. Der von keinem Litterator bisher genannte Herausgeber dieser Umbildung ist der, in der juristischen Litteratur bekannte, im J. 1802 verstorbenen Hoffiskal Christian Ludewig Stengel, von dem wir auch eine Quintessenz aus Abrah. a Sancte Clara Schriften in zwei Gaben besitzen **).

Anm. *) S. Jördens Lexikon, 4ter B. S. 374 — 391. Vergl. Nasser's Vorlesungen 1ter Th. S.

352 flg., wo auch einige Proben aus dem Gedicht mitgetheilt sind; desgl. Meisters Beiträge ꝛc. 1ter Th. S. 275 flg.

Anm. **) Stengel fand in seinen bürgerlichen Verhältnissen Gründe, seinen Namen als Herausgeber zu verschweigen. — Proben dieser Nachbildung sind mitgetheilt in Th. Heinsius Bardenhain 3ter Th. S. 235 bis 260.

§. 19.

Dramatische Poesie.

Vorzüglich reich ist dieser Zeitraum an gedruckten Komödien und Tragödien. Dies brachte theils das Bedürfniß der Zeit mit sich, theils war es nicht schwer, den Geschmack des Publikums zu befriedigen. So wie in Frankreich und Italien, so mußte auch in Deutschland die Leidensgeschichte Christi nebst andern biblischen Geschichten den Stoff für die Bühne darbieten, wodurch man nur den Gang der Griechen und Römer wiederhohlte, die ihr Theater mit den Gebräuchen ihrer mythischen Religion in Verbindung setzten. Auch selbst die Reformation, und die dadurch entstandenen Religionsstreitigkeiten wurden für das Drama benutzt; Christus und Luther gehörten der Bühne wie der Kirche. Die meisten Dramen waren daher auch sehr ernst, und man konnte sie als gottesdienstliche Feierlichkeiten ansehen, ungeachtet sie uns zum Theil lächerlich und abgeschmackt erscheinen. Die Aufführung der Stücke geschah mit großer Pracht, und das Schauspieler-Personale war oft sehr ansehnlich. Die beiden Hauptdramatiker dieses Zeitraums waren der schon genannte H. Sachs und

Jakob Ayrer, der als Notarius und Gerichtspro-curator zu Nürnberg in der letzten Hälfte des 16ten J. h. lebte, und auch die ersten Deutschen Sing-spiele schrieb. Gottsched, der in seinem Vorrath zur Gesch. der dramat. Dichtkunst (Th. 1. S. 142—50) die Titel von dreißig Ayrerschen Stücken unter dem gemeinschaftlichen Titel: Opus Theatricum anführt, erwähnt unter andern auch eines Stücks von einem gewissen Joh. Brummer, der 1572 Rektor der Lat. Schule zu Kausbeuern in Schwaben war. Dieser Mann schrieb eine Tragico — Comoedia apostolica, d. i. die Historie der heil. Aposteln — Geschichten, immaßen sie von St. Lucä dem heil. Evangelisten beschrieben, und dem newen Testament einverleibt, in Form einer Comedien gebracht. Lauingen 1592. 4. Dieses Stück wurde, wie aus der Zu-eignungsschrift an den Magistrat der Stadt hervor-geht, mit nicht geringen Unkosten, zur Verwunderung der Fremden und Auswärtigen, am Pfingstmontag 1592 von einer löblichen Bürgerschaft zu Kaufbeuern vorgestellt. Da die Zahl der spielenden Personen sich auf 246 beläuft, und das Stück sehr stark ist, so muß es nicht nur viel Raum, sondern auch viel Zeit erfordert haben. Auch Maschienerien muß man ge-kannt und gehandhabt haben, denn es heißt in der Ueberschrift der Scene vom Pfingsttag: der heilige Geist fährt hernieder, und erscheinen an den Aposteln feurige Zungen; und an einem andern Ort: es ge-schieht ein Erdbeben, die Thüren thun sich auf, und werden sie aller Banden ledig.*) — Schon früher als Brummer, im Jahr 1536 und 38 schrieb Paul

Rebhuhn, der erst Schulmeister, dann Superintendent war, einige geistliche Komödien, die sich besonders durch eine gewisse Regelmäßigkeit auszeichnen, und in jambischen und trochäischen Versarten abgefaßt sind, welche letztern damals noch ganz unbekannt waren.**) — Aber auch die profane Geschichte und das gemeine Leben blieb von damals lebenden dramatischen Dichtern nicht unbenutzt, wie die angeführten Komödien des Jakob Ayrer zeigen. Ja im J. 1584 erschien sogar eine Uebersetzung des Griechischen Trauerspiels des Euripides: Iphigenie in Aulis, und 1585 der Eunuch des Terenz Deutsch gemacht und in Reim verfasset.***)

Anm.*) Meisters Beiträge ꝛc. Th. 1 S. 260—62.
Anm.**) S. Gottsched's Vorrath ꝛc. S. 66.
Anm.***) Gottsched's Vorrath ꝛc. S. 120 und 21.

§. 20.

Volkslieder.

Das Deutsche Volkslied, das noch immer nicht nach seinem wahren Werth gekannt ist, fand in diesem Zeitraum seine schönste Nahrung. Mit dem Schluß des 16ten J. h. fing man schon an, ganze Sammlungen derselben zu veranstalten, um sich ihrer zur Unterhaltung in fröhlichen Gesellschaften zu bedienen. Dahin gehört unter andern: Newer lieblicher Galliardt*) mit schönen lustigen Texten, so bei allerhandt ehrlichen Gesellschaften, Gastereyen und anderm Wohlleben zur Freude ganz bequem ꝛc. componirt und publicirt von Nicolao Rosthio, Cappel-

meister zu Altenburg 1593. 2 Th. in 4.**). Eine gleiche Sammlung ist der Lustgarten Newer Teutscher Gesäng, Balletti, Galliarden vnd Intraden, mit 4. 5. 6. vnd 8. Stimmen, componirt durch Hans Leo Haßler von Nürnberg. Gedruckt zu Nürnberg 1601. 4. Mit dem dreißigjährigen Kriege aber erstarb die Liebe für diese Dichtungsart, die bald in gänzliche Unbedeutenheit überging, bis das Volk endlich ganz stumm und gesanglos ward.***)

Anm. *) Die Gaillarde war eine, damals gewöhnliche Tanzart, die nachher durch das Menuet verdrängt worden ist.

Anm. **) Proben davon hat Eschenburg im D. Museum 1776, May-Stück, abdrucken lassen, desgl. Meister in seinen Beiträgen Th. 1., woraus wir nachstehende zwei mittheilen:

I.

Nechten*), da ich bey ihr was
Schwazten wir dann dieß, dann das,
Auch sehr freündlich zu mir saß,
Sagt, sie lieb mich ohn all Maß.

Nechten, da ich von ihr scheidt,
Freündlich wir uns herzten beyd,
Verhieß mir bey ihrem Eyd
Mein zu seyn in Lieb und Leyd.

Nechten, da ich von ihr ging,
Sie mich ganz freündlich umbfing,
Darzu sehr fern mit mir ging,
Und war gar sehr gut all Ding.

Heüte, da ich zu ihr kam,
War es alles wider zam,
Bösen Bscheid ich da bekam,
Mußt abziehn mit Spott und Scham.

*) D. i. gestern Abends, oder vergangene Nacht, wie im englischen last night.

II.

Fraw Nachtigall, mag dich bereit,
Der Tag bricht an, es ist hoch Zeit,
Du sollt mein trewer Bothe seyn,
Wol zu der allerliebsten mein.

Die dein in ihrem Wurzgärtelein
Thut warten mit groß Angst und Pein,
Manch heißen Seufzer ihr rauß dringst,
Bis ihr von mir gut Bottschafft bringst.

So mach dich auf, seum dich nicht lang,
Fahr hin mit schön und fröhlichn Gsang,
Sprich ihr mein Gruß ins Herz hinein,
Sag, ich wöll selbst bald bey ihr seyn.

Sie wirdt dich heissen zu tausendmal
Willkommen seyn, Fraw Nachtigal,
Wird dir auch zeign zur selben Stund
Ihr trewes Herz mit Lieb verwundt.

Durch Venus Pfeil ist es verletzt,
Drum du sie alles Leids ergez,
Sag, daß sie ihrn Unmuth laß fall,
Nichts nur recht auß, Fraw Nachtigall!

Anm. ***) S. Koch's Compendium II. Vergl.: Horn's Gesch. und Kritik ꝛc. S. 88 bis 97.

§. 21.

Grammatisch-lexikalisch-philosophische Bearbeitung der Sprache.

Wenn gleich schon Karl der Große (S. S. 19) daran dachte, die Deutsche Sprache unter Regeln zu bringen, so ist doch bis zur Zeit der Re-

formation in diesem Felde der Sprachlitteratur nichts auf uns herabgekommen, und wahrscheinlich auch nichts geleistet worden. Erst diesem Zeitraum war es aufbehalten, die Sprache wissenschaftlich zu behandeln, und die regellose Ungebundenheit der Schriftsteller auf gewisse Grundsätze zurückzuführen.

1) Die erste, uns bekannte Deutsche Sprachlehre gab uns ein Zeitgenosse Luthers, Namens Valentin Ickelsamer. Der vollständige Titel lautet: Teutsche Grammatica, darauß ainer von jm selbs mag lesen lernen, mit allem dem, so zum Teutschen lesen vnnd desselben Orthographian mangel vnd überfluß, auch anderm vil mehr, zu wissen gehört. Auch ettwas von der rechten art vnnd Etymologia der teutschen sprach vnnd wörter, vnnd wie man die teutschen wörter in jre silben taylen, vnnd zusamen buchstaben soll. Valentin Ickelsamer. Das Buch besteht aus fünf Bogen 8, aber ohne Jahrzahl und Druckort; ein Exemplar davon befindet sich auf der Wolfenbüttelschen Bibliothek. Die Arbeit ist gering, und verdient eher ein Buchstabir- und Lesebüchlein, als eine Grammatik genannt zu werden. Aber welche Forderungen dürfen wir an einer Schrift machen, welche nur als der erste Versuch dieser Art merkwürdig ist! Desto schätzbarer ist uns der Verf. nach seiner deutschen Gesinnung, die er in mehreren Stellen ganz unverholen darlegt. So sagt er S. 7: „Bei den lateinischen wird die Orthographia, das ist, wohl buchstäblich schreiben, so eben vnnd fleißig gehalten, das ainer der ganzen lateinischen kunst vnwissend würdt geachtet, der nur ai-

nen Buchstaben vnrecht, oder ainen zu vil oder zu wenig setzet, warumb soll es dann bey den Teutschen gleich gelten, man schrieb recht oder falsch? kündte man doch diese sprach so wol regulieren als die Hebraisch, Ghriechisch oder Lateinisch sein. Ja billich ist es allen Teutschen ain schand vnd spott, das sy anderer sprachen maister wöllen sein, vnd haben jre aigne angeborne muttersprach noch nye gelernet oder verstanden." — Daß der gute Mann mit seiner einfachen und schmucklosen Rede auch uns noch lehrreich seyn könnte, beweis't nachfolgende Stelle: „Es ist ser vnrecht, das die teutschen schulmaister nit mehr künden oder thun wöllen, dann ainen jungen lesen, schreiben vnd rechen leren, dann was ist's anders, das sich ainer außthut ain teutscher schulmayster zu sein, dann ainen Lerer der teutschen sprach zu sain? da nit allain lesen, schreiben, vnd rechen zugehört, sonder ain künstlicher verstand d'ganzen teutschen wörter sprach art vnd weiß? Man solt denn erst auß dem teutschen schüler ainen Grammaticum machen, vnd jn leren alles was zu ainer teutschen Orthographia, Etymologia vnnd Sintaxi dienet, vnnd das wer ser nutz, sonderlich denen die etwa gemaine schreiber solten werden, oder in den andern sprachen hernach wolten studieren, darzu sy gar leichtlich möchten kummen, wo sy zuvor jren verstand in ainer sollichen teutschen Grammatic geyebt hetten."

2) Der zweite deutsche Grammatiker dieses Zeitraums ist Laurentius Albertus, mit dem Zunahmen Ostrofrank (Osterfrank schreibt Philipp von Zesen). Der vollständige Titel seiner Arbeit, wovon die Wolfenbüttelsche Bibliothek ein Exemplar bewahrt*), lautet: Teutsch Grammatick

oder Sprachkunst. Certissima ratio discendae, augendae, ornandae, propagandae, conservandaeque linguae Alemanorum siue Germanorum, Grammaticis regulis et exemplis comprehensa et conscripta: per *Laurentium Albertum*, Ostrofrancum. Cum gratia et priuilegio imperiali. Augustae Vindelicorum excudebat Michael Manger. MDLXXIII. 8. 16 Bogen. Die Zueignungsschrift ist den 20sten September 1752 zu Würzburg geschrieben, und an Johann Aegolf von Knöringen, apostolischen Protonotarius, Stiftsherrn der Kathedralkirche zu Würzburg, und Custos zu Augsburg, auch Herzogl. Bayrischen Rath, gerichtet, den er als einen Mäcen preiset, und ihn vorzüglich lobt als einen Freund und Kenner der Deutschen Sprache. Er gesteht, daß seiner Regeln wenig, und sein Werk noch sehr mager und unausgearbeitet wäre; doch solle man bedenken, daß aller Anfang schwer, und dieses eine neue und ungewöhnliche Arbeit sey, darin er keine Vorgänger gehabt. — Auf die Zuschrift folgt eine Abhandlung von dem Nutzen und Zweck seiner grammatischen Arbeit, worin er sagt, daß die Deutsche Sprache von vielen zu seiner Zeit rein und zierlich geredet werde, aber daß es doch den meisten noch an Gründen fehle, und versichert hierauf, daß diese Sprache so gut gelehrt und gelernt werden könne, als irgend eine andere, welches er erstlich durch diese Arbeit, hernach durch eine vollständigere Grammatik und endlich durch ein reiches, deutsches Wörterbuch beweisen wolle. (Von beiden aber ist

nichts erschienen). Auch straft er die unter den Deutschen eingerissene Sprachmengerei. — Das Werk ist nach dem Muster der lateinischen Grammatik gearbeitet, und zerfällt in die gewöhnlichen vier Theile. Den Anfang macht die Orthographie. Für das Wort Grammatik hat er, weil es sich nach seiner Meinung im Deutschen nicht füglich durch ein Wort geben läßt, über 80 kurze Umschreibungen und Erklärungen vorgeschlagen, worunter sich indessen auch die Wörter Sprachkunst und Sprachlehre befinden. Die Diphthongen, sagt er, wären unsrer Sprache nicht eigen, sondern entlehnt, und bei den Unterscheidungszeichen äußert er, daß den Deutschen außer dem Punkt, Komma und Kolon keines bekannt sey. (Auch Ickelsamer weiß von keinem Semikolon). Die Stammwörter sind nach ihm alle einsylbig. Unter den Mundarten gibt er der Oberländischen den Vorzug, und sagt, daß er sich nach ihr in dieser Anweisung gerichtet, und die Schriften zum Muster genommen, die zu Maynz, Ingolstadt, Nürnberg, Basel, Frankfurt und Wittenberg gedruckt worden. Auf die Orthographie folgt der erste Theil der Prosodie, der die Lehre von den Accenten und der Aussprache begreift; der zweite Theil, der von der Verskunst handelt, steht am Ende des Werks. Beide aber sind kurz und höchst oberflächlich bearbeitet. Am längsten verweilt er bei der Etymologie, die aber, besonders in der Lehre von den Zeitwörtern, wenig befriedigt. In der Syntax kommen mehrere sehr gut erdachte Regeln vor, die er durch zweckmäßig gewählte Beispiele unterstützt.

3) Der dritte Deutsche Grammatiker ist Albert Oelinger. Der Titel seiner Sprachanweisung lautet: Vnderricht der Hoch Teutschen Sprach: Grammatica seu Institutio vera germanicae linguae, in qua Etymologia, syntaxis et reliquae partes omnes suo ordine breviter tractantur etc. etc. Cum D. Joan. Sturmy sententia de cognitione et exercitatione linguarum nostri saeculi. *Alberto Oflingero* Argent: Notario publico Auctore. Argentorati, excudebat Nicolaus Vvyriot. MDLXXIIII. 8. 14 Bogen. (Auf der letzten Seite steht die Jahrzahl MDLXXIII.) Der Verf. sagt, daß er für die Jugend, besonders für einige französische Edelleute, die er im Deutschen unterrichtet, geschrieben habe. Die Arbeit ist aber nicht sonderlich ausgefallen. Seine Regeln zeugen von Willkür und Unkunde. So lehrt er, es sey einerlei, zu sagen from oder frumm; desiterativa sind ihm: es lauffert, weinert, danzert, reittert ihn, d. h. er hat Lust zu laufen, weinen 2c. S. 95 sagt er: die Deutschen hätten kein Passivum. Ganz elend ist, was er über die Prosodie sagt.

4) Weit wichtiger, und mit eben so viel wissenschaftlichem Geist als Fleiß ist die Deutsche Sprachlehre des Johann Clajus gearbeitet, die vier Jahr nach der Oelingerschen erschien. Ihr vollständiger Titel ist: Grammatica germanicae linguae M. Johannis Claji, *Hirtzbergensis*, ex bibliis Lutheri Germanicis et aliis ejus libris collecta. MDLXXVIII.

18 Bogen in 8. (Auf der letzten Seite steht: Lipsiae Johannes Rhamba excudebat 1578). Sie ist bis zum Jahr 1689 zehnmal aufgelegt worden, woraus hervorgeht, daß sie damals als die beste angesehen worden seyn muß, welches sie auch nach dem Urtheile Morhof's verdient. **) Der Verf. der erst Rektor zu Goldberg und zu Nordhausen, und dann Prediger zu Bendeleben, und ein guter Linguist war, besserte über zwanzig Jahr daran, ehe er sich damit hervorwagte. Sie enthält meist sehr gründliche und klare Regeln, die durch glücklich gewählte Beispiele, größtentheils aus der lutherischen Bibelübersetzung entlehnt, erläutert werden, und die Sprache erscheint darin überhaupt in einer größern Schönheit, als man nach der damaligen Zeit erwarten durfte.

Von den übrigen uns noch bekannt gewordenen Sprachlehren führen wir zum Schluß nur noch die Weymarsche deutsche Grammatik an, die 1518 erschien, und zum Gebrauch der Schulen des Herzogthums Weimar bestimmt war. Daß solche ein nutzbares Buch gewesen seyn muß, ersieht man aus dem vom Hofprediger und Inspektor M. Joh. Kromayer im J. 1619 erlassenen, zu Weimar gedruckten Bericht vom newen Methodo, wie es in den Schulen deß Weymarischen Fürstenthumbs mit Unterweisung der Jugend gehalten werden soll ꝛc., worin auf obige grammatische Arbeit Bezug genommen, und über den Gebrauch derselben in den Schulen eine sehr vernünftige Anweisung ertheilt wird ***).

Anm. *) Dieses Exemplar ist hie und da mit guten Summarien beschrieben, und von derselben Hand sind einige Regeln ganz durchgestrichen.

Anm. **) S. dessen Polyhistor Th. 1. B. 4. Kap. 4.

Anm. ***) S. Elias Caspar Reichhard's Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst. Hamburg 1747. 8. Seite 22 bis 66.

§. 22.

Fortsetzung.

Da die lexikalische Bearbeitung der Sprache mit der grammatischen im genausten Zusammenhang steht, so darf es nicht befremden, daß von einer Litteratur deutscher Wörterbücher ebenfalls erst in diesem Zeitraume die Rede seyn kann. Die ersten Arbeiten dieser Art waren natürlich nur dürftige Vokabularien, bei denen man sich begnügte, so viel Wörter als man vorfand, in alphabetische Ordnung zu bringen. Den Anfang macht ein Wörterbuch, das, ohne Namen seines Verfassers, im J. 1480 unter dem Titel erschien: Vocabularius, in quo Latinum praecedit et Teutonicum subjungitur, jetzt aber sehr selten ist. Darauf folgte ein Vocabularius Theutonicus 1482, 4 zu Nürnberg, in welchem das Latein barbarisch ist, und das Deutsche aus der gemischten Schwäbischen und Fränkischen Mundart besteht. Zwischen Vokalen und Diphthongen ist hier gar kein Unterschied gemacht. Im J. 1489 erschien zu Straßburg ein deutsch — lateinisches Wörterbuch in 4., von Wenceslaus Brack, betitelt: Vocabularius rerum. Im Anfang des 16ten J. h. kam eine Gemma Gemmarum her-

aus, die ein schmuziges Latein, aber ein reineres Deutsch als die frühern Wörterbücher enthält, und 1508 veranstaltete Joh. Altensteig eine Sammlung verdeutschter grammatikalischer Kunstwörter. Wichtiger aber als die vorgenannten ist das Wörterbuch des Peter Dasypodius, das 1535 zu Straßburg erschien, und 1536 und 37 und noch mehrmals wieder aufgelegt wurde, so wie das noch reichhaltigere von Josua Maler, Prediger zu Elg im Zürchergebiet, das 1561 in 4 zu Zürch unter dem Titel herauskam: Die teutsch Spraach. Alle Wörter, Nahmen und Arten zu reden, in hochteutscher Sprach, dem A. B. C. nach ordentlich gestellet, und mit gutem Latein ganz fleißig und ordentlich verdollmetscht, dergleichen bisher noch nie gesehen. Zürich bei Froschauer, 1561 in 4. Der Litterator Conrad Geßner hat dieses Wörterbuch mit einer Einleitung versehen. *)

Anm. *) Von diesen ersten, in Deutschland gedruckten Wörterbüchern gibt Joh. Leonh. Frisch Nachricht in einem lateinischen Program. Er nennt darin acht Wörterbücher, das Malersche aber scheint er nicht gekannt zu haben, da er es ganz übergangen hat.

§. 23.

Fortsetzung.

Auch die Erklärung deutscher Wörter, Kunstausdrücke und sprichwörtlicher Redensarten wurde in diesem Zeitraum nicht vernachläßigt. So gab Joh. Serranus eine Sammlung deutscher Synonymen

heraus, die indessen sehr unvollständig war; Conrad Geßner machte sich verdient um die Benennung der Thiere und Pflanzen, und Johann Agricola um die Auslegung deutscher Sprichwörter. Dieser Agricola war 1492 in Eisleben geboren, (daher er sich nach damaliger Sitte auch Magister Eisleben nannte, so wie er schon seinen eigentlichen Namen Schnitter ebenfalls nach damaligem Gebrauch in den lateinischen Agrikola verwandelt hatte), nahm als eifriger Anhänger Luthers großen Antheil an der Reformation, veranlaßte aber nachmals den sogenannten antinomistischen Streit*), weshalb er in mancherlei Bedrängnisse gerieth, und nach Berlin floh, wo er als Hofprediger und Generalsuperintendent 1566 starb. Hier gilt er uns nur als Verfasser einer schätzbaren Sammlung deutscher Sprichwörter, die in hoch- und niederdeutscher Mundart zugleich gedruckt wurde, und in ihrer ersten — jetzt äußerst seltenen — Ausgabe den Titel führt: Dre hundert Gemener Sprekwörde der wy Düdschen uns gebruken, unde doch nicht wetten wohar se kamen, duch Dr. Johann Agricolam von Islewe. Magdeburg 1528 8. (Die hochdeutsche Ausgabe erschien zu Eisleben auch 1528 in 8.) Im J. 1529 kam, ohne Angabe des Drucks, orts, der zweite Theil unter dem Titel heraus: das ander Teyl gemeiner deutscher Sprüchwörter mit yhrer Auslegung hat fünfftehalbhundert newer Wörter. Beide Theile sind in der Folge mehrmals wieder gedruckt worden. Die letzte Ausgabe ist von 1592 und hat den Titel: Siebenhundert vnd funffzig deutscher Sprüch-

wörter, ernewert vnd gebessert, durch Joh. Agricola. Mit vielen schönen lustigen vnd nützlichen Historien vnd Exempeln erkleret vnd ausgelegt 1592. Wittenberg, gedruckt bey M. Joh. Krafft. (Es sind aber nur 749 Sprichwörter). Agricola war zwar nicht der erste, dem wir eine Sammlung Deutscher Sprichwörter verdanken. Schon vor ihm veranstaltete Heinrich Bebel eine solche unter dem Titel: Proverbia Germanorum in latinitatem reducta, die in seinen opusculis 1507 stehen. Aber sein Verdienst ist darum nicht geringer; denn er dringt mit Scharfsinn ein in den Geist alter Sprüche, und sucht den Inhalt derselben mit patriotischer Vorliebe für Deutsche Sprache und Denkart**) in einer eben so beredten als lichtvollen Darstellung allgemein faßlich zu machen. Sein Styl ist für seine Zeit klassisch, und hat gewiß zur Herbeiführung eines bessern Geschmacks in Deutschen Schriften sehr viel beigetragen. Sprachforscher und Geschichtschreiber werden diesem patriotischen Ausleger danken, daß er uns in seinem Werke einen Reichthum Deutscher Weisheit und Deutschen Witzes, und eine Urkunde der Nationaldenkungsart hinterlassen hat. ***)

Anm. *) Agricola behauptete nämlich gegen Luther (der ihn im Unwillen über seine Zänkereien gewöhnlich nur Magister Grickel nannte) und gegen Melanchthon die Ungültigkeit des mosaischen Gesetzes, und lehrte, daß es bei der Besserung des Menschen nicht auf das Gesetz (die Befolgung desselben) sondern auf das Evangelium oder Buße und Glauben ankomme. Verschiedene Theologen pflichteten ihm bei, und man nannte sie daher Anti-

tino-

tinomier (αντι gegen, νομος Gesetz) Gesetzstürmer.

Anm.**) Wie nachdrücklich er sich der Deutschheit annimmt, zeigt sich besonders in der Vorrede seines Werkes, wo er sich über die Absicht desselben und den damaligen Zustand der Sprache so auslässt: „Es bewegen mich zur Bekanntmachung dieser teutschen Sprüchwörter zwo ursachen: die erste, das, wer diese Spruche haben wurde, der wurde die ganze deütsche Sprache haben, welche sprach wir Deütschen so gar für nichts achten, das sie auch fast gefallen ist, und niemands, oder gar wenig leüt sind, die deütsch reden konnen, alle Nation haben yhre zungen und sprachen ynn regeln gefaßet, auch ynn yhre Cronicken und Handelbücher verzeichnet — alleine wir Deütschen, haben solchs vergeßen, daß vnser geringe geachtet, wie ehrlich es auch gewesen, vnd auff anderer Leütt, und fremder Nation wesen, sitten und gebehrde gegaffet, gleich als hetten unsere alten vnd forfaren nie nichts gehandelt, geredt, gesezt und geordnet, das yhnen ehrlich und rhumlich nachzusagen were, so doch, wie dise Sprichwortter aufweisen, vnsere Forfaren gar erbare, tapfere und weise Leüte gewesen sind. — Die andere, Syntemal gemeyniglich mit der Sprache auch die Sitten fallen, ist zu besorgen, der Dewtschen trewe vnd glauben, bestand, warheit werden auch fallen: denn wir Deütschen tragen nun forthin Welsche, Hispanische und Franzosische Kleidung, haben Welsche Cardinal, Franzosische und Spanische krankheiten, auch Welsche practiken, derhalben hab ich gedacht, die weise Rede vnser alten Deütschen an tag zugeben, auff das doch etliche vnter vnsern Deütschen mochten gereizt werden, yhrer voreltern Fußstapfen nachzuwandeln."

Anm.***) S. Meister's Beiträge rc. 1 Th. S. 303 —

307. — Charaktere Deutscher Dichter ꝛc. S. 103. Vergl. Jördens Lexikon ꝛc. 1 B. S. 25 — 28.

§. 24.

Vielseitige wissenschaftliche Bestrebungen.

Wenn wir in diesem Zeitraum nur wenige Originalschriftsteller kennen lernten, die unmittelbar für Deutsche Sprache und Deutsche Poesie wirksam waren: so müssen wir bedenken, daß der durch die Kirchenreformation aufgeregte Geist sich mehr auf das Strenge und Ernste in der Wissenschaft hinwarf, indem man allgemeiner und dringender das Bedürfniß zu fühlen anfing, sich eine haltbare Grundlage für die gelehrte Bildung zu verschaffen. Offenbar hatte die Reformation den ersten Anstoß dazu gegeben, da es in ihrem Wesen lag, auf ein gründlicheres Studium derjenigen alten Sprachen hinzuführen, die, als die Quelle reiner Religionserkentniß, erforscht seyn wollten, um alte Irrthümer mit Nachdruck zu bestreiten, oder erkannte Wahrheiten zu verfechten. Dieses Studium aber fordert nothwendig ein vielseitigeres Wissen, oder führt auf dasselbe hin, da es, nicht auf die engen Grenzen einer einzelnen Wissenschaft beschränkt, das ganze Gebiet des menschlichen Wissens umfaßt, und den, der sich ihm hingibt, zwingt, mehrere Felder der Gelehrsamkeit zu gleicher Zeit zu bearbeiten.

Dies war der Fall bei den Reformatoren dieses Zeitraumes, und bei allen denen, die durch ihren Geist geweckt und belebt, als Schriftsteller und Bildner des Deutschen Volks nach ihnen sich erhoben.

Ohne sie, und alles Gute, das durch sie begründet wurde, hier aufzählen zu können, ist es doch dem Zwecke einer Litteraturgeschichte gemäß, den vorgedachten, um Sprache und Poesie verdienten Altvordern, noch einige derjenigen Namen und Anstalten anzureihen, die jene vielseitigere wissenschaftliche Bildung Deutschlands mit befördern halfen, und als Folge derselben hervortraten.

Im Felde der Geschichte arbeiteten Nicol. Mareschall von Thüringen (1525), Joh. Aventinus (1534), der schon genannte Conrad Peutinger (1547) und Joh. Sleidanus (1556). Als Philologen und Aufklärer wirkten Jac. Wümpfelingen, Stifter der Soc. lit. Argentinensis (1528), Joh. Müller Rhellicanus (1542), der berühmte Freund Luthers — Melanchton — (1560), Joh. Oporinus (1568), Friedr. Sylburg (1596), Justus Lipsius (1606), Laur. Rhodomann (1606), Joh. Caselius (1613). In den philosophischen Wissenschaften: Theophrastus Paracelsus, Alchymist (1541), Nicol. Copernicus, Mathematiker und Astronom (1543,) Sebastian Frank, Mystiker und Theosoph (1545), Andreas von Ipern, theol. Methodologe (1564 — 76), Conrad Gesner, aus Zürch, Naturforscher und Litterator (1565), Joh. Prätorius, Erfinder des nach ihm benannten Meßtisches (1616). In verschiedenen Fächern der Gelehrsamkeit und als Beförderer und Verbreiter derselben wirkten: Joh. Froben, Buchdrucker zu Basel, der wahren Gelehrsamkeit Beförderer (1525), Hans Luft, der die erste lutherische Bibel druckte, Willibald Prickheimer, der erste

Deutsche Numismatiker (1530), Joh. Herwagen, Buchdrucker zu Basel, der sich um humanistische und deutsche Litteratur verdient machte (1544), Andreas Wesalius, aus Brüssel, Aufklärer in der Anatomie (1564 — 76), Andreas Wechel, Buchdrucker zu Frankfurt a. M. (1581), Heinr. Commelin, Humanist und Buchdrucker zu Heidelberg (1597), Conrad Ritterhusius, Jurist (1613), Friedr. Taubmann, witziger lat. Dichter (1613), Marx. Freher, Jurist und Bearbeiter der Deutschen Geschichte und Litteratur (1617). Auch die Kunst fand ihre Verehrer und Beförderer an Lucas Cranach, dem Porträtmaler 1553, dem Maler Hans Holbein dem jüngeren (1574), und an Chr. Schwarz, aus Baiern, dem Deutschen Raphael (1594). Unter die wissenschaftlichen Anstalten, die in diesem Zeitraum gegründet worden, gehören: die Universitäten Marburg (1527), Königsberg (1544), Jena (1548), Helmstädt und Altorf (1575), und Gießen (1607); ferner die Schulen und Gymnasien zu Frankfurt a. M. und Bremen (1528), die Fürstenschulen zu Meißen und zu Pforta (1543), die Fürstenschule zu Grimma (1550), das Gymnasium zu Danzig (1558), das Elisabethanum zu Breslau (1562), das Gymnas. zum grauen Kloster in Berlin, jetzt Berlinisches Gymnasium genannt, (1574), das Joachimsthalische Gymnasium zu Berlin (1607) und mehrere andere. Auch wurden Bibliotheken angelegt, als: die Universitäts-Bibliothek zu Leipzig (1544), die Wittenberger wurde nach Jena verpflanzt (1558), zu Augsburg (1563), zu Wien (1564) zu Straßburg (1572)

zu Dresden (1588). Manche nicht unwichtige Erscheinnngen standen mit diesen Anlagen wissenschaftlicher Kultur in Verbindung, wohin der erste gedruckte Meßkatalog in Deutschland (1554) und der eingeführte verbesserte Gregorianische Kalender (1582) zu rechnen ist. Mit Recht also konnten wir diesen Zeitraum das Zeitalter aufblühender Wissenschaftlichkeit nennen.

§. 25.

Ueber die Kanzelberedsamkeit seit Karl dem Großen bis zum dreißigjährigen Kriege.

Es scheint zweckmäßig, am Schlusse dieses Zeitraums noch einen Blick auf die Geschichte der Deutschen Kanzelberedsamkeit zu werfen, da der Prediger wie der Schriftsteller auf Sprache und Volksgeist am schnellsten und meisten einwirkt, und die Redekunst in Deutschland, unter allen Künsten am wenigsten gepflegt, sich fast einzig auf die Kanzel beschränkt sieht.

Bestimmen wir den Anfangspunkt dieser Kunst, so setzen wir ihn eher zu früh als zu spät in das Zeitalter Karl's des Großen. Denn erst unter ihm, wie S. 19 bemerkt worden, begann die Deutsche Sprache neben der Lateinischen in kirchlichen Vorträgen gebraucht zu werden, und die geistliche Aufklärung war kaum dem anbrechenden Morgen eines in Wolken verhüllten Himmels vergleichbar. Jeden Sonntag wurde aus dem Homiliarium des Paulus Diaconus, der die sonntäglichen Episteln eingeführt hatte, oder aus dem Postillarium des Alcuin, Beda

und andern der Gemeine etwas vorgelesen. Indem man sich mit diesen sonntäglichen Texten begnügte, wurde die Bibel ganz beseitiget, und da durch die ewige Wiederholung einer und derselben Sache die Aufmerksamkeit geschwächt wurde, so suchte man die Gemeine durch leere Ueberlieferungen, päpstliche Dekrete und heilige Fabeln zu unterhalten. Zeremonien und Feierlichkeiten machten das Wesen der Gottesverehrung aus. Im zwölften Jahrhundert ward ausdrücklich den Priestern verboten, vor dem Volke die heil. Bücher in der Muttersprache zu lesen. Ungeachtet hernach im J. 1240 der Kardinal Hugo die erste Konkordanz über die Vulgata verfertigte, und der Mönch, Konrad von Halberstadt, dieselbe vollendete: so blieb's doch bloß bei der buchstäblichen Erkenntniß. Die Auslegungskunst wurde durch Allegorieen, und die Dogmatik durch scholastische Grillen verunstaltet, die aus einem mangelhaften Studium des Aristoteles hervorgingen, der, schon im elften J. h. übersetzt, bis auf Luther im höchsten Ansehen stand*). Mit dieser aristotelischen Weisheit verschwisterte man die casuistische Theologie, eine Frucht des kanonischen Rechts, worauf sich der Mystizismus einschlich, der einerseits aus dem Klosterleben, andrerseits aus dem Studium kabbalistischer und arabischer Weltweisen entspringend, im vierzehnten Jahrhundert gegen den Despotismus des christlichen Roms auftrat, und in der ersten Hälfte des funfzehnten J. h. sein Haupt in Thomas Malleolus oder Hämmerlein (Thomas à Kempis genannt) fand. Zwischen jenen Scholastikern und diesen Mystikern steht eine Menge Allegoristen in der Mitte, die ihre Ge-

bete und Predigten mit den seltsamsten Mährchen und Parabeln anschwellten.

Luther selbst, wenn gleich über den Zeitgeist weit hervorragend, war von dieser Art der Kanzelunterhaltung nicht ganz frei; doch wußte er sie nicht nur geistvoller und edler zu behandeln, sondern sie auch mit der Offenbarung schicklich zu verbinden. Den Beweis davon geben unter andern seine vier Predigten, die er über den Tod, die Auferstehung und das letzte Gericht in den Jahren 1544 und 45 zu Wittenberg gehalten hat.**) In der zweiten, über den Text: es wird gesäet verweslich, und wird auferstehn unverweslich macht er Anspielung auf ein Märchen von einem zum Sprichwort gewordenen Fuhrmann Hans Pfriem,***) den er einem vernünftigen Bauer entgegen stellt. In dieser, so wie in der dritten Predigt über die letzten Posaunen herrscht eine Naivetät und Einfalt, der man nicht abhold seyn kann, wenn man bedenkt, daß diese Art der Versinnlichung für damalige Zeit ein nothwendiges Mittel war, auf die Gemüther zu wirken, und daß überhaupt dergleichen Vorträge unter jedem an Abstractionen nicht gewöhnten Publikum als zweckmäßig erscheinen müssen.****) Ueberhaupt wurde, sobald das Lesen der h. Schrift auch dem Laien vergönnt war, der Kanzelvortrag nicht bloß gemeinnütziger und popularer, sondern auch mehr auf Vernunft und Offenbarung gegründet. Die Freimüthigkeit, der Charakter jeder erschütternden Epoche, herrschte auch in der Homiletik. Von der Hütte bis zum Thron, von dem Gastsaal bis zum Heiligthum wurde das Laster bald mit Donnerkeilen eines Ge-

richtsengels, bald mit Scorpionen der Satyre verfolgt. Es war eine Zeit der Gährung, die schon, wie Geiler von Kaisersberg Predigten beweisen (S. 108) vor Luthern ausbrechend, unter ihm und durch ihn das Unedle abscheidete, und den reinen Kristall der Lehre Christi in seiner Lauterkeit vortreten ließ. Die ächten Schüler Luther's und Zwingli's waren auch bemüht, die Mitte zu halten zwischen hierarchischem Despotismus und sectirischer Zügellosigkeit, indem sie nach Einführung der klassischen Litteratur und einer gesunden Auslegungskunst eben so sehr die Schwärmerei unter den Protestanten als die scholastischen und rabbinischen Grillen aus ihren kirchlichen Vorträgen zu verbannen suchten. Allein schon in dem sechszehnten Jahrhundert entstanden unter den Lutheranern selbst allerlei Secten, und mit ihnen zugleich eine Art neuer Hierarchie. Die Prediger christlicher Liebe wurden die eifrigsten Verfolger, die Kanzeln glichen Hannibals Schiffen, die mit Schlangen und Nattern angefüllt waren, Zänkereien und Religionskriege stürzten die Kirche in allgemeine Verwirrung, und der gute Geschmack der Kanzelberedsamkeit nahte seinem Verfall.*****)

Anm*) Luther druckt sich in seinen Tischreden darüber folgendermaßen aus: „Bei unsern Zeiten war bös studiren, da die Theologie und alle gute Künste verachtet waren. Aristotelem den Heyden hielte man in solchen Ehren, daß wer ihm widersprach, der ward zu Cöln vor den größesten Ketzer gehalten und verdammet, da sie den Aristoteles doch nicht verstunden, darum haben die Sophisten ihn verdunkelt, wie der Mönch that, der in der Passionspredigt zwo Stunden mit dieser Frage zubrachte:

utrum quantitas realiter sit distincta a substantia? Ob die Größe an ihr (sich) selbst unterschieden wäre vom Wesen? Und zeigte Exempel an und sprach: Mein Haupt könnte wohl durch dies Loch kriechen, aber die Größe des Haupts kann es nicht: Söndert also als ein Lappe und Narr das Haupt von der Größe."

Anm. **) Diese Predigten sind im J. 1586 von M. Andreas Poach, Pfarrherrn in Erfurt, herausgegeben worden.

Anm. ***) Ueber das Märchen von Hans Pfriem theilt uns Poach in seiner Vorrede zu Luthers Predigten folgendes mit:

„Gott will sein Regiment also führen, daß ihm niemand soll einreden: Die Welt aber kann es nicht laßen, sie muß dawider reden, was Gott redet und thut. Darumb hat man diß Getichte gemacht von Hans Pfriemen; der war ein armer Furman, dem zugelassen ward von Gott, daß er möchte im Paradiß sein, vnnd mit genießen aller freude und lust, so im Paradiß ist: doch mit dem Bedinge, daß er kein Einrede thun sollte in irgend einer sachen, sondern stillschweigen, vnnd im gefallen lassen, was er im Paradiß hören und sehn würde."

„Da er nu im Paradyß war fand er etliche, die schepften Waßer mit einem Vaß, welches keinem Bodem hatte. Als er solch's sahe, ward er vnwillig und dachte bey sich selbs, Wie selzam vnd närrisch gehets hie zu? Warumb machen sich diese müde mit vergeblicher Erbeit? Denn er wollte das Regiment im Paradiß meßen, nach dem Regiment auf Erden, wie sich Furleute, Knecht und Megde zum Waßer schepfen stellen, vnnd stellen müßen bey dem Pferdstal, und Küestal, und hette gern dawider geredt, gedachte doch daran, mit was Bedinge er ins Paradiß kommen were, ging für über und schweig stille."

„Er kam fürbaß, vnd ward gewar, daß zween Zimmermänner einen großen, langen Balken trugen. Denselben hatten sie auf die Schultern gefaßt vber-

zwerricht vnd stießen damit an, an allen seiten, vnd kunnten nicht fortkommen. Denen sahe er zu, dachte in seinem Hertzen: Welche vngeschickte Tölpel sind das? Doch enthielt er sich zu reden."

„Da er fürbaß ging, fand er einen Furmann, der hatte vier Pferde vor einem Wagen, vnd war besteckt bliben im Koth. Da er nu aus dem Kot nicht kommen kunt, nam er zwei Pferde, so vor dem Wagen gingen vnd spannet sie hinden an den Wagen, vnd treib die hindersten Pferde eben so sehr als die fördersten. Als solchs Hans Pfriem sahe, das es seines Handwerks war, kund er sich nicht mehr enthalten, schalt den Furmann vnd sprach: Ey du großer Narr, was machstu da? Wiltu den Wagen auf Stücken zerreißen vnd die Pferde muthwillig ohn alle Not verderben? Vnd meinete der Thor, er hette es wol getroffen; aber er hatte gehandelt als ein Narr, da er am klügesten seyn wollt vnd wider das Bedinge gethan, vnd verdienet, das er aus dem Paradiß sollt verstossen werden. Darumb ward zu im erstlich Petrus von Gott gesandt, das er im den Befehl bringen solte. Hans Pfriem antwortete dem Petrus: Wie? Soll ich das Paradiß reümen? Vnd hab es doch vmb Gott nicht so sehr verschuldet als du? Hast du doch vnsern Herrn Gott verrathen vnd bleibst dennoch im Paradiß? Petrus schemet sich vnd zog ab. Da sandte Gott Paulum. Aber Hans Pfriem weiset Paulum auch gröblich ab vnd sprach: Du hast die Gemeine Gottes verfolget, vnd bleibest gleichwol im Paradiß — vnd ich habe ein wort oder zwey geredet vnd soll heraus? Paulus schemet sich auch vnd ließ von im ab. Da ward gesand Maria Magdalena: Derselben antwortet Hans Pfriem gleicher weise vnd sprach: Du bist ein öfentliche Sünderin gewesen, vnnd heißest mich das Paradiß reümen? Es ward gesand der heilige Mann Moses: Aber Hans Pfriem blieb auf seiner Meinung vnd sprach zu Mosi: Willtu mich aus dem Paradiß treiben?

Weißestu nicht, daß du vnsern Herrn Gott durch Vnglauben vnd Zweifel gevnheiliget hast, da du den Felß solltest schlachen mit dem Stabe, daß er Waßer gebe? — Als nun Hans Pfriem keinen Gesandten hören wolt, sandte Gott zu im die vnschuldigen Kindlein. Da dachte Hans Pfriem: Auwe, das wil arg werden! Die vnschuldigen Kindlein kan ich nicht tadeln. Dachte bey sich selbs: Ich weiß, was ich thun will. Ich will mit den Kindlin spilen vnd oersuchen wie ich sie mit Güte von mir bringe. Vnd ehe die vnschuldigen Kindlin nahe zu im kamen, steig er auf einen Baum vnd schüttelte vil Epfel herab, rief den Kindlein zu vnd sprach: Kompt her, lieben Kindlin, leset getrost anf. Solchs gefiel den Kiudlin wol vnd vergasen des Befehls und ließen Hans Pfriemen bleiben. Also blieb Hans Pfriem im Paradeiß vnd schweig hernach stille."

„Diß ist ein kindisch aber doch fein Getichte, fährt der Herausgeber fort, „vnd leret, das Gottes Regierung im Himmelreich vnd in der Kirchen Christi weit vnterscheiden ist von der Menschen Regierung n. s. w."

Anm. ***) Die Stelle aus der zweiten Predigt, worin Luther jenes Märchen behandelt, lautet so:

„Ein Bawer gehet daher auf dem Acker, hat sein Tuch am Halse. darinne tregt er Weitzen, Rocken, Gersten u. s. w. Vnd greifft getrost mit der Hand in den Samen, wirft um sich vnd beseet den Acker. Hinder jm her folget ein Knabe, der füret die Ege, vnd scharret den Samen zu, das er mit der Erde wol bedekt werde. Solchem Samen wollen wir entgegen setzen einen groben Tölpel vnd vnverständigen Narren, der doch trefflich klug seyn will vnd wol Gott im Himmel reformiren vnd meistern that, wie man von dem Furman Hans Pfriem saget, daß er im Paradiß alles hab wöllen überklügeln vnd meistern. Derselbe Hans Pfriem siehet den Bawr mit dem Tuch vnd den Knaben

mit der Ege, sehet an vnd spricht: Lieber Mann, was machst du da? Bistu auch klug? Du wirfst das gute Getreyd in die Erden; Hastu nicht daheim Kinder, Gesinde vnd Viehe, die es eßen können? Warumb verderbest du denn das gute Korn so schändlich vnd wirfst es in die Erde? — Wäre der Bawer vngeduldtich vnd kurz angebunden, wie man solcher viel findet, die da heiß seyn für der Stirn vnd nichts leiden können, so sollt er wol auffahren vnd meinen Hans Pfriemen gröblich abweisen vnd sagen: Was hastu, Narr, mit mir zu schaffen? Gehe du deines Weges! — Solt auch wol einen Erdenkloß nemmen vnd solchen Meisterklügel damit grüßen, das er auf dem Rücken lege vnd die Augen verkeerte wie ein Ochse, den man izt schlagen will. Aber ein vernünftiger Bawer thut das nicht sondern spricht: Lieber, Schweig stille; du verstehest izt nicht, was ich mache. Komm aber über ein halb Jahr oder Vierteliahr wieder, so will ich dir alsdenn zeigen, was ich izt gemacht habe. — — — Solch Gleichnis vom Acker vnd Samen giebt hie der Apostel, als wollt' er sagen: Du Narr, gehe hin zum Ackermann; derselb hat eine feine Bibel vber den Artickel von der Todten Auferstehung; darinne sollt du studiren vnd verstehn lernen, was du im Kinderglauben bettest. Denn derselbe Artickel steht auf dem Felde vnd im Garten geschrieben vnd abgemahlt vor deinen Augen, vnd kann dich dein Feld vnd Acker, den du beseeest, leren, was du halten sollt von der Todten Auferstehung." —

„ — Der Unterscheid Mannes vnd Weibes wird bleiben, wie Gott einen jeden geschaffen hat. Gleichwie das Korn seine Art vnd Natur behält. Aus einem Wäizenkorn wechßet nichts anders dann ein Waizenhalm; aus einem Gerstenkorn nichts anders, denn ein Gerstenhalm vnd so fort an; Ein jedes bleibet in seiner Natur vnd Wesen. Das Korn bringet derselben Art; das Gerstenkorn geht nicht in ein Wäizenhalm. Das Wäizenkorn nicht in ein Ha-

bernhalm. Wie die Natur geschaffen ist, vnd bleibet nach dem Wort, daß ein jeglichs nach seiner Art soll Frucht tragen vnd seinen eignen Samen bey sich selbs haben, ein jeglichs nach seiner Art, Genes. I. Also wird auch Gott in der Auferstehung einem jeglichen geben seinen eigen Leib. Was ein Mensch geschaffen ist, das soll ein Mensch bleiben, Mann oder Weib, Gott wird sein Geschöpf und Creatur nicht endern. Wie ein jeglicher geseet wird, also wird er eben derselben Art vnd Natur wider auferstehen, aber vil schöner und herrlicher seyn, denn er geseet ist, wird scharpfe Augen haben, die durch ein Berg sehn, vnd leise Ohren haben, die von einem Ende der Welt bis zum andern hören können."—

„—Also predigt vns Gott täglich von der Todten Auferstehung. — Was geschieht in unsern Häusern? Woher kommen Hüner, Enten, Gense? Kommen sie nicht aus todten Ding? Ein Matrona nimmpt Eyer. Dieselben leget sie unter eine Henne, Enten, Gans u. s. w. Was nimbst du für, du närrisches Weib, daß du die Henne, Ente über die Eyer sezest? — Ja, spricht die Matrona, über einen Mond, über sechs Wochen will ich dir die Schalen von den Eyern zeigen, vnd sollen dafür in dem Neste sizen junge Hünlin, Enten u. s. f. Ist das nicht Todte auferwecket? Ja, es ist mehr denn Todte auferwecket! denn zuvor war es noch nicht so viel als ein todt Huhn, sondern ein bloß Ey, vnd dazu ein solch Ey, welches keine Gestalt eines Eyes mehr hat; nu aber wird nicht wider ein Ey, sondern ein lebendig Huhn."

„Sage mir, ist es nicht ein groß Wunderwerk der Allmechtigkeit Gottes? Ein Weib empfehet, treget, gebieret einen Son. Derselb hat Leib vnd Seel, wechßet, wird stark vnd groß, stehet, gehet, lebet vnd webet. Fragestu, woraus solcher Son komme? so saget die Vernunft, Erznevkunst, Erfarung, deßgleichen auch Gottes Wort: Dieses Sons erster Anfang sey ein Blutströpflin. Wie gehet nun das zu? St. Petrus, Paulus, Augustinus, Ambrosius, Johan,

nes Huß, Ich Docter Martinus, woraus sind diese alle worden? Ist nicht jr erster Anfang ein Blutstropfe? Aber wir sind Hans Pfriemen, die nichts merken wollen."

In der dritten Predigt: über die letzten Posaunen kommen unter andern folgende Stellen vor: „So gehts zu, zu Felde in der Heerschlacht. W n man die Schlacht ansehet, so bieset man die Posaunen oder Drometen, schlegt die Trommel vnd gehet daher die Taratantara. Man macht ein Feldgeschrey, Her, her, her, her. Der oberste Leûtenant oder Heûbtmann vermahnet das Kriegsvolk die Feinde ritterlich anzugreiffen, Hui, Hui, Hui, Hui. Und das Kriegsvolk schreyt zu, Frisch an sie, Frisch an sie, Frisch an sie, Schlag Tod, Schlag Tod, Schlag Tod. — — — — Als Sodom vnd Gomorrah vnterging, da waren in einem Augenblik alle Einwoner der Stedte, Mann vnd Weib, Kind and Kegel tod vnd versenkt in Abgrund der Höllen. Da war nicht Zeit Gelt zu zelen, noch mit der Metze herumb zu springen, sondern in einem Augenblik war alles, was lebet, tod vnd versunken. Das war Gottes Posaune vnd Dromet, da gings: Pummerle pump, Pliz, Plaz, Schmi, Schmir. — Das ist nu vnsers Herrn Gottes Pauken, oder wie es St. Paulus hie nennet, die Stimme des Erzengels vnd Posaune Gottes. Denn wenn Gott donnert, so lautets schier wie ein Pauken, Pommerle pump, vnd die Donnerschläge scherzen nicht. — Das wird seyn das Feldgeschrey vnd die Taratantara Gottes, das der ganze Himmel vnd alle Luft wird gehn Kir, Kir, Pummerle pump."

Anm. *****) S. Meister's Beiträge zur Geschichte der teutschen Sprache, 2ter Th. S. 131 bis 223, wo der Verf. einen lesenswerthen historischen Grundriß der teutschen Kanzelberedsamkeit gibt.

Sechster Zeitraum.

Das Zeitalter widerstrebender Meinungen.

(bis 1751).

§. 1.

Einleitung.

Wenn es schon den Gesetzen des menschlichen Denkens überhaupt angemessen und durch die Geschichte aller Völker bestätigt ist, daß den ersten wissenschaftlichen Bestrebungen ein Kampf der Meinungen folgen muß: so ist solcher in dem Zeitraume, den wir jetzt anfangen, um so erklärbarer, da ihm nicht nur in der Reformation eine alles bewegende Umformung des Heiligsten und Aufregung aller Geisteskräfte vorausgeht, sondern auch mit ihm eine Begebenheit beginnt, die ganz Deutschland dreißig Jahre hindurch erschüttert. Sprache, Dichtkunst und Philosophie sind hier die drei Hauptgegenstände, die, mit widerstrebender Kraft, und eben daher mit ungleichem Erfolg bearbeitet, den Beweis führen, daß der Mensch erst nach vielen und mannigfaltigen Verirrungen den geraden Weg auffindet. Dies ist besonders der Fall bei der Dichtkunst, die in diesem Zeitraum wichtige Veränderungen erlebt, indem sich drei Partheien in den Besitz des Deutschen Parnaß theilen, die wir dadurch bestimmt zu bezeichnen glauben, daß wir sie die gedankenreiche, prunkvolle und geistlose nennen, wodurch sich zugleich die Ueberschrift dieses Zeitraumes rechtfertigt, die, in so

fern sie drei verschiedene Zustände in sich begreift, den schwankenden und ungewissen Charakter desselben ausdruckt*).

Anm. *) In mehrern Litteraturgeschichten wird dieser Zeitraum die Periode der Schlesischen Dichter genannt, weil damals Schlesien das Vaterland der schönen Geister werden zu wollen schien, obschon jene Benennung nicht das Wesen dieses Abschnittes bezeichnet.

§. 2.

Ubergang aus dem vorigen Zeitraum in den jetzigen.

Den Uebergang zu den Dichtern dieses Zeitraumes macht Georg Rudolph Weckhrlin, den wir als den ersten würdigen Vorgänger Opitzens betrachten dürfen. Den 15ten September 1584 zu Stuttgard geboren, verlebte Weckhrlin seine männlichen Jahre in England, wo er 1620 bei der Deutschen Kanzley eine Anstellung erhalten hatte, und starb daselbst um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Sein Hang zur Poesie, der damals, da für geschmackvolle Dichtkunst in Deutschland noch so wenig gethan worden war, mit großen Schwierigkeiten zu ringen hatte, fand theils darin, theils in den vollkommenen Mustern der ausländischen Litteratur einen kräftigen Sporn, diesen nachzueifern. Statt der damals gewöhnlichen Knittelreime, wählte er sich bestimmtere und abwechselndere Sylbenmaaße, und versuchte sich in den meisten, von den Italiänern Engländern und Franzosen bereits angegebenen.

Seine Gedichte erwecken ein interessantes Bild des Kampfes der noch ungeschmeidigen Sprache mit dem kräftigen Geiste des Dichters und seinem ihm vorschwebenden Ideale der Vollkommenheit. Die Form ringt mit dem widerstrebenden Stoff, und wenn die Ausführung oft unter der Idee des Künstlers bleibt, so muß man doch die Kühnheit des Mannes bewundern, der vor Opitz, vor dem er dreizehn Jahre geboren wurde, sich eine neue Bahn zu brechen bemüht war, und nicht selten über den Widerstand siegte. Zwar hat die Härte mancher seiner Poesien, die Vernachläßigung der Quantität, und überhaupt das Ungelenke in Handhabung des Mechanischen in der Dichtkunst ihm späterhin, nachdem Opitz die Deutschen mit formgerechtern Mustern bekannt gemacht, manchen unglimpflichen Tadler zugezogen; aber man hat ihm doch wahres poetisches Genie, das sich in körnichtem Ausdruck, in Neuheit der Bilder, in einem regen Phantasie-Schwung und in ungemeiner Zartheit der Empfindung äußerte, nicht absprechen können. Auch stand er als geistvoller und witziger Kopf eben so wie als biederer, offener und gefälliger Mann bei den nationalstolzen Britten sehr in Achtung. Selbst von den beiden Königen Jakob I und Karl I, unter denen er diente, genoß er ein ausgezeichnetes Vertrauen, und wurde sogar zu mehrern Versendungen nach Schottland, Irland, Holland, Italien und Spanien in den damals verwickelten Angelegenheiten gebraucht. Darüber vergaß er indessen der Sprache und Dichtkunst seines Vaterlandes, woran sein deutsches Gemüth unablässig hing, nicht, und freute sich des wachsenden

Ruhmes, den Opitz sich mitten unter den Stürmen Deutschlands ersungen hatte. Diese Freude druckte er auch in einem Sonnett an ihn aus, welches zugleich sein freundschaftliches Verhältniß zu diesem Dichter bezeichnet.

Weckhrlin hat drei Sammlungen von Gedichten herausgegeben. Die erste Sammlung, unter dem Titel: Zwei Büchlein Oden und Gesänge. Stuttgard 1618. 8. kennt man nur aus den Vorreden der folgenden Ausgaben, und scheint aus den Bibliotheken ganz verschwunden zu seyn. Die zweite verbesserte und vermehrte erschien zu Amsterdam 1641. 12., und eine dritte ebendaselbst 1648; beide führen den Titel: Geistliche und weltliche Gedichte. Jene enthalten unter andern sehr gelungene Nachbildungen von Psalmen, diese mehrere Oden, Klag- und Trauergedichte (worunter eins auf den Tod Gustav Adolphs), Buhlereien oder Liebesgedichte, Eklogen, Epigramme und Sonnetten, wobei zu bemerken ist, daß Weckhrlin der erste Deutsche war, der Sonnetten unter diesem Namen (sonst Klinggedichte genannt) und die ersten eigentlichen deutschen Idyllen verfertigte, obwohl letztere nur gemeine Liebesunterhaltungen zwischen Hirten, Winzern und Landleuten, auf ihre rohe Weise, ohne irgend einen idealisirenden Zug, in einer noch harten Sprache darbieten. Unter den vielen in den kriegerischen Unruhen ihm verloren gegangenen Gedichten beklagt der Dichter besonders die auf seine geliebte Myrta*).

Anm.*) Das beste, was wir bis jetzt über Weckhrlin haben, findet sich in den Nachrichten von dem Leben und den Schriften Rudolph Weckhr-

lins; ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts von C. P. Conz. Ludwigsburg 1803. 8. (8 Gr.) worin der Verf. mit Benutzung und Berichtigung dessen, was Eschenburg, Herder, Küttner und Schmid über unsern Dichter gesagt haben, aus Familienurkunden manche unbekannte Nachrichten von Weckhrlins Lebensumständen und Schriften gibt, auch mehrere Gedichte nach der Originalausgabe von 1641 in einem genauen Abdruck, und mit Sprachanmerkungen begleitet, mittheilt. — Vergl. Jördens Lexikon, 5ter B. S. 196 — 207.

§. 3.

Johann Valentin Andreä.

Nicht ganz übergehen dürfen wir Weckhrlins Zeitgenossen, den Dichter Andreä, der, ein Sohn des berühmten Anticalvinisten und Hauptverfertigers der Konkordienformel, Jakob Andreä, 1586 zu Herrenberg im Würtembergischen geboren wurde. Er war ein Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, der viele gelehrte Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Italien gemacht, und nachdem er an verschiedenen Orten verschiedene geistliche Aemter bekleidet hatte, als Abt zu Adelsberg im J. 1654 starb. — Als Dichter erscheint er in einer kleinen Sammlung, unter dem Titel: Geistliche Kurzweil. Straßburg 1619. 12. zwar nicht klassisch, aber man verkennt nicht in diesen Gedichten seine poetischen Anlagen, und besonders die Innigkeit seines Gefühls, und bedauert nur, daß er durch die stete Sorgfalt, die er auf seinen lateinischen Styl verwendete, an seiner vollendeten Ausbildung als Dichter gehindert

wurde. Seine übrigen sehr zahlreichen, jetzt seltenen und meist in lateinischer Sprache abgefaßten Schriften zeugen von seinem Witz und Scharfsinn, und enthalten so viel große Gedanken und Entwürfe, daß man den Mann nach seinem Charakter sehr hochschätzen muß*). Die Kühnheit, mit der er die Gebrechen seines Zeitalters bekämpft, und das Laster, selbst in den höhern Ständen, verfolgt, erregte zu seiner Zeit in und außerhalb Deutschland Aufsehen und Bewunderung. Mit Recht hat Herder den geist- und herzvollen Mann aus dem Staube wieder hervorgezogen, und ihn unsrer Zeit werth gemacht**).

Anm. *) Unter seinen Lat. Schriften befindet sich auch eine Sammlung kleiner Abhandlungen, die den Titel führt: Opuscula aliquot de restitutione reipublicae christianae in Germania, occasione temporum istorum huc collecta. (Norimbergae) 1633. — Indem er darin das Bild eines christlichen Freistaats entwirft, kommt er auch auf das Erziehungswesen, worüber er sich unter andern auf folgende treffliche Art äußert: „Zu Lehrern und Erziehern werden lauter auserlesene Männer gewählt, durch Fleiß, Weisheit, Rechtschaffenheit und Ansehen, selbst im Staate, ausgezeichnet. Die Hörsäle sind keine düstere Kerker, wo der Sinn verdumpft und eingeengt wird, sondern sie sind frei, geräumig, anmuthig und mit Malereien geschmückt. Allenthalben glänzen der Jugend Gemälde und Bildsäulen der verdienstvollen Männer entgegen, um dieselbe durch das ewig gegenwärtige Andenken ihrer Größe zu gleicher Denk- uud Handlungsweise anzureizen. Getriebne Geistesfrüchte sind äußerst schädlich; vor dem sechsten Jahre wird kein Kind der öffentlichen Erziehung übergeben. Von Naturalien, physikalischen und mathematischen Instrumenten sind genugsame Vorräthe vorhanden. Selbst zur Zergliederungs-

kunst werden alle Jünglinge angeführt: denn an dem Körper sind die größten Wunder zu schauen, und viele Seelenwirkungen zu lernen u. s. w."

Anm.**) S. Herder's Vorrede zu Joh. Val. Andreae Dichtungen zur Beherzigung unsers Zeitalters Leipzig 1786. 8. (16 Gr.) Die Schrift ist eine von Karl Gottlob Sonntag (Prediger zu Riga) veranstaltete Uebersetzung des Andreäschen Werks: Mythologiae christianae sive virtutum et vitiorum vitae humanae imaginum libri III. Argentorati 1619. Vergl. Herder's zerstreute Blätter B. 5 S. 249 — 269, wo auch zur Probe einige Gedichte Andreäs mitgetheilt sind. — Die Geschichte seines äußerlichen Lebens hat er uns selbst handschriftlich in Lat. Sprache hinterlassen, wovon Prof. Seybold, der 1804 zu Tübingen starb, uns eine Uebersetzung gegeben hat: Selbstbiographie Joh. Valent. Andreä's, aus dem Manuscript übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Winterthur 1799. 8 (1 Thlr. 8 Gr.)

§. 4.

Martin Opitz von Boberfeld.

Opitz wurde 1597 zu Bunzlau in Schlesien geboren, studirte 1618 zu Frankfurth a. d. O. und 1619 zu Heidelberg, war 1622 Professor am Gymnasium zu Weißenburg in Siebenbürgen, 1624 Rath bei den Herzogen zu Liegnitz und Brieg, wurde 1625 vom Kaiser Ferdinand II mit dem poetischen Lorbeer gekrönt und 1628 unter dem Namen Martin Opitz von Boberfeld in den Adelstand erhoben, war von 1626 bis 1633 Geheimsekretair des Burggrafen Annibal von Dohna, in dessen Angelegenheiten er während dieser Zeit nach Paris reis'te, nachdem er

schon vorher 1620 mit seinem Freunde **Hamilton**, einem jungen Dänen, eine Reise durch die Niederlande gemacht hatte, wurde 1636 Königl. Polnischer Sekretair und Historiograph, und starb 1639 zu Danzig an der Pest, wo seinen Körper in der Oberpfarrkirche zu St. Marien ein gemeiner Stein ohne Inschrift deckt*).

Die Litteraturgeschichte nennt **Opitzen** den Vater und Wiederhersteller der deutschen Dichtkunst. Er hat diesen ehrenvollen Namen verdient, wenn man sieht, wie sehr er seine Vorgänger und Zeitgenossen an Kenntniß der Sprache, an Stärke der Gedanken, an geläutertem Geschmack und Genie überflügelt. Er zuerst zeigte durch die Wahl seines Stoffs wie durch die Behandlung desselben, welch einen wohlthätigen Einfluß die Lesung der Alten auf ihn gehabt, und daß er den Geist derselben in sich aufgenommen. Sein Geist, durch Studium, Reisen, Umgang mit der Welt und Reichthum der Erfahrung gebildet und gestärkt, wußte der Poesie, was ihr bis dahin fehlte, Leben und Anmuth, zu geben, und die Sprache, nächst Luther am meisten, in ihrer Urkraft zu begreifen und fortzubilden. Denn sie verdankt ihm nicht nur manche neue Wörter, Formen und Verbindungen, sondern auch größere Geschmeidigkeit nnd Korrektheit, höheren Nachdruck und Wohlklang, vor allen aber Reinigung von einer Menge wilder Auswüchse. Eben so bedeutend erscheint sein Verdienst um die **Prosodie**. Genau genommen war solche vor ihm noch gar nicht vorhanden. Alle Dichter, selbst seine unmittelbaren Vorgänger, beobachteten in ihren Versen nach Art der Franzosen nichts weiter als die richtige Syl-

benzahl nebst den Abschnitten und Reimen; an eine bestimmte Quantität hingegen, oder an einen gleichförmigen Wechsel der langen und kurzen Sylben hatte man nicht gedacht. Jamben, Trochäen und Daktylen paarten sich daher in einem und demselben Verse mit einander, und es kam Niemanden in den Sinn, diese mannichfaltig gemischten Füße zu sondern, und aus ihnen rein jambische, trochäische und daktylische Sylbenmaaße zu bilden. Opitz war der erste, der die theils falsche, theils unsichere Quantität unserer Sylben bestimmte, und unserer Prosodie ihr Daseyn gab. Seine Gedichte sind die ersten, in denen durchgehends ein wahrer und vollkommener prosodischer Rhythmus herrscht, und der volltönendere, vor ihm selten gebrauchte Alexandriner eine größere Allgemeinheit, und durch die Verlegung der Einschnitte und Ruhepunkte und das Verschlingen der Zeilen in einander mehr Mannigfaltigkeit und Abwechselung gewonnen hat. Gründe genug, mit ihm einen neuen Zeitraum zu beginnen. — Man kann indessen nicht behaupten, Opitz habe als Dichter solche Meisterwerke geliefert, die den folgenden Zeiten als Vorbild und Muster der Vollkommenheit in den von ihm bearbeiteten Dichtungsarten hätten dienen können. Dazu fehlte es ihm an genugsamer Kraft und Erhebung des Geistes. Er ist ein Dichter, dem man es ansieht, daß er sich durch die Griechen und Römer gebildet. In allem, was er sagt, offenbart sich schlichter, gerader Verstand, und in seinem Ausdrucke hohe Einfalt und Treuherzigkeit. Seine Reime sind fließend, sein Periodenbau ist leicht und gefällig, und in seinen Schilderungen herrscht viel poetisches Leben. Aber bei

aller ihm gebührenden Ehre darf man ihm doch nur eine sehr beschränkte Klassicität zugestehen **).

Anm *) Die Quelle aller Nachrichten über Opitz und dessen Leben ist eine zu Breslau 1639 gehaltene Lat. Schul-Rede Laudatio honori et memoriae *Martini Opitii* von seinem Freunde Christoph Coler, der als Prof. der Geschichte und Beredſ. zu Breslau 1658 starb. Sie ist mehrmals abgedruckt, unter andern in Lindner's umständlicher Nachricht von M. Opitz Leben, Tod und Schriften rc. 2 Th. Hirschberg 1740 – 41.

Anm. **) S. den Abschnitt Mart. Opitz in Jördens Lexikon 4ter B. S. 110 – 112, wo zugleich sämmtliche Schriften über Opitz von S. 137 – 141 genau angegeben und zum Theil beurtheilt sind.

§. 5.

Seine Schriften und Ausgaben derselben.

Wir besitzen bis jetzt zwölf Ausgaben von Opitzens Werken.

Die erste besorgte sein Freund Jul. Wilh. Zinkgräf mit seiner Bewilligung, unter dem Titel: Martin Opitzens deutsche Poemata und Aristarchus wider die Verachtung der deutschen Sprache rc. Straßburg 1624. 4. Da indessen sowohl Ordnung und Auswahl der Gedichte, als Druck und Papier schlecht sind, so veranstaltete Opitz selbst eine

zweite Ausgabe: Martini Opitii Acht Bücher deutscher Poematum, durch ihn selber herausgegeben, auch also vermehret und obersehen, daß die vorigen darmitte nicht zu vergleichen sind. In Verlegung

David Müllers, Buchhändler's in Breßlau. 1625. 4. (1 Alphab. und 21 B.) Das erste Buch enthält geistliche Gedichte, nämlich Opitzens eigenen Lobgesang auf die Geburt Jesu Christi, und den von ihm aus dem Holländischen des Daniel Heinsius übersetzten Lobgesang Jesu Christi; das zweite: die Gedichte von der Ruhe des Gemüths, vom Ackerleben und Heinsius Lobgesang auf den Bachus; das dritte: Leichen- und Glückwünschungsgedichte; das vierte: Hochzeitgedichte; das fünfte: Liebes- und Heldengedichte; das sechste: Oden oder Gesänge; das siebente: Sonnette; das achte Deutsche Epigrammata.

Die dritte Ausgabe erschien zu Frankfurt a. M. 1628. 8. und ist ein Nachdruck der vorigen zweiten; die vierte in 2 Theilen (Breßlau) 1629. 8; die fünfte, 2 Th. Breßlau 1637. 8; die sechste, 2 Th. Danzig 1641; die siebente, 2 Th. Frankfurt a. M. 1644. 8; die achte in 3 Th. Amsterdam 1646. 12, die wegen ihres saubern und korrekten Drucks merkwürdig ist; die neunte in 2 Th. zu Frankfurt a. M. 1648. 8; die zehnte in 3 Th. Breßlau 1690. 8, und mit neuem Titel, Frankfurt und Leipzig 1724, welches die vollständigste von allen Ausgaben der Opitzischen Gedichte ist; die elfte von J. J. B. (Bodmer) und J. J. B. (Breitinger), Zürich 1745. 8., wovon aber nur der erste Theil erschienen ist; endlich die zwölfte, in 4 Bänden Frankfurt a. M. 1746. gr. 8, von Dan. Wilh. Triller, welche letzte Ausgabe viele eigenmächtige Aenderungen und Anmerkungen ohne Werth enthält. — Diese Ausgaben sind, besonders die zehnte, durch eine

Menge Gedichte verschiedener Gattung sehr vermehrt worden.

§. 6.

Nähere Kenntniß seiner Gedichte.

Opitzens Genie umfaßte beinah alle Gattungen der Dichtkunst; denn er schrieb Lehrgedichte, poetische Episteln, lyrische Gedichte, scherzhafte Lieder, Tragödien, Opern, Sonnette und Epigramme. Indessen ist er nicht in allen Gattungen Meister. Am stärksten zeigt er sich im Lehrgedicht. Aus dem vielen kann nur einiges zu seiner Charakteristik herausgehoben werden:

Zu seinen besten Lehrgedichten gehört zuerst sein Trostgedicht in Widerwärtigkeiten des Krieges, das in 4 Bücher abgetheilt ist. Ideengang: der Dichter schildert im ersten Buch das Elend des Krieges, und stellt ihn als eine Strafe für menschliche Thorheiten vor, die den Zweck habe, die Kräfte zu wecken und den Menschen zu Gott hinzuführen. Im zweiten Buch gibt er Trostgründe, unter denen der Gedanke an Gott und seine Vorsehung der stärkste ist; alles Irdische sey vergänglich, nur Weisheit und Tugend erheben uns über unser Schicksal. Das dritte Buch singt den Seegen des Friedens. Glücklich ist das Land, dessen Regent, fern von Eroberungssucht, den Frieden liebt; doch kann auch der Krieg unter Umständen nöthig seyn. Aufforderung an die Deutschen, für ihr unterdrücktes Vaterland zu kämpfen, besonders, wenn es Religion und Gewissensfreiheit gilt. Das vierte Buch zeigt, daß zwar die Allgemeinheit des Krieges und die lange Dauer desselben

uns unser Unglück gewohnt mache, daß aber ein edlerer Trost in den Wissenschaften und besonders in der Philosophie uns dargeboten werde. Das Ganze schließt mit einem Gebet an Gott;

zweitens sein Lob des Feldlebens, enthält ein liebliches Gemälde der Beschäftigungen und der häuslichen Glückseligkeit des arbeitsamen Landmannes;

drittens sein Zlatna (ein Flecken in Siebenbürgen) oder Gedicht von Ruhe des Gemüths. — Opitz hatte in Zlatna frohe Tage verlebt. Es gefiel ihm in Siebenbürgen nicht; aber desto mehr Vergnügen fand er an der ländlich schönen Gegend dieses Fleckens. Der natürliche Gedanke, daß man an jedem Orte vergnügt seyn könne, wenn man nur Gemüthsruhe besitze, veranlaßte mehrere moralische Reflexionen, welche die Beschreibung der Gegend begleiten. Das Gedicht hat bei manchen schönen Stellen zu viel Digressionen;

viertens sein Vesuvius, ein Lehrgedicht über die physikalischen Ursachen des Feuerspeiens der Berge überhaupt, veranlaßt durch einen Ausbruch des Vesuvs in den Jahren 1631 und 32. Es enthält einige treffliche Schilderungen, die theils das Furchtbare der Naturerscheinung, theils die Angst der Bewohner seiner Gegend betreffen. Man hat den Vesuvius lange als das erste und vorzüglichste Lehrgedicht der Deutschen betrachtet.

Seine dramatischen Arbeiten enthalten theils poetische Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, theils einige freie Nachbildungen italiänischer Originale. Dahin gehören

erstens seine Trojanerinnen, ein Trauer-

spiel aus den Seneka in sechsfüßige Jamben oder sogenannte Alexandriner übersetzt;

zweitens seine Dafne, ein, dem Italiänischen nachgebildetes Singspiel in fünf Akten, bei Gelegenheit einer fürstlichen Vermählung;

drittens seine Judith, auch ein Singspiel in drei Akten, ebenfalls nach dem Italiänischen, und

viertens seine Antigone, ein Trauerspiel aus dem Griechischen des Sophokles in Versen.

In diesen Uebersetzungen erscheint Opitz minder glänzend. Sie enthalten, besonders seine Antigone, manche Abweichungen vom Original, manche mißlungene Stellen, manche Härte des Ausdrucks und der Wendungen. Aber man kann auch nicht fordern, daß Opitz alles leisten sollte. Er ragt, aller jener Mängel ungeachtet, auch als Uebersetzer über sein Zeitalter hinaus, und wenn man erwägt, daß unsre Sprache damals für eine treue und geschmackvolle Uebertragung eines Griechischen Trauerspiels noch zu tief stand, so wird man sich eher wundern müssen, daß noch so viele glückliche und gelungene Stellen in seinen Uebersetzungen gefunden werden.

Sehr viel Gutes bieten noch seine Uebersetzungen einiger poetischen Schriften der Bibel dar, worunter besonders einige Psalmen noch jetzt Aufmersamkeit verdienen

Auch unter seinen lyrischen Gedichten und scherzhaften Liedern, so wie unter den Sonnetten liegt manches, zwar weniger beachtete, aber doch treffliche verborgen, das in einer ausführlichen Charakteristik unsers Dichters nicht übergangen werden dürfte. Mehreres dieser Art findet man in seinen poetischen

Wäldern, die eine beträchtliche Sammlung von vermischten Gedichten in vier Büchern enthalten.

§. 7.

Opitzens Anweisung zur Deutschen Dichtkunst.

Unter Opitzens prosaischen Arbeiten verdient hier noch eine Abhandlung genannt zu werden, die, mit seinen Poesien zusammenhangend, zugleich als der erste Versuch einer Deutschen Poetik da steht. Es ist nämlich sein Buch von der Deutschen Poeterei, in welchem alle ihre Eigenschaft und Zugehör gründlich erzählet und mit Exempeln ausgeführet wird 2c. Die erste, von Opitz selbst besorgte Ausgabe erschien 1624, 4 (in zehn Bogen), an allen folgenden Ausgaben aber hatte er keinen Theil. Aufgenommen ist diese Abhandlung nur in die Breßlauische Sammlung der Opitzischen Gedichte v. J. 1690, und in die nachfolgenden von Bodmer und Triller. Das Ganze zerfällt in 8 Kapitel, in denen unter andern folgende Abschnitte vorkommen: von der Deutschen Poeterei (worin Opitz darauf dringt, daß man sich durch das Studium der Alten bilden müsse, ehe man als Dichter in seiner Muttersprache auftreten könne), von der Zugehör der Deutschen Poesie, und erstlich von der Invention oder Erfindung, und Disposition oder Abtheilung der Dinge, von denen wir schreiben wollen (wo von den verschiedenen Arten der Gedichte, dem Epos, dem Trauerspiel, der Komödie gehandelt wird),

von der Zubereitung und Zier der Worte (über die poetische Sprache) und von den Reimen, ihren Wörtern und Arten der Gedichte (von der Prosodie). Merkwürdig ist, was Opitz in der Vorrede ausdrücklich erklärt: er sey nicht der Meinung, daß man durch gewisse Regeln und Gesetze jemanden zum Poeten machen könne.

Anm. Die gehaltvollsten Urtheile über Opitz als Dichter findet man in Manso's Uebersicht der Geschichte der Deutschen Poesie, und in dem Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1782. — Sehr schätzbar, und mit vielen Proben Opitzischer Gedichte geschmückt, ist der Abschnit über Opitz in Nassers Vorlesungen ꝛc. B. 2 S. 10 bis 98. — Alles, was von dem merkwürdigen Mann und über ihn vorhanden ist, hat Jördens im 4ten B. seines Lexikon's von S. 99 bis 145 vollständig aufgeführt.

§. 8.

Dieterich v. d. Werder u. Jul. Wilh. Zinkgräf.

Unter den vielen Dichtern, welche mit und bald nach Opitz auftraten, ist kein einziger, der ihm an Geist, Kentniß und klassischem Geschmack gleich zu stellen wäre. Wenn wir indessen dadurch berechtiget werden, uns bei den meisten nachfolgenden Dichtern kürzer zu fassen: so ist doch dieser Zeitraum an solchen Männern, die mehr oder weniger Einfluß auf den Gang der Sprache und wissenschaftlichen Bildung der Deutschen hatten, so reich, daß wir keinen von ihnen ganz übergehen dürfen, wenn gleich ihre Verdienste um die Fortbildung der Litteratur nicht allemal so

entschieden seyn sollten. Dazu gehören die in der Ueberschrift genannten Zeitgenossen unsers Opitz.

Dietrich von dem Werder, geboren 1584 zu Werdershausen, war ein Deutscher Ritter, der durch Studium und Reisen nach Italien und Frankreich gebildet, unter Gustav Adolph mit Ruhm diente, und sein Leben wechselweise im Felde, am Hofe, in öffentlichen Geschäften, und in ländlicher Ruhe zubrachte. Wir bemerken ihn hier als Uebersetzer von Tasso's befreitem Jerusalem und Ariost's rasendem Roland. Beide Uebersetzungen sind in gereimten Versen; jene erschien zu Frankfurt a. M. 1626 4, diese zu Leipzig 1632. 4. Mit Fleiß eiferte er seinen großen Urbildern nach, um ihre eigenthümlichen Schönheiten auch im Deutschen wieder zu geben. Er bemühte sich sogar, dieselbe Versart, die mühvollen achtzeiligen Stanzen, nachzubilden, und ungeachtet seine Verse oft sehr rauh klingen, so ist er doch in den Geist der Originale eingedrungen, und hat mit Treue und Begeisterung übersetzt. Daß Opitz ihn sehr geschätzt, sieht man daraus, daß er ihm mehrere seiner Werke zugeeignet hat*).

Jul. Wilhelm Zinkgräf, Doktor der Rechte, geboren 1591 zu Heidelberg, gestorben 1635 zu Worms an der Pest, hat seinen schriftstellerischen Ruhm begründet durch seine Deutsche Apophthegmata, das ist, der Deutschen kluge Sprüche ꝛc. in zwei Theilen, denen Joh. Leonh. Weidner, (Konrektor zu Nimwegen) noch einen dritten Theil (Amsterdam bei Ludwig Elzevieren 1653 12) hinzugefügt hat. Diese Apophthegmata sind eine Sammlung witziger Sinnreden, die aus den besten Schrift-

stellern seiner Zeit und der frühern Jahrhunderte mit glücklicher Auswahl zusammen getragen worden sind. Es herrscht darin ein freier Deutscher Sinn, und eine sentenzlöse, oft lakonische Kürze, wodurch diese Sammlung sich besonders empfiehlt.**)

Anm.*) S. Küttner's Charaktere ꝛc. S. 129, und Jördens Lexikon 5ter B. S. 305.

Anm.**) S. Küttners Char. S. 135, Jördens Lexikon 5ter B. S. 658. und Eschenburg's auserlesene Stücke der besten Deutschen Dichter 3ter B. S. 44. des Vorberichts.

§. 9.

Joh. Mich. Moscherosch. – Adam Olearius.

Zwei andere Zeitgenossen des Opitz, von denen jeder sein eigenthümliches Verdienst sich erwarb.

Moscherosch, geboren 1600 zu Willstädt im Hanauischen, und zu Worms auf einer Reise 1669 gestorben, hat sich als Satyriker bekannt gemacht. Er schrieb nämlich unter dem Namen Philander von Sittewald „Wunderliche und wahrhaftige Gesichte Philanders von Sittewald, das ist Strafschriften Hans Michael Moscherosch von Willstädt. In welchen aller Welt Wesen, aller Mänschen Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit bekleidet offentlich auf die Schau geführet, als in einem Spiegel dargestellet und gesehen werden. Straßburg 1650. 8. 2 Th. — Der darin vorkommenden Gesichte sind vierzehn, worunter sich z. B. der Schergenteufel — Venusnarren — letztes Gericht — Weiberlob — Turnier — Podagra — Sol-

Soldatenleben u. s. w. befinden. Er ist reich an neuen Gedanken und komischen Einfällen. Seine Satyre ist bald ernst und polemisch, bald lachend und anzüglich. So unverkennbar indessen sein Talent ist, so sieht man doch, daß er solches nicht völlig ausgebildet hat.

Adam Olearius wurde zu Aschersleben 1603 geboren, und starb als Herzogl. Holstein-Gottorpscher Rath 1671. Er befand sich unter der Gesandschaft, die der Herzog von Holstein-Gottorp, Friedrich III., 1633 an seinen Schwager, den Zaar Michael Fedeorowitz, nach Rußland schickte, wohin er 1635 eine zweite Reise machte, und von dort aus sich zum König von Persien, Schach Sefi, begab. Als er im J. 1639 wieder nach seinem Vaterlande zurück kam, gab er von seiner Reise eine merkwürdige Beschreibung heraus, unter dem Titel: Moscovitische und Persianische Reisebeschreibung v. J. 1633 — 39, wovon er selbst vier Ausgaben besorgte; die bekannteste erschien nach seinem Tode zu Hamburg 1696. Fol. (7 Thlr. 16 Gr.) — Da Olearius des Persischen Dichters Saadi Rosenthal, und Lokmanns arabische Fabeln kennen gelernt hatte, so veranstaltete er von beiden eine Deutsche Uebersetzung. Das Rosenthal, welches eine Sammlung von Fabeln, Erzählungen und kleinern moralischen Gedichten enthalt, erschien zuerst 1654, und zuletzt vom Prof. Schummel, Wittenberg und Zerbst, 1775. 8 (16 Gr.) in einer modernisirten Ausgabe, der auch die Lokmannschen Fabeln beigefügt sind. Durch diese Ubersetzungen hat Olearius unsere Sprache mit neuen morgenländischen Bildern und Ausdrücken bereichert. Außerdem besitzen wir

von ihm auch noch Sinngedichte, die aber mehr als moralische Sittensprüche, denn als scharfsinnige Einfälle zu betrachten sind.*)

Anm.*) Ausführliche Nachricht von ihm gibt Molleri Cimbria litterata. S. auch Jördens Lexikon rc. 4ter B. S. 93 bis 99.

§. 10.

Paul Flemming.

Flemming wurde 1609 zu Hartenstein im Voigtlande geboren, studirte zu Leipzig die Arzneikunst, nahm Theil an der im vorigen §. erwähnten Gesandschaft nach Persien, und starb 1640 zu Hamburg. — Unter allen Dichtern dieses Zeitraums steht er unsrem Opitz am nächsten. Dieser war ihm nicht bloß Vorgänger, sondern auch Muster, dem er nacheiferte, und wie er selbst sagt, viel zu verdanken hat. Wirklich ist er ihm an Reinigkeit der Sprache und Kraft des Ausdrucks gleich, und dürfte ihn an Innigkeit des Gefühls und Stärke der Phantasie vielleicht noch übertreffen. Hätte er länger gelebt, so würde er seinen Gedichten einen höhern Grad der Vollendung ertheilt haben; aber er starb, noch ehe er einmal eine Sammlung derselben zum Druck befördert hatte. Nach seinem Tode gab der Vater seiner Braut, der Kaufmann Niehusen in Reval 1642 einen Theil derselben in 8 heraus: Geist- und weltliche Poemata Paul Flemmings; der Verleger war zu Naumburg, und der Druckort Jena. Dieser, durch viele Druckfehler entstellten Ausgabe folgten in vierzig Jahren noch vier andere, von 1651, 1660, 1666 und 1685. Da indessen auch in

diesen verbesserten Ausgaben noch viele sinnstörende Druckfehler stehen geblieben sind, so war es verdienstlich, daß Zachariä einen richtigen Abdruck der vorzüglichsten Flemmingschen Gedichte veranstaltete.*)

Nach der Ausgabe vom J. 1685 ist der Inhalt dieser Gedichte folgender: 1) Poetische Wälder, worunter man damals jede Sammlung von Gedichten gemischten Inhalts verstand. Sie sind in fünf Bücher abgetheilt, von denen das erste geistliche Gedichte, (worunter sich das Klaggedicht vom unschuldigen Leiden Christi durch frommes Gefühl auszeichnet), das zweite Glückwünschungsgedichte, das dritte Leichengedichte (das merkwürdigste auf den Tod Gustav Adolphs), das vierte Hochzeitgedichte, das fünfte Liebes- und Scherzgedichte enthält. 2) Neues Buch der Wälder, auch gemischten Inhalts. Das beste, und zugleich einzige Gedicht von größerm Umfang ist eine poetische Beschreibung seiner Reise, unter der Ueberschrift: An Hrn. Grahmann, Fürstl. Holsteinischen Gesandten Leibarzt, geschrieben in Astrachan 1638, in welchem der Verlauf der Reise nach Moskau und Persien meistentheils erzählt wird. Das Ganze ist etwas gedehnt, enthält aber doch mehrere treffliche Schilderungen. 3) Absonderliches Buch poetischer Wälder, worin mehrere sehr unbedeutende Gedichte auf Flemming von seinen Freunden befindlich sind. 4) Ueberschriften, 46 an der Zahl, von denen nur wenige gelungen sind. 5) Fünf Bücher Oden. Das erste Buch enthält geistliche Lieder, von denen mehrere in Gesangbücher aufgenommen worden

sind, obwohl sie mit Ausnahme eines einzigen**) fast gar keinen Werth haben; das zweite enthält Leichengesänge, ohne Erheblichkeit, das dritte Hochzeit- das vierte Glückwünschungs- und das fünfte Liebesgedichte, unter denen manche liebliche Dichtung der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. 6) Vier Bücher Sonnette, von denen das letzte eine Grabschrift ist, die er drei Tage vor seinem Tode auf sich selbst gemacht hat. Sie machen die zahlreichste Klasse der Flemmingschen Gedichte aus, aber nur wenige in der großen Anzahl haben den Geist und die feine Würze der Petrarchischen und Bürgerschen Sonnette. Indessen ragt er in dieser Gattung, so wie in dem leichten Liede über seine Zeitgenossen und Nachkommen weit hervor.***)

Anm.*) S. Zachariä's auserlesene Stücke der besten Deutschen Dichter von Martin Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten, mit historischen Nachrichten und kritischen Anmerkungen versehen. B. 2. S. 1 bis 324. Diesen Gedichten ist zugleich eine Schilderung des poetischen Charakters Flemmings beigefügt.

Anm.**) Dies ist das bekannte Lied: In allen meinen Thaten. Da es indessen in unsern Gesangbüchern sehr verändert abgedruckt ist, so theilen wir es hier nach dem Originaltexte mit.

In allen meinen Thaten
Laß ich den Höchsten rathen,
Der alles kann und hat!
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbst geben Rath und That.

Nichts ist es spat und frühe
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen ist umsonst.

Er mags mit meinen Sachen
Nach seinem Willen machen,
Ich stell's in seine Gunst.

Es kann mir nichts geschehen,
Als was er hat versehen
Und was mir selig ist;
Ich nehm es, wie ers giebet,
Was ihm von mir geliebet,
Das hab' ich auch erkiest.

Ich traue seiner Gnaden,
Die mich für allem Schaden,
Für allem Uebel schützt.
Leb' ich nach seinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.

Er wolle meiner Sünden
Aus Gnaden mich entbinden,
Durchstreichen meine Schuld.
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht stracks das Urtheil sprechen
Und haben noch Geduld.

Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich bestellt.
Seiu Segen wird mich lassen,
Was gut und recht ist, fassen,
Zu dienen seiner Welt.

Bin ich in wilder Wüsten,
So bin ich doch bei Christen,
Und Christus ist bei mir;
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorten, so auch hier.

Er wird zu diesen Reisen
Gewünschten Fortgang weisen,
Wohl helfeu hin und her;

Gesundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben
Und alles nach Begehr.

Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde scheue,
Tritt zwischen mich und sie;
Durch seinen Zug, den frommen,
Sind wir so weit nun kommen,
Und wissen fast nicht, wie?

Leg' ich mich späte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort:
In Schwachheit und in Banden
Und was mir stößt zu Handen,
So tröstet mich sein Wort.

Hat er es denn beschlossen,
So will ich unverdrossen
An mein Verhängniß gehn;
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überstehn!

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu sterben und zu leben,
So bald er mir gebeut.
Es sei heut oder morgen,
Dafür laß ich ihn sorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

Gefällt es seiner Güte
Und sagt mir mein Gemüthe
Nicht was vergeblichs zu,
So werd ich Gott noch preisen
Mit manchen schönen Weisen
Daheim in meiner Ruh.

Indeß wird er den Meinen
Mit Segen auch erscheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, sein;

Wird beiderseits gewähren,
Was unser Wunsch und Zähren
Ihn bitten überein.

So sei nun, Seele, deine,
Und traue dem alleine,
Der dich geschaffen hat!
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.

Anm. ***) S. Jördens Lexikon rc. 1ter B. S. 544 bis 551. Vergl. Nasser's Vorlesungen rc. B. 2. S. 107 flg., wo auch mehrere Flemmingsche Gedichte mitgetheilt sind, und Horn's Geschichte rc. S. 111 bis 117, wo Flemming's Dichtertalent noch über Opitz erhoben wird.

§. 11.

Ernst Chistoph Homburg. — Jakob Schwieger.

Homburg, 1605 zu Mühla bei Eisenach geboren, und 1681 als Gerichtsschreiber und Rechtskonsulent zu Naumburg gestorben, gehört zu den bessern Nachfolgern des Opitz. Er hat sich besonders als Lyriker und Epigrammatist bekannt gemacht durch eine Sammlung von Gedichten, welche den Titel führt: Schimpf- und ernsthafte Clio von Erasmus Chrysophilus Homburgensis (ohne Druckort) 2 Th. 1638. Ein zweiter Abdruck erschien zu Jena 1642. 8. Der erste Theil enthält meist lyrische Gedichte, der zweite Epigramme. In jenen finden wir viel reinen Natursinn, in diesen Witz und glückliche Wendungen. Auch ist er Verfasser einer Sammlung von geistlichen Liedern, Naumburg 1658, und

Jena 1659. 8. Sie besteht aus 2 Theilen und enthält 148 Lieder, von denen mehrere in Gesangbücher aufgenommen worden sind.*)

Schwieger, geboren zu Altona (wann?) blühte um die Mitte des 17ten J. h., und gab vom J. 1654 bis 1666 dreizehn poetische Sammlungen heraus, unter denen die geharnischte Venus, Hamburg 1660. 12. die bekannteste und schätzenswertheste ist. Diese Sammlung enthält Liebeslieder, die er im Kriege dichtete, und die nicht selten die Grenzen der Zucht überschreiten. Dagegen empfehlen sie sich durch lyrisches Feuer und Reichthum der Phantasie, und tragen ein eigenthümliches Gepräge in Ausdruck und Wendungen an sich. Er ist in der Litteraturgeschichte mehr unter dem Namen Filidor der Dorferer (wahrscheinlich so viel als Schäfer) bekannt, wie er sich vor mehreren seiner Schriften nennt.**)

Anm. *) S. über ihn: Jöcher allgemeines Gelehrtenlexikon Th. 2 S. 1687. Eschenburg's Vorbericht zum dritten Bande der auserlesenen Stücke der besten Deutschen Dichter von M. Opitz bis auf gegenwärtige Zeiten rc. S. 49 bis 53, wo auch von S. 263 bis 322 mehrere Proben mitgetheilt sind.

Anm. **) Von seinem Leben weiß man wenig. Aus seinen Schriften ersieht man, daß er eine Zeitlang Kriegsdienste that, und 1665 an dem gräfl. Hofe von Schwarzburg-Rudolstadt in Thüringen lebte. Vergl. über ihn Mollers Cimbria litterata T. 1 p. 613 und Zachariä's auserlesene Stücke rc. B. 3. Vorber. S. 54 bis 62 so wie Bragur rc. B. 2 S. 420 bis 427: über Filidor den Dorferer von Eschenburg.

§. 12.

Simon Dach. — Paul Gerhard.

Diese zwei Männer haben sich zu gleicher Zeit um den Kirchengesang sehr verdient gemacht.

Dach wurde geboren 1605 zu Memel, und starb 1659 als Professor der Poesie zu Königsberg in Preußen. Dieser frohe Deutsche Mann gehört zu den größten Dichtern seiner Zeit, und den würdigsten Nacheiferern Opitzens, wenn er gleich von dem unnatürlichen Geschmack seiner Zeit sich nicht ganz frei machen konnte. Am ausgezeichnetsten ist er in seinen geistlichen Gesängen, deren mehrere in veränderter Gestalt noch jetzt in den Kirchen gebraucht werden, und in denen ein tiefes Gefühl, ein frommer, reiner Sinn und wahre Gottesliebe herrschend sind. Am bekanntesten sind die beiden Kirchenlieder: Ich bin ja, Herr, in deiner Macht rc. welches er bei dem Tode seines Freundes Roberthin verfertigte, und: O wie selig seyd ihr doch, ihr Frommen rc.*) Aber auch seine scherzhaften und fröhlichen Lieder, zeigen selbst in ihrem altväterischen Ton, einen Hang zur Freude, der zur Theilnahme auffordert. Besonders gefühlvoll ist er, wenn er die mit Widerwärtigkeiten kämpfende und siegende Liebe schildert, wie in seinem trefflichen Gedichte Aennchen von Tharau, in welchem sich sein Gemüth mit ganzer Kraft und Lauterkeit offenbart. Für den Mangel hoher Begeisterung und starker Gedanken entschädigt seine gefühlvolle, einfache und reine Sprache, wie der Wohlklang seines Versbaues. Erst nach seinem Tode erschien eine

Sammlung seiner Gedichte, veranstaltet von seinen Erben, unter dem Titel: Churbrandenburgische Rose, Adler, Löw und Zepter, von Simon Dachen poetisch besungen. Königsberg (ohne Druckjahr) 4. Dieser, aus einem Bande bestehenden, jetzt sehr seltenen, aber auch unvollständigen Ausgabe, ist noch das Schauspiel Sorbuisa beigefügt, das zur Feyer des akademischen Jubelfestes zu Königsberg aufgeführt und 1644 gedruckt wurde, aber zu seinem Ruhme nichts beiträgt. Eine ziemlich vollständige Sammlung der einzelnen Dachschen Gedichte befindet sich auf der Rhedigerschen Bibliothek zu Breslau und besteht aus 6 Bänden.**)

Gerhard, geboren 1606 zu Gräfenhaynichen in Sachsen, gestorben 1676 als Prediger zu Lübben in der Niederlausitz, behauptet unter den Liederdichtern den ersten Rang. Er war im J. 1657 Diakonus an der Nikolaikirche in Berlin; da er aber mit andern Predigern sich weigerte, einige, die Religion betreffende Edikte des Kurfürsten Friedrich Wilhelms anzunehmen, wurde er 1666 entsetzt und des Landes verwiesen. In dieser für ihn traurigen Lage verfertigte er das rührende und erhebende Lied: Ist Gott für mich, so trete gleich alles wider mich ꝛc. Ohne ein sicheres Unterkommen zu wissen, wendete er sich nach Sachsen, wo sein Schicksal bereits bekannt geworden. Als er unterweges mit seiner Familie in einem Gasthofe übernachtete, und Gerhard's Gattinn sich zu sehr ihrem Schmerz über das Unglück ihres Mannes hingab, suchte dieser, obwohl vergeblich, sie zu trösten, und erinnerte sie unter andern an die Worte des 37sten Psalms: „Befiehl dem

Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen." Selbst gerührt durch diesen trefflichen Davidischen Spruch, ging er in den Garten des Wirthshauses, und dichtete hier das herrliche Trostlied: Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt ꝛc. Als es fertig war, las er es seiner Gattinn vor, und sie wurde ruhiger. Am späten Abend traten zwei Fremde in die Gaststube, und erzählten unserm Gerhard, daß sie als Abgeordnete des Herzogs Christian von Sachsen-Merseburg kämen, um in Berlin einen abgesetzten Prediger Namens Gerhard aufzusuchen. Gerhard erklärte, daß er eben der sey, den sie aufsuchen sollten, und sie überreichten ihm nun auf der Stelle ein Schreiben des Herzogs, der, bekannt mit dem Schicksale des Dichters, ihm bis zu seiner weitern Versorgung ein ansehnliches Jahrgeld bot. Gerhard las, und wandte sich dann mit einer Thräne der Rührung an seine Gattinn: „Sieh, sagte er, wie Gott sorgt! Sagte ich dir nicht: Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wird's wohl machen." Als das Lied in der Folge gedruckt auch in Friedrich Wilhelms Hände kam, bereute dieser sein hartes Urtheil.

Gerhard gehört nicht nur zu den besten geistlichen Liederdichtern älterer Zeit, sondern ist nächst Luther der Erste. Seine Lieder sind Ausbrüche eines frommen empfindsamen Herzens, das von den heiligen Gefühlen der Andacht bis zur Begeisterung gerührt und erschüttert ward, und in solchem Drange der Empfindung in Gesang überfloß. Einige Härten und Rauhigkeiten, und ein gewisser beschwerlicher Ueberfluß an Worten gehört mehr seinem

Zeitalter als ihm. Indessen sind Gerhard's Gesänge nicht alle von gleichem Werth. Zu den Bessern, die durch edle Einfalt und herzliche Sprache sich empfehlen, gehören außer den schon genannten: O Welt, sieh hier dein Leben am Stamm des Kreuzes schweben rc. Solt' ich meinem Gott nicht singen rc. Schwing dich auf zu deinem Gott, du betrübte Seele rc. Warum sollt' ich mich denn grämen rc. Ich singe dir mit Herz und Mund rc. Wach auf mein Herz und singe rc. Wie soll ich dich empfangen rc. — Nicht zu vergleichen sind mit ihnen: Ich steh an deiner Krippen hier, o Jesulein, mein Leben rc. Vergönne mir, o Jesulein, daß ich dein Mündlein küsse rc. und mehrere andere, die voll von tändelnden Ausdrücken sind.***)

Die Zahl der Gerhardschen Lieder beträgt 120. Wir haben zehn Ausgaben derselben. Die erste erschien zu Berlin 1666 in Folio unter dem Titel: Haus- und Kirchenlieder, die letzte zu Wittenberg 1723 in 12 unter dem Titel: Pauli Gerhardi Geistreiche Haus- und Kirchenlieder. Nach des sel. Autoris eigenhändigem revidirten Exemplare mit Fleiß übersehen, auch sammt einem kurzen, doch nöthigen Vorberichte ausgefertiget von Joh. Heinrich Faustking, D. damals Hochfürstl. Konsistorialrath, Hofpredigern, Beichtvater und Superintendenten des Fürstenthums Anhalt — Zerbst. — Sehr viele dieser Lieder — aber leider oft unglücklich modernisirt — sind in verschiedene Gesangbücher aufgenommen worden****).

Anm. *) Wezels Hymnopoeographia oder histori- sche Lebensbeschreibung der berühmtesten Liederdichter Th. 1. S. 160 bis 65.

Anm. *) S. Gottscheds neuen Büchersaal B. 4. S. 9. und 10.

Anm. ***) Den meisten Anstoß haben die beiden Lieder erregt: Herr, ich will gar gerne bleiben wie ich bin dein armer Hund ꝛc. und Nun ruhen alle Wälder ꝛc. — Was aber ersteres betrifft, so ist es nicht Gerhard's eigene Dichtung, sondern nur Uebersetzung einer Lat. Elegie, die in des Nathan Chyträus Viatico itineris extremi (1602) S. 175 flg. mit der Ueberschrift steht: Mulieris Syrophoenissae precatio, Marc. 7, und die so anfängt:

Sum canis indignus, fateor; quid enim mea celem
Crimina, sunt oculis quae manifesta tuis?
Quin etiam cane deterior etc. etc.

Was das zweite Lied betrifft, das man für thörichtes Zeug hielt, da Friedrich II. es unter die tollen Dinge gerechnet hatte, so würde man vielleicht poetische Schönheiten darin entdecken, wenn man bedächte, daß Vieles in diesem verschrienen Liede nichts als Nachbildung jener trefflichen Stelle des Virgil ist:

Nox erat, et placidum carpebant fessa soporem
Corpora per terras, silvaeque et saeva quierant
Aequora — etc. Aen. IV. 521 — 528.

S. Jördens Lexikon ꝛc. B. 2. S. 95 — 101.

Anm. ****) Ueber Gerhard's Leben und Liederpoesie s. Gabriel Wimmers Leben Paul Gerhards. Altenburg 1723. 8. und Wetzels Historische Lebensbeschreibung ꝛc. Th. 1. S. 311 — 322.

§. 13.

Johann Rist. — Georg Neumark.

Zeitgenossen der vorgenannten und auf gleiche Art in der Litteraturgeschichte bekannt, sind Rist und Neumark.

Rist, geboren zu Pinneberg 1607, und gestorben 1667 als Prediger zu Wedel an der Elbe und Herzoglicher Meklenburgischer Kirchenrath, hat eine große Menge geistlicher Lieder gedichtet, die durch Aufnahme in mehrere Gesangbücher bekannt genug geworden sind, aber wenig oder gar keinen poetischen Werth haben. Sein Verdienst besteht in einem frommen, guten Willen und in einer glücklichen Gabe, leicht zu reimen; aber die Alltäglichkeit der Gedanken und die vielen matten Seufzer und Ausrufungen lassen das Herz kalt und leer.

Die Sammlungen seiner Kirchenlieder sind unter mancherlei Titeln erschienen als: Himmlische Lieder, Sabbathische Seelenlust, Musikalische Kreuz-Trost-Lob- und Dankschule, Musikalisches Seelenparadies ꝛc. Zu den Liedern, die in den öffentlichen Kirchengesang aufgenommen wurden, gehören unter andern: Ermuntre dich, mein schwacher Geist ꝛc. Hilf, Herr Jesu, laß gelingen ꝛc. Jesu, der du meine Seele hast durch deinen bittern Tod ꝛc. O Ewigkeit, du Donnerwort ꝛc. O Traurigkeit, o Herzeleid ꝛc. — Uebrigens besitzen wir von ihm auch einige Schauspiele: Das Friedewünschende Deutschland und das Friedejauchzende

Deutschland, die mehr von patriotischem Gefühl als von poetischem Sinn zeugen. Mehr leistete

Neumark, der 1621 zu Mühlhausen in Thüringen geboren wurde, und 1681 als Bibliothekar zu Weimar starb. Unter mehreren Schriften, die er herausgab, verdient besonders sein Poetisches musikalisches Lustwäldlein. Hamburg 1652 12. genannt zu werden, da hierin mehrere geistliche Gesänge von ihm abgedruckt sind, unter denen das herrliche Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc. dem Werth nach das erste ist, und ihm den größten Beifall erworben hat. Dies und mehrere andere als: Ich danke dir mein Gott, von Herzen, daß du mich die vergangne Nacht ꝛc. Es lebt kein Mensch auf Erden, der nicht muß endlich werden des grimmen Todes Raub ꝛc. sind verändert in verschiedene neue Gesangbücher aufgenommen worden*).

Anm. *) S. über diese beiden Liederdichter die vorher genannten Schriftsteller, besonders Jördens Lexikon 4 B. S. 366 — 372 und S. 27 — 32; auch L. v. Baczko's Preußisches Tempe 1781 April S. 246.

§. 14.

Andreas Tscherning.

Tscherning ist geboren 1611 zu Bunzlau in Schlesien, und zu Rostock als Professor der Dichtkunst 1659 gestorben. Er hat sich durch zwei Sammlungen seiner Gedichte bekannt gemacht, unter dem Titel: Deutscher Gedichte Frühling. Breslau 1642. 8 und neu aufgelegt 1649, und: Vortrab

des Sommers Deutscher Gedichte. Rostock 1655. 8. In der ersten Sammlung erscheint er als ein würdiger Schüler Opitzens, in der letzten aber, die seine reiferen Arbeiten enthalten sollte, herrscht viel Steifheit und Kälte. An Reinigkeit und Würde im Ausdruck fehlt es ihm nie, wohl aber an dauernder Begeistrung und Gedankenfülle. Einige seiner Gedichte sind in den leichten Ton der poetischen Episteln geschrieben. Die meisten wurden durch bestimmte Gelegenheiten veranlaßt und sogleich nach ihrer Verfertigung abgedruckt, doch enthalten beide Sammlungen auch Lieder, didaktische Stücke, Sonnette und Sinngedichte. Wie sehr er dabei Opitz vor Augen gehabt, ergibt sich aus den vielen Bildern, Wendungen und Ausdrücken, die er von seinem Vorgänger entlehnt hat. Indessen zeugen diese Gedichte auch von seinem eigenen Reichthum und der Mannigfaltigkeit seiner gelehrten Kenntnisse. Eins der schönsten ist seine Klage der Rahel über den Kindermord des Herodes.*)

Anm.*) Eschenburg, der im dritten B. der auserlesenen Stücke der besten Deutschen Dichter eine Auswahl der vorzüglichsten Poesien Tschernings mitgetheilt hat, gibt unserm Dichter den dritten Platz nach Opitz.

§. 15.

Friedrich v. Logau.

Freiherr v. Logau ist 1604 in Schlesien geboren, und 1655 zu Liegnitz gestorben. Von seinen Eltern und dem Ort seiner Geburt findet man nirgend etwas aufgezeichnet; nur das weiß man, daß er in Diensten des

des Herzogs von Liegnitz und Brieg, Ludwigs des Vierten gewesen. Wir besitzen von ihm eine Sammlung von mehr als viertehalbtausend Sinngedichten, daher er mit vollem Recht als erster Bearbeiter dieser Gattung der Dichtkunst angesehen werden kann. Anfangs gab er nur eine Sammlung von zweihundert Epigrammen heraus und zwar unter verändertem Namen. Sie erschien in Duodez unter dem Titel: Erstes (und andres) Hundert Deutscher Reimensprüche Salomons von Golaw, in Verlegung Daniel David Müllers sel. Erben in Breßlaw (1638). Dieser Sammlung folgte eine stärkere, wahrscheinlich um's Jahr 1654, betitelt: Salomons von Golaw Deutscher Sinngedichte drei Tausend. Breßlau in Verlegung Caspar Kloßmanns. Jedes Tausend ist wieder in seine Hunderte abgetheilt, und hat noch seine Zugabe, ja am Ende stehen noch Sinngedichte, die während des Drucks zugekommen waren.

Logau trat in die Fußtapfen seines Landsmannes Opitz, und man findet in ihm dessen Energie und körnigten Ausdruck wieder. Wer indessen ein ganzes Buch Epigrammen schreibt, muß auch viel Mittelmäßiges und Schlechtes liefern. Dies ist hier der Fall, so daß man alle Beispiele des Fehlerhaften aus Logau entlehnen könnte. Stumpfer Witz, platte Einfälle, matte Gedanken, schmuzige Bilder, Wortspiele, versetzte Namen und andere Albernheiten trifft man bei ihm in Menge. Auch muß man nicht alles für wirkliche Sinngedichte halten. Es sind oft nur Sentenzen und moralische Gedanken oder Bilder ohne eigentliche epigrammatische Wendungen. Aber viele seiner Epi-

gramme haben auch neue, originelle und glückliche Erfindungen und Wendungen, und sind eben so schön gesagt als gedacht. Die Menge des Schlechten war vermuthlich Ursach, daß Logau's Gedichte bald ganz in Vergessenheit geriethen. Zwar gab 1702 ein Ungenannter zu Frankfurt und Leipzig S. v. G. auferweckte Gedichte heraus, allein er beschnitt und veränderte zugleich so viel, und ging überhaupt dabei so unverständig zu Werke, daß er zur Auferweckung des Dichters nichts beigetragen hat. Logau's Name blieb also unbekannt, bis Ramler und Lessing sich des Vergessenen annahmen.

Diese nämlich veranstalteten mit aller Sauberkeit des Drucks eine Ausgabe unter dem Titel: Friedrich v. Logau Sinngedichte, zwölf Bücher, mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von K. W. Ramler und G. E. Lessing. Leipzig 1759 kl. 8. (1 Thlr.) In dieser Ausgabe ist das absolut Schlechte der Logauschen Sinngedichte weggelassen, so daß ungefähr nur ein Drittheil geblieben ist. Einen besondern Werth erhält sie durch das beigefügte Leben Logau's und das angehängte Wörterbuch oder kritische Glossarium über die der Opitzischen Schule eigenen Ausdrücke *). Nach Lessings Tode gab Ramler Logau's Gedichte aufs Neue überarbeitet und vermehret noch einmal heraus (Leipzig 1791, kl. 8. 2 Thlr. 6 Gr.) Statt des Wörterbuchs findet man hier Anmerkungen unter dem Text. Die Anzahl der sämmtlichen Gedichte dieser neuen Ausgabe beläuft sich auf 1631, unter der freilich noch manches sehr Mittelmäßige ist, so wie es auf der anderen Seite bei Manchen zwei-

felhaft seyn dürfte, ob die Veränderung auch allemal eine Verbesserung sey.**)

Anm.*) Vergl. Briefe die neueste Litteratur betreffend, Th. 2. Br. 36. S. 260 bis 270.

Anm.**) Eine Vergleichung der alten Ausgabe von 1654 und den beiden neuern findet man in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften B. 47 St. 2. S. 270 bis 72. — Nasser hat in seinen Vorlesungen über die Gesch. der Deutschen Poesie B. 2. S. 153 bis 162 mehrere Epigramme Logaus aus der ältern Ausgabe v. J. 1654 mitgetheilt, unter denen folgende den Sinngedichten des Martial und Katull zur Seite gestellt werden dürfen:

1. Die schamhaftige Zeit.

Sie sei sonst, wie sie sei, die Zeit,
So liebt sie doch Verschämlichkeit.
Sie kann die Wahrheit nackt nicht leiden,
Drum ist sie emsig, sie zu kleiden.

2. Weinfreundschaft.

Die Freundschaft, die der Wein gemacht,
Wirkt wie der Wein nur eine Nacht.

3. Auf den Quadratus.

Quadratus ist der Welt viel nütz, er giebt viel Schatten,
Wär übel, wann er stürb', im Sommer zu entrathen.

4. Der Mai.

Dieser Monat ist ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß sie jetzund seine Braut, künftig eine Mutter werde.

5. Aerzte und Kranke.

Kranke führen über Aerzte leichtlich nicht Beschwerden,
Jene können diesen stopfen fein das Maul mit Erden.

6. Juristen.

Gott ehr' mir die Juristen! Wann die an einem fehlen,
Ist's nicht um Seel und Leben, es ist nur um das Zählen.

7. Vom Largus.

Largus wünschet seinem Feinde, daß er ein Dukaten sey
In den Händen eines Filzes, denn da würd er nimmer frei.

§. 16.

Andreas Scultetus.

Scultetus, zu Bunzlau in Schlesien geboren, (wann?) starb während seines Aufenthalts auf dem Elisabethanischen Gymnasium zu Breslau, oder in der ersten Zeit seines akademischen Lebens. Von seinen Lebensumständen wissen wir wenig, und auch seine Gedichte würden vergessen seyn, wenn nicht Lessing auf eine ehrenvolle Art sein Andencken erneuert hätte. Dieser erhielt nämlich durch Zufall einige einzelne gedruckte Gedichte des Scultetus, und gab sie unter dem Titel heraus: Gedichte von Andreas Scultetus, aufgefunden von Gotthold Epharim Lessing Braunschweig 1771. 8. (6 gr.) Lessing hat sie mit Anmerkungen und einigen biographischen Notizen begleitet. In seinem Urtheil über ihn nennt er ihn den würdigsten Zögling der Opitzischen Muse, dessen Sprache reich, stark und mahlerisch ist, und dem Flemming, Tscherning und alle übrige, die Opitz nacheiferten, darin nicht gleich kommen. Der vornehmste seiner Fehler, meint er, sey das Bestreben, überall Gelehrsamkeit zu zeigen; dieser Fehler aber wäre ihm um so mehr zu verzeihen, und seine Schönheiten wären um so höher anzuschlagen, da er seine Gedichte in so jungen Jahren verfertigt habe. — Das wichtigste

und vollendetste unter denselben ist: Die Oesterliche Triumphposaune, ein Triumphgesang auf die Auferstehung Jesu, denn es herrscht darin der Ton des Opitz, und der Ausdruck ist richtig, edel und neu. Ein zweites Gedicht: Blutschwitzender und todesringender Jesus kann nur für die Geschichte der poetischen Bildung unsers jungen Dichters Interesse haben. In der Folge erschien noch eine doppelte Nachleese zu Lessings Sammlung, nämlich von Johann Gottlieb von Jachmann, Breslau 1774 (4 Gr.) und von Hieronymus Scholtz, Breslau 1783 (3 Gr.), die beide theils Deutsche, theils Lateinische Gedichte enthalten.

§. 17.

Johann Wilhelm Laurenberg. — Joachim Rachel.

Beide haben sich in dem ersten Drittheil dieses Zeitraums als Satyriker bekannt gemacht, und ihre Werke sind mehrmals mit einander abgedruckt worden.

Laurenberg wurde 1591 zu Rostock geboren, und starb als Professor der Mathematik bei der Ritterakademie zu Soroe in Dännemark 1659. Wir besitzen von ihm eine Sammlung plattdeutscher satyrischer Gedichte, die zum erstenmal um's Jahr 1654 oder 55 unter dem Titel erschien: De veer olde berömede Schertzgedichte: Als erstlick: Van der Minschen itzigen verdorvenen Wandel unde Maneeren; 2) van almodischer Kleiderdracht; 3) van vermengder Sprake unde Titeln; 4) van Poesie unde Rymgedichten.

Met eenem Anhang van etlicken in düssen Tyden nyen ingeschlekenen Mißbrüken. Gedrücket in düssen itzigen Jahr. (Acht Bogen). Ein Exemplar dieser Ausgabe ist auf der Königl. Bibliothek zu Berlin. Eine neuere Ausgabe erschien 1750 zu Cassel, auf deren Titel man noch den Zusatz findet: In Nedderdütsch gerymet dörch Hans Willmsen L. Rost, d. i. Joh. Wilhelm Laurenberg Rostochiensis. Eine hochdeutsche Uebersetzung kam 1653 zu Hamburg heraus, unter dem Titel: Vier Scherzgedichte zu lustiger Zeitvertreibung gehochdeutschet von der Dichtkunst Liebhaberer (C. Christ. Dedekind), wovon ebenfalls ein Exemplar auf hiesiger Bibliothek gefunden wird.

Diese Scherzgedichte gehören zu den launigsten und witzigsten Schriften der vorigen Jahrhunderte. Der leichten und muntern Darstellungsgabe des Dichters kommt auch die von ihm gewählte plattdeutsche Sprache zu Hülfe, die durch ihre eigenthümlichen Ausdrücke und Wendungen dem Ganzen eine, in jeder andern Sprache unerreichbare Naivetät gibt. Um so mehr ist zu bedauern, daß solche bei dem Verf. manchmal in eine gewisse Derbheit übergeht, und dadurch mancher zu grelle Zug entsteht, der unser Zartgefühl beleidigt.

In der ersten Satyre: Van der Minschen Wandel geht der Dichter die verschiedenen Stände durch, und schildert die allgemein herrschenden Thorheiten und verderbten Sitten derselben mit muthwilliger Laune. Die zweite macht die damals modischen, unpassenden Kleidertrachten lächerlich; die dritte eifert gegen die Titelsucht und Sprachmen-

gerei der Deutschen, und enthält überaus drollige und komische Schilderungen. So führt der Dichter z. B. einen jungen Gecken auf, der bei einem kurzen Aufenthalt in Paris seine Muttersprache so vergessen hatte, daß er unaufhörlich französische Brocken in seine Rede mischte. Da er nun einmal in dieser kauderwellschen Sprache dem Koch Anweisung zu einem Frühstück gibt, und dieser ihm ein ungenießbares Gemisch bringt, so entschuldigt er sich bei seinem Herrn damit, daß er es ganz nach seiner Anweisung gemacht habe, indem er sehr gut sagt:

Gy seden my, yck sch . d yuw eine Suppe kaken
Even up sülk Maneer als gy hadden gespraken.
Ydt was so althomal verplümpert, wat gy spreken,
Ydt was thosamenschrapt uth Dütschland, Frankryk, Greken.
So ys de Suppe ock, se ys uth velen Stücken;
Ein iede vör sick sülfst hed sick wol können schicken,
Men nu se is vermengt, nu ys se nicht vel werth,
Schmeckt nicht na Fisch noch Flesch, hefft weder Kop noch Stert.

In der vierten Satyre endlich tritt ein armer Poet auf, der die Geschichte seiner Wanderungen erzählt. In Gefahr zu verhungern, sucht er sich Beschützer seiner Muse. Einst kommt er in eine große Stadt „up synem Apostel-Peerde gereten." Hier erregt ein prächtig gebautes Haus seine Aufmerksamkeit, und, in der Meinung, es wohne dort ein vornehmer Mann oder ein angesehener Gelehrter, geht er hinein. Es war aber ein reicher Kornhändler, der von den Musen eben nichts wußte, und nur nach

vielen Schwierigkeiten wird unser Poet eingelassen. Da entspinnt sich denn zwischen Dichter und Kornhändler folgendes Gespräch:

Ick brachte ydt endlyk so fern,
Dat yck ward ingelaten tho dem Hern
In ene Stuve, dar was ydt althomahl
So prächtig, als in eines Försten Sael.
Ick dede ein grote Reverenze maken.
He satt so styff als ein Hoppenstaken. —
Wol synd gy, sede he, gevet yuw kund!
Will gy Garsten edder Roggen etlike Pund?
De köne gy bekamen hüte oder morgen,
Vör baren Gelde und nicht tho borgen. —
Ick sprack, grotgünstiger, hochgeehrter Her,
Ick schetze my glückselig der groten Ehr
Hieher tho kamen an dissen Ort
Und mit dem Heren tho wesseln etlicke Wort.
Der Gelehrden Patron wert de Heer genömt,
Davör ys he in de Welt beröhmt,
Em will yck dyt Carmen offereren,
Und in syne hoge Gunst my rekommenderen.
Synes Namens will yck röhmlick gedenken,
Und in den Tempel der Memorie henken.

De Herr satt lang und sach my an,
Endlyk sede he: gode Mann,
Ick weet nicht, wat yck schall uth yuw maken;
Gy schnackt wunderlik seltsame Saken,
Velicht werd gy ein Magister syn,
Und den Kindern in de Schole leren Latin;
Edder gy mögen wol gar ein Backelaers wesen,
Und in der Akademe den Studenten vörlesen.

Laet my ydt hören, dat yck kann weten,
Wo ick yuv schall titeleren und heten.

Ick sede: groetgünstige Herr und Patron,
Dyt Carmen wert uthwysen myne Profession;
Ock bin yck ein Poet von veelen Jahren,
In der edlen Poesie gelehrt und erfahren.
Hedd ick so veel Glücks als Geschicklichkeit,
Ydt würde my so nicht gahn, als ydt my geit.
Phöbus mit allen Pimpleiden
Ys vam Marte överwunden im stryden;
Pandora, törnig över de maten,
Heft ere ganze Büsse över my uth gegaten.
Darvan bin yck nu ein Irus worden
Und getreden in der Mendicanten Orden.

Gy reden tho hoch, sprack de Mann thor stund,
Yuwe Wörde synd altho kakelbunt.
Doch, so veel als ick daruth vernehmen kann,
Syndt gy ein Poet und gelehrder Mann.
Wowol yck nu nicht eigentlyck weet,
Wat dat tho seggen ys Poet;
So hebbe yck doch van andern my lathen berichten,
Dat ydt de synd, de Versche dichten,
De da könen allerley Ryme schryven,
Darmit se allenthalven eeren Handel dryven
Up Hochtyden, Kinddöpen, und by Doden,
Und wor se sünst etwas synd vermoden.
Wo gy ock ener van densülven syndt,
So kame gy hier nicht to rechter Tydt;
Den gy sehen wol, myn gode Heer,

Dat hier ys weder Köste noch Kindelbeer.
My wundert nicht weinig, dat gy sydt so geck
Und bewahren yuw mit sülken Dreck.
Dat Handwark ys yo so gar tho gemeen,
Verse wil itzunder schryven ieder een.
De iungen Bengels, de kuem könt lesen,
De willen alle Poeten wesen.
In allen Brudtlachten dat drüdde Gericht
Ys wißlick ein Hochtydgedicht;
Darmit glit de Wien henin desto sachter,
So kann man lustig seggen blank achter.
Wenn begraven schal werden ein Lyk,
Ys ydt gewesen iemand Vörnehm und Ryk,
Stracks möten uthgedeelt werden Carmen,
Glyk als men Almissen uthdeelt den Armen ꝛc.

Nach beendeter Erzählung nimmt der Verf. von diesem Vorfall Veranlassung, einige Betrachtungen über den schwülstigen Ton einiger Dichter seines Zeitalters anzustellen.*)

Anm.*) S. Nasser's Vorlesungen ꝛc. B. 2. S. 318 — 333, und Flögels Geschichte der komischen Litteratur B. 3. S. 414 flg.

§. 18.

Fortsetzung.

Rachel, beinah drei Jahrzehende später lebend als Laurenberg, wurde 1618 zu Lunden im Herzogthum Holstein geboren, und starb als Rektor in Schleswig 1669. Er war ein Mann, der sich treffliche Kenntnisse durch das Studium der Alten erworben hatte. Davon zeugen theils seine lateinischen

Epigramme, theils — weshalb er hierher gehört — seine Deutschen satyrischen Schriften. Morhof hielt ihn für den Schöpfer und ersten Satyriker in der Hochdeutschen Sprache. Seine Charaktere sind nach dem Leben gezeichnet, aber meist von Persönlichkeiten frei. Er hat das Feuer des Juvenal und die Laune des Horaz; seine Sprache ist korrekt, und sein Versbau — er wählte das alexandrinische Sylbenmaaß — wohlklingend. Mehrere Gedanken hat er aus den Alten entlehnt, aber ihnen einen glänzenden Anstrich von Neuheit gegeben. Doch ist er auch nicht ohne bedeutende Fehler, wozu besonders eine gewisse Breite in der Darstellung und Mangel an richtigem und geläuterten Geschmack gehört, daher er oft in eine ungesittete Sprache fällt.

Die erste Ausgabe seiner Gedichte erschien unter dem Titel: Joach. Rachelii, Londinensis, deutsche satirische Gedichte. Frankfurt 1664 12. Sie enthält folgende sechs Satyren: Das poetische Frauenzimmer oder böse Sieben; Der vortheilhaftige Mangel; Die gewünschte Hausmutter; Die Kinderzucht; Das Gebet; Gut und Böse. Im Jahre 1667 besorgte ein Meklenburgischer Edelmann v. Voß eine neue Ausgabe, die mit noch vier andern Satyren: Der Freund, Der Poet, Jungfern-Anatomie und Jungfernlob — vermehrt ist; von den beiden letzteren aber, die ohnedies nicht bedeutend sind, ist noch ungewiß, ob sie von Rachel herrühren. Spätere Ausgaben erschienen zu Oldenburg 1677, ferner unter dem erdichteten Verlagsort London 1686, zu Leipzig 1689 und 1695, zu Bremen 1700 und 1707. Fünfmal wurden sie mit Lauren-

bergs Scherzgedichten, aber sehr unkorreckt, zu Freiburg im Hopfensack, (d. i. Berlin) gedruckt; auch zu Hamburg 1742. Die neuste Ausgabe besorgte der Rektor Johann Jakob Wippel in Berlin unter dem Titel: Joachim Rachels aus Lunden nach dem Originale verbesserte und mit einem neuen Vorberichte begleitete Deutsche satirische Gedichte. Berlin 1743. 8. (49.) Diese vielen Ausgaben zeigen zugleich, welch' ein gelesener Dichter Rachel gewesen seyn muß. — In der ersten Satyre entwirft der Verfasser sieben Gemälde von bösen weiblichen Charakteren, und schließt mit dem Bilde einer vollkommenen Hausfrau; in der zweiten erläutert er mit Beispielen aus dem weiblichen Geschlecht den Satz: kein Fehler sey so groß, daß er nicht auch seine gute Seite habe; in der dritten gibt er ein Ideal von einer vollkommenen Frau. Diese drei Satyren waren ursprünglich Hochzeitgedichte, wurden aber in der Folge vom Dichter umgearbeitet. Der vierten Satyre, in welcher der Hauptsatz durchgeführt wird, daß in der Kinderzucht alles auf das Beispiel ankomme, liegt die 14te Satyre das Juvenal, der fünften die vierte Satyre des Persius, und der sechsten die zehnte Satyre des Juvenal zum Grunde. In der siebenten (Der Freund) eifert er wider den Mißbrauch des Wortes Freundschaft, und in der achten, die nebst der vorigen und der ersten die vorzüglichsten Stellen hat, spricht er über die Verachtung der Poesie, und entwirft im Gegensatz des Reimers das Bild eines guten Dichters*).

Anm.*) Wippels Vorbericht zu seiner Ausgabe

der Rachelschen Satyren. Flögels Geschichte der komischen Litteratur B. 3. S. 427, und besonders Nasser's Vorlesungen rc. B. 2. S. 334 — 357.

§. 19.

Dramatische Dichtkunst.
Johann Klai. — Andreas Gryph.

Unter mehreren Dichtungsarten, die seit Opitz bearbeitet wurden, hatte besonders das Lied, die Satyre und das Epigramm am meisten gewonnen. Am übelsten berathen war noch immer die dramatische Dichtkunst. Opitz hatte zwar durch einige poetische Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, wie durch einige freie Nachbildungen Italiänischer Originale (S. 219) auch in dieser Hinsicht einen bessern Geschmack zu verbreiten gesucht; aber man konnte sich damaliger Zeit noch immer nicht von dem heiligen Stoff trennen, den die biblische Geschichte darbot, und fühlte noch nicht das Unschickliche, göttliche Wesen und Angelegenheiten dramatisch zu behandeln. Daher sehen wir auch nach Opitz noch nichts weiter als den heil. Joseph, die keusche Susanna, den Engel Raphael, den Herodes, Nebukadnezar und ähnliche Erscheinungen.

Einer dieser dramatischen Schriftsteller, der von diesem Irrthum befangen war, ist Johann Klai oder Clajus. Diesem, 1616 zu Meißen geboren, und 1656 als Prediger zu Kitzingen, einer Stadt in Franken, gestorben, schien es besonders ein großer Ernst mit dem religiösen Drama zu seyn. Er schrieb nämlich: 1) Weihnachtsandacht. Nürnberg 1644. 4.

2) Von der Auferstehung Jesu Christi, in hochdeutschen Reimarten verfasset und in Nürnberg bei hochansehnlicher volkreicher Versammlung abgehandelt. Ebendas. 1644. 4. 3) Von der Höllen- und Himmelfahrt Jesu Christi. Ebendaselbst 1644. 4. 4) Herodes der Kindermörder, nach Art eines Trauerspiels ausgebildet und in Nürnberg einer Deutschliebenden Gemeine vorgestellt durch Johann Klai. Ebendas. 1645. 4. 5) Der leidende Christus, in einem Trauerspiel vorgestellt rc. und 6) Engel und Drachenstreit ohne Jahrzahl und Ort.

Die Fehler dieses Dichters sind, ungeachtet des Lobes, das sein Freund, der gelehrte Harsdörfer, ihm beilegt, zu auffallend, als daß sie übersehen werden könnten. Seine Schreibart, in Prosa wie in Versen, ist gezwungen und affektirt, dabei voll von Plattheiten, Lächerlichkeiten, Spielereien und unnatürlichem Witze. Seine Schauspiele insonderheit haben das Eigenthümliche, daß hin und wieder mitten unter den auftretenden Personen der Poet selbst redet, und seinen Lesern oder Zuschauern zumuthet, bei dem, was er die handelnden Personen sagen läßt, sich noch allerlei hinzuzudenken. Merkwürdig ist auch, daß er mit den Versarten nach der Verschiedenheit des Inhalts abwechselt, indem er glaubt, daß in einem Schauspiele kurze oder lange, jambische, trochäische oder daktylische Verse gewissen Rollen oder gewissen Affekten besonders zukommen.*) Aus einzelnen Stellen sieht man indeß, daß es ihm nicht an Anlagen zum Trauerspieldichter gefehlt habe. — Von seinen geistlichen Liedern sind mehrere in Gesangbücher auf-

genommen worden. Das bekannteste ist: Ich habe einen guten Kampf gekämpft.**)

Anm.*) Joh. Elias Schlegel hat das tragikomische Schauspiel Herodes einer ausführlichen Zergliederung gewürdigt, um uns einen Begriff von dem Geschmack damaliger Zeit zu geben. S. Beiträge zur kritischen Historie der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit, St. 27 No. 1. S. 355 bis 378; und Schlegels Werke Th. 3 S. 3 bis 26. Vergl. Gottscheds nöthigen Vorrath ꝛc. Th. 1. S. 197.

Anm.**) S. Jördens Lexikon 1. B. S. 306 — 309.

§. 20.

Fortsetzung.

Viel höher steht Andreas Gryph, der 1616 zu Großglogau in Schlesien geboren wurde. Wegen der Unruhen des dreißigjährigen Krieges unternahm er Reisen in fremde Länder, und zwar in Holland, England, Frankreich und Italien, die ihn fast zehn Jahr von seinem Vaterlande entfernt hielten. Nachdem er wieder zurückgekehrt war, wurde er Landsyndikus des Fürstenthums Glogau, und als solcher starb er 1664.

Gryph gehört zu den originellsten Dichtern dieses Zeitraums. Wir besitzen von ihm Lust- und Trauerspiele, Oden und Lieder, Sonnette und Epigramme. Am ausgezeichnetsten ist er im Drama, worin er auch am meisten geschrieben hat. Sein Verdienst um diese Gattung der Poesie ist um so größer, da er sich darin erst Bahn brechen mußte, indem außer Opitzens Versuchen und den geistlichen Trauerspielen des Clajus so gut als nichts im regelmäßigen Schauspiele

geleistete war. Seine Arbeiten bieten freilich eben so viel Veranlassung zum Tadel als zum Lobe dar, doch erkennt man sein Genie auch in seinen Fehlern. Er besaß ausgebreitete Gelehrsamkeit, kannte die Griechen, die Natur und das menschliche Herz. Mit einer genauern Kenntniß des Theaters würde er in der dramatischen Dichtkunst eben das haben leisten können, was Opitz als Lehrdichter geleistet hat. Die meist edle und würdevolle Sprache in seinen Trauerspielen, die regelmäßigere Anordnung seiner Stücke, die bessere Wahl des Stoffs, die richtigere Zeichnung der in seinen Stücken vorkommenden Charaktere sind Vorzüge, die uns für die, ihm und seinem Zeitalter angehörigen Fehler entschädigen. Im regelmäßigen Trauerspiele machte er die ersten Versuche, und fehlt es diesen auch im Ganzen an Interesse und natürlichem Dialog, so mangelt es ihnen doch nicht an einzelnen genialen und gelungenen Stellen. Die Kunst der zusammenhängenden Verflechtung sucht man in seinen Planen vergebens, aber man sieht doch im Einzelnen, daß er Situationen anzulegen, und Charaktere wenigstens im Groben zu zeichnen wußte. Seine Wortfügung ist größtentheils ungezwungen, seine Verse sind fließend, ob es schon nicht an Härten und Rauhigkeiten fehlt, und sein Ausdruck oft ins Schwülstige und Spielende verfällt, wodurch die Wirkung mancher sonst schönen Stelle geschwächt wird. Zu den Eigenheiten in seinen Trauerspielen gehören die öftern Geistererscheinungen, die den Griechen nachgebildeten Chöre und die in ihnen auftretenden allegorischen Personen, z. B. Tod und Liebe, Tugenden, Jahreszeiten u. s. w. Die Akte heißen bei ihm Abhandlungen, die

Scenen heißen Eingänge, die Chöre aber Reyen (Reihen). — Die Komödien zeugen von Gryphs Talent zum Niedrigkomischen, doch fehlt es seinem Witze an Politur, so wie er denn auch nicht selten rohe und ausgelassene Scherze einmischt. Unter seinen übrigen Gedichten zeichnen sich noch einige geistliche Sonnette, z. B. eins auf die Geburt Jesu Christi, und einige Sinngedichte aus, von denen manches mit martialischem Salze gewürzt ist.

Nachdem mehrere Gedichte Gryphs schon einzeln gedruckt waren, veranstaltete er selbst eine Sammlung derselben 1639 zu Leiden bei den Elzeviren. Hierauf erschien 1650 zu Frankfurt a. M. eine unächte Ausgabe mit einigen fremden Sonnetten, unter dem Titel: Trauerspiele, Oden und Sonnette. Um diese zu verdrängen, besorgte Gryph 1657 eine ächte und vollständige Ausgabe im Verlage des Buchhändlers Joh. Lischke. Eine vierte erschien unter dem Titel: Andreae Gryphii Freuden- und Trauerspiele, auch Oden und Sonnette. In Breslau zu finden bei Veit Jacob Treschern, Buchhändler. Leipzig, gedruckt bei Joh. Erich Hahn. Im Jahr 1663. Die letzte Ausgabe besorgte des Dichters ältester Sohn Christian Gryph nach dem Tode des Vaters unter dem Titel: Andreae Gryphii um ein merkliches vermehrte Deutsche Gedichte. Breslau und Leipzig, in Verlegung der Fellgiebelschen Erben 1698. 8. Es ist sehr zu bedauern, daß diese wegen ihrer Vollständigkeit für den Litterator so brauchbare Ausgabe durch viele Druckfehler und falsche Interpunktion, entstellt ist.

Die, in dieser Ausgabe abgedruckten Trauerspiele sind:

1) Leo Arminius oder Fürstenmord, in fünf Aufzügen und gereimten Alexandrinern. Es ist Gryphs bestes Trauerspiel. Der Stoff ist entlehnt aus der Geschichte des Byzantinischen Kaisers dieses Namens, der im J. 820 durch Anstiften seines Feldherrn, des Michael Balbus, ermordet wurde. Schon einmal war Michael des Hochverraths überwiesen, sein Urtheil war gesprochen, und die Vollziehung sollte am Weihnachtsabend geschehen. Aber die Gemahlinn des Kaisers, Theodosia, die es anstößig fand, den heiligen Tag durch eine Hinrichtung zu entweihen, wußte den Kaiser zum Aufschub der Hinrichtung zu bewegen. Unterdeß gelang es dem Michael im Gefängnisse einige seiner Mitverschwornen aufs neue zu gewinnen; und sie überfielen nun, als Priester verkleidet, den Kaiser in seiner Kapelle, als er eben seine Andacht verrichten wollte.

2) Katharina von Georgien, oder bewährte Beständigkeit in fünf Aufzügen und gereimten Alexandrinern. Der Inhalt ist das tragische Ende der unglücklichen Fürstinn von Georgien, die auf Befehl des Persischen Regenten Schach Abas I. im J. 1624 hingerichtet wurde. — Das Stück verändert den Schauplatz der Handlung schnell und oft. Die Ewigkeit und Eitelkeit spielen als Personen mit, und die Tugenden machen den Chor.

3) Ermordete Majestät oder Karl Stuart von Großbritannien in fünf Aufzügen, und gereimten Alexandrinern. In diesem Stücke spielt eine Menge Personen. Der König wird auf der Bühne hingerichtet.

4) Großmüthiger Rechtsgelehrter oder sterbender Aemilius Paulus Papinianus, in fünf Aufzügen und gereimten Alexandrinern. Der Kaiser Antonius Bassianus Caracalla ermordet in der Uebereilung seinen Stiefbruder Geta in den Armen seiner Mutter. Um den Vorwurf eines Brudermordes von sich abzulehnen, soll der berühmte Rechtsgelehrte Papinianus die That beschönigen. Diesen aber kann nichts zur Rechtfertigung oder auch nur Entschuldigung einer Handlung bewegen, die sein Herz verabscheut. Der Tyrann beschließt also seinen Tod, und im fünften Akt wird er wirklich hingerichtet. — Die Rolle des Papinianus ist der interessanteste Theil des Stückes.

5) Beständige Mutter oder die heilige Felicitas, in fünf Aufzügen und gereimten Alexandrinern, ist aus dem Lateinischen übersetzt und unbedeutend. Eine edle Römerinn, die mit ihren Kindern zum Christenthum übergegangen ist, und dasselbe ableugnen soll, stirbt mit ihren sieben Söhnen den Märtyrertod.

6) Die sieben Brüder oder die Gibeoniter ꝛc. ist aus dem Holländischen übersetzt, und hat fünf Aufzüge.

7) Cardello und Celinde oder unglücklich Verliebte enthält in fünf Aufzügen eine Geschichte, die dem Dichter in Italien als wahre Begebenheit erzählt wurde, und ist wohl das unbedeutendste unter seinen Trauerspielen.

Nicht minder fruchtbar und glücklich ist Gryph als Lustspieldichter. Seine wichtigsten Lustspiele sind:

1) Majuma, Freudenspiel, auf dem Schauplatz gesangsweise vorgestellt im Maimond 1653. Das Stück wurde zu Ehren Ferdinand's IV, der damals Römischer König wurde, geschrieben, und ist das einzige Gryphische Stück, das wirklich auf die Bühne gekommen ist. Der Ausdruck Freudenspiel ist eine von Zesen herrührende Verdeutschung des Worts Komödie. Genau genommen ist das Stück ein Singspiel, dessen Haupthandlung darin besteht, daß Mars auf Verlangen der Chloris entwaffnet wird.

2) Der schwärmende Schäfer, ein satyrisches Lustspiel in fünf Aufzügen. Es ist eine poetische Uebersetzung aus dem Berger extravagant des jüngern Corneille, und enthält die Geschichte eines jungen Mannes, dem die Romanenlektüre den Kopf verdreht hatte. Das Stück hat den Fehler, daß es zu gedehnt ist, daher es nur theilweise Vergnügen macht.

3) Absurda comica, oder Herr Peter Squenz, Schimpfspiel (Posse) in Prosa. Ein sehr komisches Stück von der burlesken Gattung. Wie viel aber unserm Gryph davon gehören mag, läßt sich nicht wohl bestimmen. Er selbst nennt in der Vorrede den Nürnbergischen Mathhematiker Daniel Schwenter als ursprünglichen Verfasser und sich selbst als Umarbeiter. Auch theilt es den Stoff mit dem Shakespearschen Zwischenspiel: der Sommernachtstraum, welches die Geschichte des Piramus und der Thisbe enthält; indessen ist die Ausführung sehr verschieden. Die spielenden Personen sind: Peter Squenz, Schreiber und Schulmeister zu Rumpelskirchen; Meister Krix, ein Schmidt; Meister

Bulla Butain, ein Blasebalgmacher; Meister Klipperling, ein Tischler; Meister Bollinger, ein Leinweber; Meister Klotz George, ein Spulenmacher, und Pickelhäring, der lustige Rath des Königs. Zuschauende Personen sind: Die Königinn Cassandra, die Prinzessinn Violandra, und der Marschall Eubulus. — Diese Posse zeigt unwidersprechlich Gryphs Talent für das Komische.

4) Horribilicribrifax, deutsch Scherzspiel (Lustspiel) in Prosa. Ein Stück, das bei manchen Uebertreibungen und barocken Ideen doch ebenfalls an ächt komischer Laune reich ist. Die Hauptpersonen sind: Don Horribilicribrifax und Don Daradiridatumdarides, zwei verabschiedete Offizire, beide Großsprecher und Windbeutel, mit denen ein pedantischer und eingebildeter Dorfschulmeister Sempronius figurirt, der eben so unerschöpflich ist an Lateinischen und Griechischen Phrasen, als jene beide an Französischen und Italiänischen Brocken*).

Anm.*) Ueber Gryph's Leben s. Christ. Heinr. Schmids Nekrolog der vornehmsten Deutschen Dichter B. 1 S. 113 bis 129. — Nasser hat in seinen Vorlesungen B. 2 S. 212 flg. sich sehr lange bei Gryph verweilt, und mehrere Proben aus dessen Trauer- und Lustspielen mitgetheilt. Vergl. Jördens Lexikon B. 2 S. 263.

§. 21.

Georg Philipp Harsdörfer.

Harsdörfer wurde 1607 zu Nürnberg geboren, und starb daselbst 1658 als Rathsherr. Die Zeitge-

nossen dieses Mannes haben ihn wegen seiner mannigfaltigen gelehrten Kenntnisse und seiner Rechtschaffenheit sehr erhoben. Wirklich gehörte er zu den talent- und kenntnißvollsten Männern seiner Zeit. Er hatte sich die Sprachen und Wissenschaften aller alten und neuern Völker zu eigen gemacht, und schrieb mit unglaublicher Leichtigkeit eine Menge von Schriften verschiedner Art. Geschichte, Mathesis, Dichtkunst, Gottesgelahrheit, Ernst und Scherz wechseln unaufhörlich ab, und eben der Mann, der jetzt über die tiefsinnigsten Wahrheiten spricht, singt gleich darauf als Schäfer, oder gibt Anleitung, wie man einen Truthahn zerlegen soll. Aber eben diese unglückliche Vielseitigkeit ist es, die es ihm unmöglich machte, einen Gegenstand ganz und mit ungetheilter Seele zu ergreifen, und eben die Leichtigkeit, mit der er schrieb, hinderte ihn, tiefer und gründlicher in den zu bearbeitenden Stoff einzugehen. Auch bildete er sich mehr nach dem bilderreichen Prunk der Neuern, als der edlen Einfalt der Alten. Diese Fehler haben die Nachwelt zu ungerechten Urtheilen über ihn verleitet. Man verkannte darüber zugleich sein Gutes, und wußte fast weiter nichts von ihm, als daß er das h aus unsrer Sprache habe verbannen wollen, welches aber seine Schwester noch glücklich verhinderte, da sie ihn an seinen Namen erinnerte. Wahr ist es, daß sein Streben oft auf Spielereien hingerichtet ist, daher er auch als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft den Namen des Spielenden führt, und daß er, aus Begierde, rein zu schreiben, nicht selten in's Gesuchte und Platte fällt. Aber der Ruhm eines fleißigen Sprachforschers und gelehrten Sammlers darf ihm

nicht geraubt werden; er weicht an Belesenheit, Kenntniß der Kritik und Eifer für die Ehre unsrer Sprache keinem seiner Zeitgenossen.

Unter seinen zahlreichen Schriften in Deutscher und Lateinischer Sprache, in Versen und in Prosa merken wir hier nur diejenigen an, aus denen das Talent und die vielseitige Kenntniß des Mannes sich am besten beurtheilen läßt. Dahin gehören:

Seine Gesprächspiele. Acht Theile. Nürnberg 1642—49. 12. und sein Poetischer Trichter, rc. drei Theile. Nürnberg 1650—53. 8. In beiden Werken findet man Abhandlungen über Heraldik, Poesie, Deutsche Sprache, Philosophie, Naturkunde, Reitkunst und andre Gegenstände. Nächstdem verdient sein Nathan, Jotham und Simson, oder geistliche und weltliche Lehrgedichte und Räthsel. Erster, zweiter Theil Nürnberg 1650 – 51. 8. bemerkt zu werden. Dieses Werk enthält 300 Fabeln, größtentheils Allegorien, 300 geistliche Erdichtungen und 200 Räthsel, und gerade hier zeigt sich sein guter Kopf am meisten, ungeachtet der übertriebnen Liebe zu bildlichen Ausdrükken und Blümeleien. Eben so verdiente auch sein Lateinisches Werk über die Kritik unsrer Sprache: Specimen philologiae Germanicae. Norimb, 1646. 12. mehr gekannt zu seyn. Das Werk zeugt nicht nur, daß Harsdörfer ein gelehrter und belesener, sondern wie Schottel sagt, auch ein um die Deutsche Sprache in alle Wege hochverdienter Mann, und ein wackerer und rechtschaffener Patriot gewesen sey. Bemerkenswerth ist Harsdörfer auch noch als Stifter des Blumenordens an der Pegnitz, wovon in der

zweiten Hälfte dieser Litterargeschichte umständlicher die Rede seyn wird. *)

Anm. *) Das Beste über Harsdörfer hat A. G. Meißner geschrieben: Ueber Harsdörfers Leben und Schriften, in der Quartalschrift: Für ältere Litteratur und neuere Lektüre 1783. St. 2. S. 17 bis 53. Vergl. Jördens Lexikon 2ter B. S. 332 bis 344.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinsius, Theodor,

Teut oder theoretisch-praktisches Lehrbuch des gesammten deutschen Sprachunterrichts

Bd.: 4,1

Berlin 1811

L.germ. 99 k-4,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10797542-8